Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Cornelis Elisa Koetsveld van

Das apostolische Evangelium

Leipzig: Verlag von Friedrich Jansa, 1904

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1725270293

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

Das apostolische Evangelium

von

C. E. van Koetsveld

Aus dem Holländischen übersetzt

von

Pfarrer Dr. O. Kohlschmidt
in Mönchenholzhausen

Leipzig
Verlag von Friedrich Jansa
1904

Inhalt des ersten Teiles

Seite

Vorwort 3
1 Der unbekannte Gott 9
2. Die Seele, die nach Gott dürstet 21
3. Die wahre Religion 34
4. Autoritätsglaube und selbständiger Glaube 47
5. Gottes Wort 60
6. Das Evangelium 73
7. Jesu Einladung 86
8. Das Kreuz 98
9. Die Auferstehung 110
10. Die Bibel 126
11. Zank, Parteien, Spaltungen 141
12. Ich habe Glauben gehalten 152

Inhalt des zweiten Teiles

Seite

Vorwort 3
1. Das erste und das letzte Wort der Bibel 10
2. Jesu Lehre 23
3. Was Jesus von uns fordert? — Den Glauben 35
4. Was Jesus in uns will? — Die Liebe 47
5. Jakobus. Das Evangelium ein Gesetz 60
6. Petrus. Das Evangelium eine Berufung 73
7. Paulus. Das Evangelium der Rechtfertigung des Sünders 85
8. Paulus. Die Frucht des Evangeliums: Glaube, Hoffnung und Liebe . 97
9. Der Hebräerbrief. Das Evangelium ein neuer, ewiger Bund 109
10. Johannes. Das Evangelium der höchsten Offenbarung der Liebe Gottes 122
11. Die Apostolischen Väter 137
12. Der einige Grund 152
Abschied 164

Erster Teil

Vorrede zum ersten Teile

Daß unsere Zeit eine Zeit der Gärung und des Überganges ist, wird je länger, je mehr richtig erkannt. Ohne in den Ratschluß des Allerhöchsten einzudringen, haben wir nur auf die Zeichen der Zeit zu achten, um zu sehen, daß sich ein Ringen entwickelt, kaum anders als das, von dem Paulus schrieb: Das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Während sich die römisch-katholische Kirche noch immer mit verzweifelten Kräften gegen die Forderungen der neueren Zeit zur Wehr setzt, erbeben die protestantischen Kirchen bis in ihre Grundfesten. Die alten Scheidemauern zwischen Luther, Calvin und anderen Reformatoren werden durchbrochen, aber dem gegenüber droht eine viel größere Trennung. Im Namen der Freiheit und Wissenschaft wird das Christentum angegriffen, und von manchen sogar schon für verloren erklärt, von andern wenigstens für machtlos gehalten, oder mit einem tiefen Seufzer bezweifelt. Gegen diese Bewegung hebt die Orthodoxie ihre alte Fahne empor. Der eine will im Sturme vorwärts, einer neuen Zeit entgegen; der andere mit aller Kraft rückwärts, mindestens bis zum Zeitalter der Reformation. Und bei dieser allgemeinen Bewegung der Geister war es eine Zeitlang schwierig, Freunde und Bundesgenossen von Gegnern und Feinden zu unterscheiden, oder auch nur die Parteien zu zählen und ihre Kriegslosungen klar auseinander zu halten.

In dem allem ist schon jetzt ein erfreuliches Zeichen zu merken. Mag auch der Schwermütige nichts als allgemeinen Abfall, das Nahen und den anfänglichen Sieg des Antichrists erkennen, der fröhliche Gläubige, der gern die Vorzeichen der nahen Zukunft des Herrn entdeckt, sagt mit Paulus: Daß nur Christus verkündiget werde allerlei Weise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit! Es ist noch nicht allzu lange her, als man der Prophezeiung Glauben beimaß, dem trotzigen Baume des Christentums sei schon die Axt an die Wurzel gelegt, und das blutige Kreuz werde bald in der Erde vergraben werden; auf den Trümmern der Kirche werde bald eine allgemeine Naturreligion erstehen, ja, alle Religion werde bald ein überwundener Standpunkt sein. Gott sei Dank! Diese Stimmen werden mit der Zeit immer schwächer. Wo sie sich noch hören lassen, finden sie nur noch geringe Beachtung und können

kaum noch jemand erschrecken. Der Galiläer hat gesiegt — wie Julian, der Abtrünnige, sterbend ausrief. Die Naturreligion selbst kann sich nicht mehr anders halten als dadurch, daß sie den Namen Jesu auf ihre Fahnen schreibt. Kein anderer Christus, kein von Gott Gesalbter, als der Heiland und das Licht der Welt.

Aber so ist nun auch, was früher ein Streit gegen die Kirche war, ein Streit in der Kirche geworden. Wer in unserer Zeit in ehrlichem Eifer von Scheidung redet, sei noch einmal an das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen erinnert, damit nicht mit dem Unkraute zugleich auch der Weizen ausgerauft wird. Was einmal in der Luft liegt, das kann man nicht ausschließen, und was sich noch nicht von selbst ausgeschieden hat, das kann auch nicht ohne Lebensgefahr durch künstliche Mittel zur Ausscheidung gezwungen werden. Die Kirche wird meines Erachtens diese Gefahr mit Hilfe der Liebe, die das Band der Vollkommenheit ist, zu überwinden suchen müssen. Sie wird so gut wie möglich ihre gesetzlichen Formen nach dem tatsächlichen Zustand der Gemeinde einrichten müssen, und vor allem dem, was sie für Irrtum hält, nicht die Märtyrerkrone verleihen dürfen.

Indessen haben wir doch schon so viel gewonnen, daß die beiden extremen Parteien, die an der Spitze der Bewegung stehen, es deutlicher aussprechen, was sie eigentlich wollen, und auch besser dazu imstande sind, weil sie sich selbst dessen besser bewußt geworden sind. Die Orthodoxen, die der älteren Art wie die modernen, legen in dem Maße ein größeres Gewicht auf die Hauptglaubenswahrheiten der alten protestantischen Kirche, als sie die Streitereien über besondere Bestimmungen und die Vorliebe für zeitlich bedingte Formen fahren lassen. Die göttliche Inspiration und die Schriftautorität, die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit, die Souveränität der göttlichen Gnade und die Notwendigkeit der Wiedergeburt, Erbsünde und Genugtuung, sind daher die Hauptpunkte, an denen sie festhält. Und es ist nicht zu leugnen, daß diese Richtung, die in unserer Zeit bei den Großen so beliebt geworden ist, auch bei der großen Masse noch immer in besonderem Ansehen steht. — Dieser Orthodoxie direkt gegenüber steht hierzulande die „moderne" Weltanschauung, die die Heilige Schrift wie sechsundsechzig gewöhnliche Bücher behandelt, das Christentum als eine merkwürdige Erscheinung in der Weltgeschichte unter ihr Seziermesser nimmt, und, soweit sie sich konsequent bleibt, alles, was aus dem Rahmen des gegenwärtigen Naturerkennens hinausfällt, in das Gebiet der Legende verweist, so daß nach wie vor die Weltschöpfung, die Gesetzgebung, die Prophetie, und im Evangelium zuerst die wunderbare Geburt, die Wunder und die Himmelfahrt und endlich auch die Auferstehung des Herrn dem Schwerte ihrer Kritik zum Opfer gefallen sind. — —

Eine andere Richtung wird von den beiden extremen nicht gern anerkannt. Alles andere gilt ihnen als Halbheit, als ein Manko an Glauben und Wissen zugleich; über die altliberale Richtung geht man zur Tagesordnung über.

Was mich betrifft, so kann ich diese Exklusivität nicht billigen. Schon grüße ich den sinkenden Abend, und es liegt im Laufe der Natur, daß die steigende Sonne mehr Kraft hat. Aber um der Sache willen, die ganz gewiß mich und meine Zeitgenossen überleben wird, kann ich mich jenem Urteile nicht anschließen. Ich kann darum auch keiner der beiden extremen Parteien die Siegespalme zuerkennen, oder mich zu einer von beiden halten, weil eine wie die andere an das Evangelium Christi mit einem Vorurteile herantritt: bei den „Modernen" ist es ein wissenschaftliches, bei den Orthodoxen ein kirchliches Vorurteil. Man braucht nur beider Kritik über die Bibelbücher oder ihre Auslegung der Bibelstellen zu verfolgen, um zur Einsicht zu gelangen, daß die gelehrteste Untersuchung sich oft nach einem im voraus festgelegten Ergebnis richtet, und in einem Jahre etwas als echt oder unecht, wahr oder falsch ausgab, was in einem anderen Jahre noch nicht dafür galt, als man noch weniger orthodox oder modern war — wiewohl die Sache scheinbar nur durch Sprachstudium oder Geschichte ausgemacht wird.

Ich behaupte nicht, daß jemand auf dem Gebiete der Religion frei von Vorurteil ist. Ich selbst bin es ganz gewiß nicht. Aber da, wo alles von einem Prinzipe abgeleitet wird, ist Vorurteilslosigkeit noch viel weniger zu erwarten. Aber ist denn nun die gemäßigte Partei ohne Prinzip? Ich gebe zu, daß dies bei einer Mittelpartei auch auf anderem Gebiete zutrifft, wenn sie nicht weiß, was sie will, oder wenn sie alles will und alles zuläßt, wenn es nur nicht „zu weit" geht. Es ist ja auch von einem einfachen Bürger und Christen nicht zu verlangen, daß er sich in politische und kirchliche Streitfragen ganz und gar vertieft. Unsere Zeit hat leider recht traurige Folgen davon erlebt, und Jesu goldene Regel, den Baum lieber nach seinen Früchten zu beurteilen, ist vor allem für den einfachen Mann bestimmt. Aber aus solchen einfachen oder uninteressierten und schwankenden Leuten besteht die große Mehrheit der meisten Gemeinden, die noch zwischen modern und orthodox die Mitte halten, nicht. Es lebt in ihnen noch ein anderes, höheres Prinzip. Mit Recht ist die Alternative: Modern oder Apostolisch gestellt worden. Denn die moderne Theologie kann dem Kampfe mit dem Zeugnis und Glauben der Apostel nicht länger ausweichen. Sie denkt nicht und glaubt nicht wie Paulus oder Jakobus, Petrus oder Johannes, und es ist darum konsequent, wenn sie auf „die Religion Jesu nach ihrer Auffassung" zurückgegangen ist. Auf diesem

Standpunkte kann sie stehen bleiben und auf ihre Weise viel Gutes sagen und tun. Aber wer für die achtzehnhundertjährige Kirche noch Sympathie fühlt, und insonderheit für die Gläubigen des ersten Jahrhunderts, wer nicht bloß „ein Verehrer Jesu, des religiösen Genies" sein will, sondern auch glauben möchte an den Christus, als den Sohn Gottes, unseren verherrlichten Heiland, ist damit nicht zufrieden. Hängt er auch nicht so wie der Rechtgläubige an den besonderen Gefühlen seiner Kirche, so ist ihm doch das apostolische Evangelium lieb, und es besitzt für ihn eine geschichtliche und göttliche Autorität. Von diesem Standpunkte sind die Gründer der niederländischen Missionsgesellschaft ausgegangen zu einer Zeit, da er noch vielen neu und ketzerisch erschien. Und dieser Standpunkt ist noch immer der von sehr vielen Predigern und von einem großen Teile der Gemeinden in unseren protestantischen Kirchengenossenschaften.

Und warum wird denn gerade diese Auffassung in der Tagesliteratur am wenigsten vertreten, so daß ein Uneingeweihter meinen könnte, unsere Gemeinden seien entweder orthodox oder modern? Fürchten sich ihre Führer, daß man ihnen den Beinamen „alte Supranaturalisten" geben wird? Oder sind sie schon zu alt, um sich noch in den Streit der Gegenwart zu wagen? Oder stehen sie nicht auf der Höhe der Zeit, wie die Gegner höhnen, und haben sie noch nicht wie die modernen Orthodoxen das neue Licht der Wissenschaft dem alten Glauben so gut angepaßt, daß sie noch mit veralteten, stumpfen Waffen kämpfen müßten? Genug, die Tatsache besteht: die Presse vertritt diesen großen Teil der Christen nicht, oder doch nur in einer Art erbaulicher Literatur ohne Farbe und Richtung, von der doch noch sehr die Frage ist, ob sie auch wirklich erbaut.

Indessen beginnt die Bewegung unserer Zeit insofern eine Krisis zu erreichen, als die drei verschiedenen Richtungen je länger, desto deutlicher aus dem Chaos ans Licht treten und zugleich bekunden, daß sie mit drei verschiedenen Stimmungen im menschlichen Geiste und Gemüte im Zusammenhange stehen, weshalb auch, wenn man zwei von ihnen ausschalten könnte, die übrigbleibende — wenigstens für jetzt — unmöglich alle Bedürfnisse decken könnte. Gelehrt ausgedrückt: die Christologie unserer Zeit hat eine anthropologische Grundlage.

Aber ich will mich noch deutlicher ausdrücken und von jeder Richtung ein klareres Bild zu geben suchen.

Die calvinistische Orthodoxie, das Erbe der Väter, hat ihren Grund im Gefühl der Schuld und Ohnmacht, im Dualismus oder dem Gegensatze zwischen Menschlichem und Göttlichem.

Die moderne Theologie unseres Landes beruht dagegen auf dem Göttlichen im Menschen, dem Selbstbewußtsein des Verstandes und

Herzens, vermöge dessen alle Religion aus dem Menschen selbst abgeleitet, und alles von ihr ausgeschieden wird, was ihr unnatürlich und ungereimt vorkommt.

Die in der Mitte stehende Richtung läßt beide Prinzipien gelten, denn sie fühlt sich als Gottes Geschlecht, fühlt aber zugleich auch das Bedürfnis nach einer von oben kommenden, erhebenden Kraft: einer Offenbarung, einer Versöhnung, mit einem Worte: eines Evangeliums. Und sie findet dieses Bedürfnis befriedigt in Gottes Wort, wie es in der Schrift niedergelegt ist, vor allem in Christus, als dem lebendigen Worte von Gott und dem Frieden der Welt. Aber dazu bedarf sie keiner Unfehlbarkeit des Buchstabens, so wenig wie einer einzigen kirchlichen Autorität, und sie läßt am allerwenigsten die Forderungen der Wissenschaft aus dem Auge. Sie bestreitet auch den extremen Parteien ihr Daseinsrecht nicht, wohl aber das ausschließliche Recht, die Wissenschaft oder den Glauben als ihr Monopol in Anspruch zu nehmen. Im übrigen ist innerhalb der Grenzen dieser Richtung ein weiter Spielraum für sehr verschiedene Auffassungen.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, welches meine Richtung ist, und es wird sich niemand wundern, wenn ich sie mit einiger Vorliebe gezeichnet habe. Wenigstens wundert mich das bei andern nicht. Vollkommen unparteiisch ist niemand, der mitten im Kampfe lebt, und dem Religion und Christentum Herzenssache ist. Daß dieser Kampf auch in meiner Gemeinde mit so viel Heftigkeit ausgebrochen ist, hat mich weniger als andere überrascht. Wer auf meine Worte geachtet hat, wird sich erinnern, daß ich schon vor Jahren gesagt habe, daß ein solcher Ausbruch zu erwarten sei, und als er eintrat, daß er noch heftiger werden würde, und daß für unsere Kirche dunkle und trübe Tage zu erwarten seien. Je länger der Friede erhalten bleibt, desto leidenschaftlicher wird der Kampf. Durch Trennung und Ausstoßung ist der Friede am allerwenigsten wieder herzustellen. Und ich beschwöre alle, die die Erscheinung unseres Herrn Christus lieb haben, das äußere Band der Gemeinschaft so viel wie möglich zu erhalten zwischen allen denen, die noch durch den Glauben an Gott, die Liebe zu Jesus und die Hoffnung des ewigen Lebens innerlich verbunden sind.

Aber gerade darum wünsche ich, daß jeder, der zu reden befugt ist, seine Überzeugung rund und klar ausspricht und für die Wahrheit Zeugnis ablege. Ich hoffe es zu tun in dem Maße, wie mir der Himmel Kraft und Gaben schenkt, ein Leben, das der Kirche und Wissenschaft geweiht ist, und Verständnis und Einsicht gibt. Zu Streitschriften denke ich mich nicht verleiten zu lassen, und hoffe, daß man mich auch nie dazu zwingen wird. Ich gönne den Ungläubigen, den Spöttern und Unheiligen nicht das vergnügliche Schauspiel von einigen

christlichen Predigern, die einander jeden Vorteil abzugewinnen suchen und sich bittersüße Wahrheiten ins Gesicht schleudern. Dabei darf ich mich mit einigem Freimute auf meine Vergangenheit berufen. Als in meiner Gemeinde der Streit ausbrach, stand ich bereits seit über ein Drittel Jahrhundert im geistlichen Amte, und wenn ich, was ich nicht leugne, mit dem Evangelium in der Hand, gekämpft habe, so ist es nie gegen Personen gewesen, sondern stets gegen den Zeitgeist, wenn es mir schien, als ob er durch Irrtum verführt oder von Leidenschaft beseelt sei. Man verzeihe mir diese Bemerkungen über mich selbst, die ihre Berechtigung in dem finden mögen, was ich mir vorgenommen habe. Wenn ich auch von verschiedenen Seiten aufgefordert wurde, lauter zu sprechen, fühlte ich doch keinen Beruf dazu, gegen jemand persönlich zu schreiben. Wohl aber fühlte ich in mir den Beruf, das apostolische Evangelium im Hinblick auf die Übertreibungen und Irrungen unserer Zeit auch in weiteren Kreisen zu verkündigen.

Und nun urteile der Leser selbst. Möchten nur meine Worte ihren stillen Weg in die Familien und Herzen finden und auf Besseres vorbereiten, damit der allein wahre Gott und unser einiger Mittler in allem gepriesen werde.

Haag.

C. E. van Koetsveld.

Der unbekannte Gott

Ich bin herdurchgegangen und fand einen Altar, darauf war geschrieben: Dem unbekannten Gott.

Apostelgesch. 17, 23.

Es gibt drei Städte, die wir unsterblich nennen können, lebende Denksteine der alten Welt, die vor mehr als zweitausend Jahren Hauptstädte waren, und die es heute noch sind. Die erste ist Jerusalem, der Denkstein des wahren Glaubens; die zweite Rom, der Sitz einer Weltmacht; die dritte Athen, das Sinnbild der höchsten Bildung, deren die nichtchristliche Menschheit fähig war. Noch immer flutet ein Strom von Reisenden dahin, um in Jerusalem anzubeten, vor Rom ins Knie zu sinken, Athen zu bewundern. Und bereits in den Tagen unseres Heilands waren diese drei Städte glänzende Lichtpunkte auf der Weltkarte; Orte, die auch nur ein einziges Mal im Leben gesehen zu haben, für das höchste Glück galt, von denen man wieder den einen oder den anderen am liebsten aufsuchte, je nachdem einem das Herz höher schlug für Religion, für Macht und Ehre, oder für Kunst und Philosophie.

Der Apostel Paulus, der gelehrte Weltbürger, der sich an galiläische Fischer, Bauern und Zöllner angeschlossen hatte, um Christum zu predigen, war in Jerusalem von Jugend auf zuhause. Aber Athen und Rom zu sehen, gehörte stets zu seinen glühendsten Wünschen. Er sah Athen als ein einsamer Flüchtling und Rom als ein Gefangener, und doch konnte er mit Cäsar sagen: Ich kam, ich sah, ich siegte.

Doch folgen wir dem Apostel bei seinen ersten Schritten in unserem Erdteile. Er ist auf seiner zweiten Missionsreise. In Philippi von den Römern freigelassen, wird er von Thessalonich ab von den Juden verfolgt, so daß seine Freunde in ihn dringen, Macedonien ohne Aufsehen zu verlassen. Silas und Timotheus sollen ihm später nachfolgen. Paulus folgt diesem Rate. Einige Brüder von Beröa gehen mit ihm zu Schiffe und bringen ihn bis nach Athen. Hier gibt ihnen Paulus nur noch seine Grüße an Silas und Timotheus mit und den Wunsch, daß sie bald zu ihm kommen möchten, und dann ist er zunächst in dem ihm fremden Griechenland völlig allein.

Gelandet wie jeder Fremdling im Piräus, dem berühmten Hafen Athens, geht Paulus die Ölbaumallee entlang, die nach der Stadt führt, längs der Festungswerke des Themistokles, die Stadt und Hafen miteinander verbinden. Als er näher an die Stadt herankommt, sieht er das berühmte Parthenon, wie eine treibende Insel im Wolkenmeere, das schönste Bauwerk, das Menschenhand errichtet hat. Weiterhin gelangt er am Fuße der Akropolis oder Burg durch die hohe Pforte, die mit Standbildern und Tiefreliefs der berühmtesten Männer der Stadt geschmückt ist. So ist also Paulus in Athen. Aber nicht jeder Fremde sieht denselben Ort mit denselben Augen. Der Kunstkenner sucht Bilder und Statuen, der Bauverständige Häuser und Fabrikanlagen; der Durchschnittsreisende alles, was einen berühmten Namen hat, und was Vergnügen macht. Und Paulus? Er sucht Athens gottesdienstliche Stätten, und deren gibt es nirgendswo mehr zu sehen als hier. Denn darin lauten die Zeugnisse der alten Zeit völlig gleich, daß nirgends in höherem Grade und nirgends mit mehr Geschmack und Pracht den Göttern gedient wurde. Noch in ihren Trümmern und Nachbildungen sind sie göttlich schön, wie müssen sie erst gewesen sein in ihrer vollen Pracht, diese Säulenhallen und Tempel, diese Altäre und Standbilder, deren Marmor zu leben schien, dem die Hand eines Phidias und Praxiteles Atem und Seele eingehaucht! Auf einem hohen Granitfelsen Theseus' Tempel; weiterhin Jupiters Säulenrund, über dem der Donnergott die Blitze in seiner Faust hält; Minerva, Mars und Venus, die Bilder der Schönheit, Kraft und Weisheit. Paulus bewundert sicher, wie jeder, alle diese herrlichen Gebilde menschlicher Kunst und zugleich dabei den feinen Geschmack, der so erlesenen Reichtum zu schaffen wußte. Er bewundert sie — aber größer war doch sein Schmerz! Denn bei seinen einsamen Wanderungen am frühen Morgen „ergrimmte", wie Lukas schreibt, „sein Geist in ihm, da er sah die Stadt so gar abgöttisch." Und Paulus sucht statt all' diese prächtigen Heiligtümer das niedrige Haus auf, wo die wenigen Juden Athens und einige ernstgesinnte Griechen jeden Sabbat zusammenkamen, um Moses und die Propheten zu hören. Von den Juden im bittersten Hasse von Stadt zu Stadt getrieben, fühlt Paulus sich doch immer wieder inmitten einer heidnischen Welt zu seinem Volke und seinen Stammesgenossen hingezogen, mit denen er doch, so sehr sie ihn auch verlästerten und verstießen, denselben Grund des Glaubens und denselben Abscheu vor dem Heidentum gemein hatte. Aber es ist, als ob auch die Synagoge in Athen durch den allgemeinen Leichtsinn angesteckt wäre, wenigstens scheint Paulus ebensowenig Gegnerschaft wie Beifall gefunden zu haben.

Nun bot sich in Athen noch eine andere Gelegenheit, um über höhere Lebensinteressen zu sprechen, wenigstens bot sie sich dem, der sich für fähig hielt, Gebrauch davon zu machen. Das war der Markt, den man besser als Park oder öffentliche Promenade bezeichnen würde. „Die Athener aber alle — sagt Lukas — auch die Ausländer und

Gäste, waren gerichtet auf nichts anderes, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören." Wir wollen nun die Frage beiseite lassen, ob das allein in Athen der Fall war, und begeben uns lieber mit Paulus unter die auf und ab wogende Menge der Griechen, die jeden Morgen nach etwas Neuem ausschaute. Hier, auf dem Markte, prunkten die Redner mit ihren Gaben, erboten sich die Sophisten, jeden Beweis und Gegenbeweis zu führen, und ernster gesinnte Philosophen erörterten jeden Tag aufs neue alte Streitfragen. Auch Paulus mischte sich unter diese Menge „und redete alle Tage zu denen, die sich herzufanden", und kam auch bald in Berührung mit den beiden vornehmsten philosophischen Schulen jener Zeit, den Epikuräern und Stoikern. „Sie stritten mit ihm", sagt Lukas. Jeder bekämpfte von seinem Standpunkte aus die fremden Gedanken, die Paulus unter sie warf. Und während die Leichtsinnigen über sein Judengriechisch, das dem feingeübten Ohre der Athener barbarisch klang, spotteten, faßten andere die Sache ernsthafter auf und sagten: „Es sieht, als wollte er neue Götter verkündigen." Denn Paulus hatte von Jesus und der Auferstehung gesprochen. Der erstere war gewiß eine neue morgenländische Gottheit, aber auch die Auferstehung, die Anastasis, konnte eine Göttin sein, wie z. B. auch die Treue und die Tapferkeit in Athen als Gottheiten verehrt wurden.[1]) Das war etwas Neues. Das wollte man sich wohl einmal mit anhören. Und so geleiteten sie Paulus nach einer Stelle, die zum Sprechen besser geeignet war, und ersuchten ihn in höflichem Tone — denn höflich waren die Athener stets — „Können wir auch erfahren, was das für eine neue Lehre sei, die du lehrest?" Und Paulus sagte es ihnen, aber fremde, neue Götter verkündigte er ihnen nicht. Er brauchte das nicht, „denn," so sagte er, „ich bin herdurchgegangen und habe gesehen eure Gottesdienste und fand einen Altar, darauf war geschrieben: Dem unbekannten Gott. Nun verkündige ich euch denselben, dem ihr unwissend Gottesdienst tut."

Es steht über allem Zweifel fest, daß tatsächlich sich ein solcher Altar in Athen befand, und daß Paulus diese Inschrift darauf gelesen hat. Die Erzählung eines alten heidnischen Schriftstellers[2]) bietet uns dafür vielleicht den besten Beleg. Er erzählt, wie einst eine heftige Pest in Athen gewütet habe. Vergebens hatte man bereits allen bekannten Göttern zahlreiche Opfer dargebracht. Nun verfiel man schließlich auf etwas anderes. Man trieb schwarze und weiße Schafe von der Akropolis in die Stadt hinein und ging ihnen nach, während sie sich selbst ihren Weg suchten. Und wenn nun eins dieser Tiere sich irgendwo ermüdet nieder-

[1]) Wenn auch viele neuere Ausleger anders darüber denken, so schließe ich mich doch gern dieser Ansicht des Chrysostomus an, der mit seinem Denken der griechischen Heidenwelt noch viel näher stand. Eine Predigt, wie wir sie 1. Kor. 15 finden, konnte im Gewühle des Marktes leicht für die Verkündigung einer neuen Gottheit gehalten werden. Die bekannten Anschauungen der Juden erkennt man sicherlich in der Rede des Paulus nicht wieder.

[2]) Diogenes Laertius, im Leben des Epimenides.

legte, so opferte man es, wie es hieß, „dem Gotte, dem es begegnet sei". Daher kommt es, so schließt jener Schriftsteller seinen Bericht, daß man an den Straßen und Wegen des alten Athen noch da und dort Altäre ohne Namen findet. Und was war nun natürlicher, als daß die Athener, von denen Paulus mit Recht sagt, „daß sie in allen Stücken gar sehr die Götter fürchteten", diesen Dienst des unbekannten Gottes beibehalten hatten und noch immer auf einem solchen Altare opferten, und früher oder später jene Inschrift darauf angebracht hatten, besonders, wenn etwa zufällig nach jenem ersten Opfer die Pest in einem solchen Stadtteil zum Stehen gekommen war? Man konnte neben so vielen bekannten Göttern auch diesem unbekannten Gotte wohl noch ein Plätzchen einräumen. Und kam einmal ein Fremder in die Stadt, der seinen eigenen Gott in den vielen Tempeln noch nicht fand, dann konnte er hier, wenn er wollte, seine Opfer darbringen und den Namen nach Belieben selbst ergänzen.

Einen solchen einfachen Altar, an dem der Kunstkenner achtlos vorüberging, hat Paulus gesehen, als er in einem abgelegenen Stadtviertel die jüdische Synagoge suchte. Die armen Bewohner dieser Hintergassen hielten die rohen Steine in Ehren, um doch auch ihr Heiligtum zu haben: den Gott der Armen und der Fremden. Paulus steht davor still und liest und denkt darüber sinnend nach, und ein großer Gedanke zieht durch seinen Geist. Es ist die Armut des Heidentums, bei scheinbar so großem Reichtum, eine Armut, die Zeugnis davon ablegt, daß „die Zeiten der Unwissenheit" auch für das hochweise Athen noch nicht vorüber sind. Götter des Himmels und der Erde, des Meeres und der Unterwelt verehrte man hier; Helden aus der Vorzeit, Tugenden und sogar Untugenden, alles, was nur die üppigste Phantasie sich erdenken konnte. Aber drohte die Not, dann ging es wie auf dem Schiffe Jonas: Jeder rief zu seinen Göttern, und doch weckte man auch den Fremden noch und fragte ängstlich: Gibt es denn noch einen anderen Gott, zu dem du für uns beten könntest? Arme Religion, die so viel verlangt und in der Not doch so wenig gewährt!

Und während das abergläubische Volk bekannten und unbekannten Göttern dient, findet denn Paulus bei den Gelehrten auf dem Markte eine tiefere Kenntnis des großen Unbekannten? O nein, sogar noch weniger, als in früherer Zeit. Die Tage eines Sokrates und Plato sind längst vorüber. An Stelle des Schönen und Guten, das sie lehrten, beseelt Athens Philosophen ein leidenschaftliches Begehren nach der Wirklichkeit. Sie wollen das große Rätsel mit dem menschlichen Verstande auflösen: das Rätsel der Welt und des Lebens. Und mit all ihrer Weisheit besitzen sie schließlich nicht mehr als das arme Volk, ja noch viel weniger als dieses. Dem Volksglauben, der doch wenigstens noch ein Glaube ist, sind sie entwachsen, und an die Stelle all dieser olympischen Götter wissen sie nichts zu setzen. Zeno und seine Schüler, die sogenannten Stoiker, setzen ein geheimnisvolles, vernunftloses und unerbittliches Schicksal auf den Thron des Weltalls, hoch über Götter und

Menschen. Epikur und seine Anhänger dagegen glauben an nichts, als an den Zufall als Ursache und Wesen aller Dinge. Die ersteren lehrten als das höchste Lebensziel eine Tugend, die den Menschen über sein Schicksal erhebt, die anderen einen Genuß, der von jedem Zufalle Gebrauch macht. Durch ihre Streitereien verwirrt, wird ihnen der Höchste und Ewige, den Plato noch wie hinter einem Nebelschleier sah, je länger, je mehr ein „unbekannter Gott". Und Cicero, der beredte Wortführer der Theologie seiner Zeit, stellt als Ergebnis an das Ende aller dieser Streitereien den Satz, daß die Wahrheit vom Menschen nicht gefunden werden könne, höchstens die Wahrscheinlichkeit. Und der Mann nach dem Herzen der Welt, der praktische Mensch, beschränkt sich auf das, was man fühlen und greifen kann, unterhält, um den Schein nach außen zu wahren, eine Religion ohne Glauben, um dem Volke keinen Anstoß zu geben, während er sich von all den vermeintlichen Weisen abwendet mit der Frage des Leichtsinnes oder der Verzweiflung auf den Lippen: „Was ist Wahrheit?"

So ist Athen ohne Gott, und doch kann es Gott nicht missen. Kann man sich also nicht leicht denken, wie Paulus sich stark fühlte gegenüber dieser Schwachheit, weise in Gott gegenüber all der Torheit des Heidentums? Er legt die Hand auf Athen und fordert es für sich im Namen Christi, und es ist kein bloßer rednerischer Kunstgriff, wenn er dabei von dem Altare ausgeht, den er gesehen hat. Nein, sondern er bietet ihm eine Anknüpfung an bereits Gegebenes, an das Echtmenschliche und somit auch an das Göttliche im Menschen; und er benutzt dies, um dadurch die Welt von dem, was sie ist, zu etwas Höherem, zu dem, was sie werden soll, zu erheben. Darum geht er bei den Juden von der Schrift und der Prophetie aus, bei den Griechen indes von ihrer Religion und gegebenenfalls auch von ihrer Literatur. Paulus sagt selbst, daß er den Juden ein Jude, und den Griechen ein Grieche werde, um beide, Juden und Griechen, für Christus zu gewinnen.

Doch kehren wir noch einmal auf den Markt zu Athen zurück. Wir haben dort das höfliche Ersuchen gehört, womit man Paulus aufforderte, die marmornen Stufen des Areopags, der dem Mars geweihten Höhe, zu ersteigen. Die Art dieser Aufforderung läßt keinesfalls die Auffassung zu, als habe man Paulus vor den höchsten Gerichtshof, der dort seinen Sitz hatte, gestellt. Nein, Paulus ist nicht gefangen genommen worden und wird nicht einem Richter und einem Ankläger gegenübergestellt. Aber es geschah vielleicht nicht aus dem Grunde allein, um ihn besser hören zu können, daß sie den fremden jüdischen Mann zum Areopag führten. Wenigstens hören wir am Ende seiner Rede, daß ein Ratsherr des Areopag durch sie gewonnen worden war. Am liebsten möchte ich daher an die Gewohnheit der Athener denken, nach der sie auch fremde, ausländische Gottheiten in den weiten Kreis ihrer Gottesverehrung mit einschlossen. Aber dazu wird denn doch wohl ein gesetzlicher Beschluß nötig gewesen sein, und es ist nicht unmöglich, daß ein solcher von der uralten und im hohen Ansehen stehenden Gerichts-

bank auf dem Marshügel ausgehen mußte. Hätte Paulus also bewiesen, daß es dem Gottesdienste Athens noch an einem Stücke mangelte, daß noch für einen Gott Jesus und eine Göttin Anastasis Platz wäre, so würde man seinem Ansuchen vielleicht entsprochen haben, wie ja auch später ein heidnischer Kaiser Jesu unter seinen Hausgöttern einen Platz einräumte.[1]) Doch nein, Paulus verkündigt zu dem Alten nichts Neues, vielmehr einen Gott, vor dem alle Götter Athens in nichts versinken müssen: den unbekannten Gott.

Da steht er mutig in aller Mitte, und der tiefe Ernst, der ihn beseelt, läßt selbst die Athener, ohne mit ihrem feinen Gehör länger Anstoß zu nehmen, seine barbarische Aussprache des Griechischen ertragen. Er beginnt — und warum sollte er es nicht — mit einem freundlichen, anerkennenden Worte. Mit Beleidigungen fängt man nicht an, wenn man bekehren will, und Religion ist doch auch in jeder Form der Anerkennung wert. „Ihr Männer von Athen," so beginnt er, „ich sehe euch, daß ihr in allen Stücken gar sehr die Götter fürchtet. Ich bin herdurchgegangen und habe gesehen eure Gottesdienste und fand einen Altar, darauf war geschrieben: Dem unbekannten Gott. Nun verkündige ich euch denselben, dem ihr unwissend Gottesdienst tut." Und als schöbe er mit einer Hand alle Götter Athens zur Seite, beschreibt er nun seinen Gott als den, „der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, er, der ein Herr ist Himmels und der Erde, der nicht wohnet in Tempeln, mit Händen gemacht, oder der jemandes bedürfe; der auch gemacht hat, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen; und es ist sein Wille, daß die Menschen überall nach ihm suchen sollen, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten, wiewohl er nicht ferne von einem jeglichen unter uns ist, denn in ihm leben, weben und sind wir." Ist denn nicht jedes von diesen Worten, ohne den geringsten Anflug von Bitterkeit, für den Götzendienst ein Schlag ins Gesicht? Demütigt der beredte Apostel nicht, ohne irgendwie zu beleidigen, den Stolz der Athener, die sich für ein auserwähltes Menschengeschlecht hielten? Und doch war auch ihnen der Gedanke nicht so ganz fremd, daß der Mensch, und zwar jeder Mensch, nach Gottes Bilde geschaffen sei. Davon hatten auch die Griechen bereits ein dunkles Gefühl. Nur dachten sie sich die Götter menschlich, statt sich von den Menschen zur Gottheit zu erheben. „Haben nicht," so fährt Paulus fort, „auch einige eurer Dichter gesagt: Wir sind seines Geschlechtes?[2]) So wir denn göttlichen Geschlechtes sind

[1]) In dem Lararium, der Hauskapelle, wo Alexander Severus sein Morgengebet verrichtete, stand unter den Büsten der Männer, die er für übermenschliche Wesen hielt, wie Apollonius von Tyana und Orpheus, auch die von Christus. Dieser Kaiser regierte in den Jahren 222—235.

[2]) Bei Aratus und Kleanthes finden sich diese Worte noch, sie lauten wörtlich übersetzt: „Von ihm (wie Aratus sagt) oder aus Dir (wie es bei Kleanthes heißt) sind wir doch auch ein Geschlecht." Zeus, der hier besonders gemeint ist, heißt auch sonst oft: Der Vater der Götter und Menschen.

— ist das Menschliche im Menschen das Zeugnis göttlicher Abkunft — dann können wir auch nicht meinen, die Gottheit sei gleich den güldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Kunst und Gedanken gemacht, dann ist ihre Anbetung eine Tat der Unwissenheit. Aber Gott hat die Zeit der Unwissenheit übersehen. Die Zeit dieses Irrtums ist vorüber, und er gebeut allen Menschen, an allen Enden, Buße zu tun, darum, daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem er's beschlossen hat, und jedermann vorhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Toten auferweckt."

Man hört, jetzt schwebt der Name Jesu auf Paulus Lippen, und wie sonst überall und zu jeder Zeit folgt das Evangelium auf das Gericht. Allein den Athenern, die ihn bis hierher geduldig angehört hatten, schien seine Rede jetzt ganz unerträglich zu werden. Der Gedanke eines Gottes des Himmels, eines Schöpfers der Welt, war ihnen nicht so gänzlich fremd. Der Geist Platos schien daraus zu sprechen. Aber ein von den Toten auferstandener Jude, der kommen sollte, Athen zu richten! Was bildete sich dieser jüdische Mann wohl ein, daß die weltweisen Griechen so leichtgläubig sein könnten? Spöttische Zwischenrufe hindern den Apostel, weiter zu reden. Er schweigt. „Wie?", so wird er wohl noch gesagt haben, wie er es später Festus gegenüber aussprach: „Warum wird das für unglaublich bei euch geachtet, daß Gott Tote auferweckt?" Doch man läßt ihm zum Weiterreden keine Zeit. Und doch verleugnet sich auch jetzt die atheniſche Höflichkeit nicht. O, diese Höflichkeit ist eine so schöne und nützliche Sache. Sie streicht über so vieles, das sonst so anstößig sein würde, einen glänzenden Firnis und wehrt so mancher Wahrheit, die uns sonst unbequem sein würde, den Eintritt. Diejenigen, die Paulus hierher geführt haben, sagen jetzt zu ihm: „Wir wollen dich ein andermal davon weiter hören." „Also," schreibt Lukas, „ging Paulus von ihnen." Und er ging betrübt von ihnen weg, denn es war dieselbe Ausrede, die später Felix ihm gegenüber gebrauchte: „Gehe hin auf diesmal; wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen." Und diese gelegene Zeit erschien nie.

Indessen störte ihn niemand, selbst dann nicht, als Dionysius und Damaris und einige andere seine Anhänger wurden. Athen hatte selbst nicht mehr Glauben genug, um andere ihres Glaubens wegen zu verfolgen, wie in jenen Tagen, als man einem Sokrates den Giftbecher zu trinken gab, weil er die Götter verleugne. Die höchste und ewige Wahrheit war zu einem bloßen Spiele mit Worten geworden. Morgen wieder etwas Neues auf dem Markte! Und doch wußte Paulus, daß er auch hier nicht vergebens den Namen des unbekannten Gottes ausgesprochen hatte. Fand er auch in dem sittenlosen Korinth mehr Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, so war doch auch die Weisheit Athens durch die einfache Wahrheit beschämt worden. Die Kampfeslosung war ausgesprochen worden, der große Ringkampf des Lichtreiches mit dem Reiche der Finsternis hatte begonnen, und als drei Jahrhunderte später

Julian der Abtrünnige noch einmal das Heidentum auf den Thron der Philosophie Athens gesetzt hatte, war der Kampf bereits für immer entschieden, und es blieb von all diesen prächtigen Heiligtümern nur der eine Altar übrig, der alle anderen in Staub zerfallen ließ: der Altar des unbekannten Gottes.

Die Zeiten ändern sich, die Formen vergehen, die Gedanken wechseln. In Athen selbst streiten keine Philosophen mehr auf dem Markte, sitzen keine Richter mehr auf dem Areopag zu Gericht und opfern keine heidnischen Priester mehr der Minerva, der Schutzgöttin der Stadt. Die Zeiten ändern sich, die Formen vergehen, die Gedanken wechseln, aber wenn wir einen tieferen Blick hineinwerfen, finden wir doch immer wieder eine Welt, die den unbekannten Gott sucht, und Christum, der ihn der Welt verkündigt.

Die Welt. „Damit ist doch wohl die heidnische Welt gemeint?" Ja, lieber Leser, aber auch die heidnische Welt in einem christlichen Lande.

Werfen wir erst auf die wirkliche Heidenwelt einen Blick. Sie ist uns ein Beweis im großen, wie der Mensch, der sich selbst überlassen bleibt, höchstens sucht nach diesem Gotte, in dem wir leben, weben und sind, und tastend sich müht, ob er ihn finden möge. Denn der ganze Gottesdienst der Heiden ist im Grunde nichts anderes, als ein Altar für den unbekannten Gott.

Es ist leicht, aus dem außerordentlichen Reichtum ihrer Schriften ein oder das andere Wort oder diesen und jenen Gedanken anzuführen, die einen schönen Wohllaut besitzen, wie schon Paulus zwei griechische Dichter zitiert. Aber diese reine Form religiöser Erkenntnis bei den Heiden ist nur wie ein Blitzstrahl, der durch dunkles Gewölk fällt. Sie wird nie das Licht der Welt. Ich weiß es, es liegt im Geiste unserer Zeit, in einem Atem Bramah, Jehova und Jupiter zu nennen und Buddha, Zoroaster und Mohammed an Moses Seite zu stellen, während man nur noch in Nachwirkung seiner christlichen Erziehung Jesu, als dem Genius der Religion, die höchste Ehrenstelle einräumt. Aber statt der unkundigen Menge einen Haufen fremder Namen an den Kopf zu werfen, stelle man lieber einen einzigen Altar des Altertums dem Altare Jerusalems gegenüber, lege einzelne Kapitel aus den heiligen Büchern der Heiden neben die eines Moses, eines David, eines Jesajas, oder vielmehr: man stelle ein anderes Evangelium dem Evangelium Christi gegenüber!

Wenn irgendwo, dann hatte in Athen der Mensch die höchste Stufe erreicht, zu der Philosophie, verfeinerter Geschmack und religiöses Gefühl ein Volk zu erheben vermag. Und doch ist dort die Religion nie eine Macht im Leben geworden, nicht zu einer Leuchte für den Fuß, zum Frieden für das Herz. In der dumpfigen Synagoge der Juden, gedrückt durch die Satzungen der Pharisäer, sucht das religiöse Gemüt

frommer Heiden Erquickung, und während ein Philosoph immer auf den Trümmern des anderen baut, ist das Höchste, was Athen zu zeitigen vermag, ein Suchen nach dem unbekannten Gotte.

Und heute, nachdem die Menschheit neunzehn Jahrhunderte weiter fortgeschritten ist, suche man nur getrost unter den gebildeten Völkern, über die Christus sein Licht nicht ausgebreitet hat — in Indien, in China, in Japan — eine Religion, die nur einigermaßen einen vernünftigen Menschen befriedigen kann, eine Religion, die das Licht einer wissenschaftlichen Kritik zu ertragen vermag. Überall vernehmen wir die Stimmen des Altertums, die Zeugnis geben von einem frühen Heimweh nach dem Ewigen, deren reinste Klänge uns anmuten wie die weichen Akkorde einer Äolsharfe, die im Winde tönt. Aber nirgends hat man es weiter gebracht, als bis zum Altar des unbekannten Gottes. Und was vor allem bemerkt zu werden verdient: bei der zunehmenden Bildung hat sich die alte Volksreligion nicht fortentwickelt, ja, sie ist vielmehr tiefer herabgesunken. Die Gebildeten sind ihr entwachsen und zu der traurigen Frage gelangt: „Was ist Wahrheit?" Geist und Seele sind von ihr gewichen, und nur die rohen Formen des alten Aberglaubens sind übrig geblieben. Und was früher ein Traumbild des Sehers war, oder eine mit heiliger Ehrfurcht aufgenommene Legende, das ist schließlich zum schlauen Priesterbetrug geworden, für den auch der Weise nichts Besseres an die Stelle zu setzen weiß. Nur dort noch, wo der Koran als das heilige Buch Annahme fand, kennt man Gott, weil Mohammed seine Lampe an dem goldenen Leuchter in Israels Heiligtum angezündet hat.

Und nun in der Christenheit selbst, wieviel Heidentum gibt es da noch, durch das die Religion aufs neue zu einem Suchen und Tasten nach dem Unbekannten wird, ob man ihn fühlen und finden möchte, wiewohl er nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns, und sein unsichtbares Wesen von der Schöpfung der Welt an aus seinen Werken ersehen und erkannt werden kann. In den Ländern, wo die Bibel ein versiegeltes Buch ist, und die Macht der Priester herrscht, beugt man wieder die Knie vor Gold und Silber, vor Holz und Stein, und der Aberglaube spielt wieder eine so große Rolle, daß Paulus wieder sagen könnte: Ich sehe, daß ihr allzu abergläubisch seid, aber der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, ist euch noch ein unbekannter Gott. Und bei der zunehmenden Bildung sieht man in diesen Ländern wieder dieselbe Erscheinung, wie in der Heidenwelt: Die Weisen ihrer Zeit erheben sich über den Aberglauben, die Volksreligion sinkt auf eine tiefere Stufe herab, und doch weiß niemand etwas Besseres, solange das Buch der Bücher nicht entsiegelt wird, solange nicht Paulus wieder frei heraus den unbekannten Gott verkündigt und Christum, den er von den Toten auferweckte.

Und wie steht es bei uns mit den Weisen auf dem Markte — wie man in Athen gesagt haben würde — die der Bibel entwachsen sind und weder Christus noch Paulus nötig zu haben meinen? Sie führen alles

auf den Menschen selbst und auf die Natur zurück und finden auch in den verschiedenen Religionen nur eine geschichtliche Erscheinung, über die der denkende Geist hoch erhaben ist. Und wozu führt sie nun dieses eigene und selbständige Nachdenken, wozu führen sie all die philosophischen Systeme, die sie aufbauen? Sie lassen uns an die Berge denken, die einer alten Fabel zufolge die Riesen aufeinander türmten, um den Himmel zu erstürmen. Der Blitz Gottes wirft sie nieder, und was davon übrig bleibt, ist immer nur wieder das Schicksal der Stoiker oder der Zufall der Epikuräer und schließlich die Pilatusfrage: Was ist Wahrheit?

Aber es gibt doch auch ein sittliches, oder vielmehr unsittliches Heidentum, das Paulus die in Ungerechtigkeit aufgehaltene Wahrheit nennt. Während die freidenkenden Geister unserer Zeit außerhalb des christlichen Glaubens doch wenigstens nach der Wahrheit und nach Gott suchen und durch ihren wissenschaftlichen Ernst unsere Achtung verdienen, verliert der Sünder absichtlich den Himmel aus den Augen, weil er ihn zu sehr bedrücke. Und was der Weise mit allem Ernste verfolgt, das wird von dem, der sich aller Schranken entledigt, zu einem Deckel der Schande mißbraucht, wie schon in Israel die Spötter und Toren in ihrem Herzen sprachen: Gott sieht es nicht, oder sogar: Es ist kein Gott. Auch das ist eins der traurigen Zeichen unserer Zeit, daß Zweifelsucht die Bande der Sittlichkeit löst, und der Hochmut des Verstandes den Hochmut des Herzens und die Willkür des Fleisches großzieht. Aber ist für den Weltmenschen und Sünder der Einzige und Wahrhaftige ein unbekannter Gott geworden, so kann jener doch das Gefühl nicht ausrotten, daß der Mensch göttlichen Geschlechtes ist, und es lebt doch noch immer etwas in ihm, was ihm zuflüstert: In ihm leben, weben und sind wir; einst wird er den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit richten.

Ich will dazu eine Geschichte erzählen. Im Elsaß starb eine neunzigjährige Frau, eine arme, blinde, halb blödsinnige Bettlerin, und doch war sie einst wie keine andere ihrer Zeit und ihres Landes vergöttert worden. Es war am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Das leichtsinnige Frankreich, fortstürmend auf dem blutigen Wege der Revolution, hatte seine Kirchen geschlossen, seine Priester verjagt, und verfolgte die Gläubigen mit der ganzen Unduldsamkeit des Unglaubens. Es wäre doch endlich einmal Zeit, daß das erleuchtetste Jahrhundert und das erleuchtetste Volk der Welt die Kinderschuhe des Christentumes beiseite stellte. Und nachdem man öffentlich von den Kanzeln aus Gott für abgeschafft erklärt hatte und ihn zur Rache herausforderte, wenn er es wagen wolle, sich zu rächen, setzte man ein schönes, aber sittenloses junges Mädchen auf einen Triumphwagen und fuhr sie in Paris umher und jauchzte ihr unter ungeheurem Jubel als der Göttin der Vernunft zu. Diese Göttin der Vernunft war es nun, die alt, arm und im Wahnsinn starb. Frankreich hatte bereits bald, nachdem es nur wenige Tage sich vor ihren Siegeswagen gespannt hatte, sogar durch den Mund des entsetzlichen Robespierre, wiederum erklärt, daß es einen

Gott gäbe. Ja, in kurzem hatte es sich aufs neue vor Rom gebeugt und die Mönche und Jesuiten zurückgerufen — das tat man alles lieber, als daß man auf den Altar des unbekannten Gottes ganz und gar verzichtet hätte.

Und so kommen wir zu unserem ersten Schlusse. Es ist wieder der biblische Gegensatz von wahrer und falscher Religion, von Glaube und Un- oder Aberglaube, eine Lehre, die aus Gott, und eine Lehre, die aus Menschen ist. Wie wir uns diese Offenbarung zu denken haben, wie die Bibel und insonderheit Christus aufzufassen ist, das lassen wir neben vielem anderen vorerst noch beiseite und begnügen uns mit dem Zeugnisse der Tatsachen, daß nie und nirgends Gott in Wahrheit bekannt geworden ist, außer dem Bereiche und dem Einflusse der biblischen Offenbarung, und daß selbst, wo eine durch das Christentum gebildete Welt Gottes Wort fahren läßt, und Christum verleugnet, sie wieder auf die Stufe des Heidentums zurücksinkt, und die Religion höchstens zu einem Suchen und Tasten wird nach dem unbekannten Gott.

Aber, Gott sei Dank, er ist nicht mehr unbekannt da, wo ihn das Evangelium von Christus, die Predigt des Paulus verkündigt. Und das gerade ist die unvergängliche Kraft des Evangeliums, daß es sich in jedem neuen Jahrhundert, wie in dem des Paulus, an das Bestehende anschließt und von dem ausgeht, was im Menschen göttlichen Geschlechtes ist. Die Sonne würde in einer Welt von Blinden kein Licht geben, das Brot würde nicht nähren, wo keine hungrige Hand danach greift, die Lebensluft würde diesen Namen nicht führen können, wo kein Leben atmet. Ebenso ist es unmöglich, daß durch bloß äußere Autorität Christus herrschen, und der unbekannte Gott bekannt werden kann. Ebenso wie der große Apostel der Heiden, geht also auch heute noch der rechte Bote des Evangeliums von dem Bedürfnisse aus, das in des Menschen Herz und Gewissen laut wird, und wendet sich dabei auch an den rastlos suchenden Verstand, der allein in Gott Ruhe finden kann. Sei doch darum niemand so bange vor der Forderung der Kenntnis und Freiheit des Wortes. Diese Furcht ist in ihrem tiefsten Grunde Unglaube, denn das Evangelium schreckt vor der menschlichen Wissenschaft noch ebensowenig zurück, wie vor dem Areopag in Athen. Sonst würde es auch keine Kraft zur Seligkeit sein für jeden, der daran glaubt. Aber das Evangelium geht denn auch nicht mit Stillschweigen an dem vorüber, woran die Wissenschaft der Zeit Anstoß nimmt: an der Tatsache der göttlichen Offenbarung und der Auferstehung Christi. Und fällt man auch auf dieses Wort hin dem Paulus in Athen in die Rede, so verkündigt er es wieder in Korinth als die Erlösung und das ewige Leben für den Sünder. Und wie er später auch im Hinblick auf die Athener an die korinthische Gemeinde schrieb, waren es nicht viel Weise nach dem Fleische, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle, die berufen wurden, sondern, was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er die Weisen zuschanden machte; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er zuschanden mache, was stark ist;

und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, und das da nichts ist, daß er zu nichte mache, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme. (1. Kor. 1, 26—29.)

Das ist die Geschichte des Gottesreiches während aller Jahrhunderte seines Bestehens, und sie wird es auch sein für unser Jahrhundert. Wo Christus von den Höfen verbannt werden wird, da wird er in den Hütten seinen Einzug halten. Wo die Kirche selbst nicht mehr an ihn glauben wird, da wird er wohnen im Kämmerlein. Wo ihn die Weisen verwerfen, da hat er sich aus dem Munde der Kinder ein Lob zubereitet. Jerusalem war zu heilig, um einen Paulus zu hören, Athen zu weise, Rom zu mächtig. Aber das Evangelium hat sie alle überwunden. Es hat die Heiligen in Israel durch die Bekehrung der Sünder beschämt, die Weisen in Athen durch die stille Tugend der Einfältigen, die Mächtigen in Rom durch den Mut von Frauen und Kindern.

Noch immer ist die Welt heidnisch in ihrer Art. Wenn Paulus unsere Städte durchwandeln würde, würde sein Geist noch immer ergrimmen in ihm. Mars und Minerva, Venus und Bacchus, Kraft, Weisheit und Sinnengenuß sind noch immer die Abgötter der Menge. Und die Weisen, die sich selbst genug sind, spotten, wenn sie von einer Auferstehung der Toten hören, dem Evangelium ins Angesicht. Aber die Wahrheit Gottes geht still und ruhig ihren Weg. Gott übersieht die Zeiten der Unwissenheit und des Irrtumes, und ruft noch immer allen Menschen zu, sich zu bekehren. Unglücklich der, der von dieser Predigt keinen anderen Eindruck behält, als die heimliche Furcht vor einem unbekannten Gott, und doppelt unglücklich der, der auch diese Furcht wegzuspotten oder durch den Genuß des Augenblicks zu ersticken sucht. Aber glückselig der, dessen Herz durch die Liebe Gottes getroffen ist, dessen Verstand durch einen demütigen, vernünftigen Glauben bestimmt wird, denn nachdem er der Welt und der Sünde den Sklavendienst aufgesagt hat, kann er als das letzte von allem auch den Altar des unbekannten Gottes abbrechen, weil in seinem Herzen, welches das „Abba, lieber Vater!“ sagen gelernt hat, Christus einen besseren Altar aufgerichtet hat für den Einen, Wahrhaftigen, der nun kein unbekannter Gott mehr ist.

II

Die Seele, die nach Gott dürstet

Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Ps. 42, 3a.

Weißt du, was Durst ist, lieber Leser? Nein, die wissen es wohl nicht, die nur trinken, um etwas zu tun zu haben, oder um das, was ihnen angeboten wird, nur nicht zurückzuweisen, oder, weil es gerade die gewohnte Zeit zum Trinken ist, und es ihnen auch wohl gut mundet. Ja, selbst dann, wenn man in der Tat Verlangen hat nach einem Trunke, — brennenden Durst leiden wir doch in unserem Vaterlande selten, wo die Luft schon erfrischt, und der Anblick von Wasser und Wolken den Durst schon halb befriedigt. Aber im brennenden Morgenland, — wenn da eine Hagar und ein Ismael in der Wüste umherirren, wenn der lederne Wasserschlauch keinen einzigen Tropfen Wasser mehr gibt, die Mutter ihren ohnmächtigen Knaben unter ein paar Sträucher legt und sich abwendet mit der heiseren Klage ihres Jammers: „Ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben" — im Morgenlande, wenn die Karawane der Wüste von Sandwolken eingehüllt wird, und das glühende Haupt überall in dem brennenden Sande Wasser hört und Wasser sieht, und nirgends Wasser findet, — da weiß man, was Durst ist. Oder soll ich's an einem uns näherliegenden Bilde deutlich machen: Wenn der vom Sturm verschlagene Schiffer inmitten einer Wasserwüste kein Trinkwasser mehr besitzt, und in einem Ozean von Wasser um Wasser bittet — oder wenn der Sterbende die erlesensten Erfrischungen zurückweist, weil kaltes Wasser allein noch für einen Augenblick den brennenden Gaumen kühlt und dem stockenden Atem Raum schafft — das heißt Durst! O, wer das nur einmal, sei es auf der Reise in starker Sommerhitze oder in brennendem Fieber kennen gelernt hat: dieses verzehrende Feuer, dieses Klopfen des Herzens, diese keuchende Brust, die verschmachteten Lippen, das fast unsinnig gewordene Gehirn; wem Trinken, nur Trinken selige Wonne erscheint, der weiß es ein für allemal, daß selbst das scharfe Schwert des Hungers noch stumpf ist im Vergleich zum Stachel des brennenden Durstes, und der wird dann auch den Psalmdichter verstehen, dessen Worten die Gemeinde so gern lauscht: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir."

Wer ist dieser Psalmdichter? Die älteren Ausleger reden gewöhn-

lich von David zu der Zeit seiner Flucht vor Absalom, und die neueren denken an König Jojachin, oder gar an die Makkabäerzeit — ein Zeitunterschied, der eine Spanne von nicht weniger als neunhundert Jahren umfaßt. Ist das nicht ein Beweis, daß solch ein Lied in jedes Jahrhundert hineinpaßt? Das Lied vom lechzenden Hirsch, der dem Jäger entronnen, und die bange Frage: Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? — das ist der Notschrei des Glaubens, ein Sichermannen der Seele, die Gott sucht überall und zu jeder Zeit. Die Lerche steigt stets zum Himmel empor, und das Lied der Nachtigall veraltet nicht, aber das erste Vaterland des Liedes vom Glauben konnte nur Palästina sein, wenn sein Inhalt auch die ganze Welt und die Menschheit umfaßt.

Ich will auch einmal eine Vermutung über diesen Psalmdichter aussprechen. Sein Lied, das mit dem folgenden 43. Psalm zusammen ein Ganzes bildet, gehört zu den elf Psalmen, die als Lieder der Kinder Korahs bezeichnet werden. Diese Nachkommen Korahs, eines nahen Verwandten des Moses, bildeten einen der levitischen Sängerchöre Davids. Die Lieder, die unsere Psalmsammlung ihrem Liederbuche entlehnt, gehören zu den schönsten und ergreifendsten von allen und scheinen meist von den Korachiten selbst gedichtet worden zu sein. So denke ich mir im vorliegenden Falle, daß in den Tagen des Götzendienstes eines Ahas oder Manasse die Tempelchöre aus Jerusalem verbannt wurden oder vor dem Unterdrücker flohen, und daß einer der Korachiten sich in der Gegend des Antilibanon verborgen hielt. Hier hat er nun zwar eigentlich keine Verfolgung zu befürchten, aber als er seine Lieder zu singen anhob, stellte der Unglaube an ihn die Frage, wo denn sein Gott geblieben sei, dem er bisher so treu gedient habe. „Wie ein Mord in meinen Beinen," so klagt er, schmerzt ihn diese Frage. Er denkt mit Wehmut an die Zeit zurück, als Gottes Gunst ihn noch alle Tage umstrahlte und des Nachts ein Lied aus seinem Herzen quoll wie ein Gebet zum Gott seines Lebens. So sitzt er an den Quellen des Jordan, wo die Wasserfälle von fern her einander zurauschen und wie eine Sturzflut über seine Seele hinströmen; und er sieht in der wilden Einsamkeit des waldigen Hermongebirges das scheue Wild. Ja, das ist das Bild des unwiderstehlichen Begehrens, das ihn quält. Der flüchtige Hirsch, der mit seinen stolzen Hörnern prunkt, spiegelt sich ruhig im klaren Bach, so lange man ihm Wald und Wildnis freigibt. Aber wenn der Jäger ihm nachsetzt am heißen Mittag, und er nur mit äußerster Anspannung seiner Kräfte seinen Verfolgern einen Vorsprung abgewinnt, da wankt er schließlich und sinkt fast ohnmächtig nieder. Doch da dringt der Duft des frischen Quellwassers in seine Nüstern. Er richtet sich auf mit neuem Mute und schnaubt, seinen Verfolgern entronnen, der untergehenden Abendsonne entgegen. All seine Glieder zittern vor Erwartung. Da ist der Quell und hier der Pfad. — Ja, der Dichter hat es gesehen, was er in sich selbst fühlt, er stimmt seine Harfe und singt: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine

Seele, Gott, zu dir, meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott." Und überfällt ihn noch eine düstere Stimmung, und entfährt ihm noch eine bange Klage, so rafft er sich dreimal wieder empor und singt: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken."

Wie kräftig ist dieser Ausdruck: „Nach Gott, dem lebendigen Gott." Die kernige Sprache der Hebräer spricht hier in den zwei einfachsten Worten das Höchste, das Unendliche aus, wie es keine andere Sprache vermag. Zwei Buchstaben bezeichnen hier im Hebräischen den Namen der Gottheit, zwei weitere Buchstaben fügen den Gedanken des Lebens, eines unvergänglichen Lebens hinzu. So lautete der Eid und der Gruß in Israel: „Der Herr lebt!" So kämpften sie als die Streiter des „lebendigen Gottes". Und Israels Propheten jauchzten, mit verächtlichem Blick auf die aufgeputzten und an der Wand festgenagelten Götzenbilder: Jehova ist die Wahrheit, er ist der lebendige Gott, der die Erde gemacht hat durch seine Kraft, und den Weltkreis bereitet durch seine Weisheit, und den Himmel ausgebreitet durch seinen Verstand; Israel, sein Erbteil, bewahret unter den Völkern; nichts, nichts ist ihm gleich (Jer. 10). O, wir können uns wohl denken, wie einen echten Israeliten in der Fremde das Gefühl eines ohnmächtigen Hirsches überfiel, der brennende Durst der Seele nach ihm, bei dem die Brunnen des Lebens sind, in dessen Lichte er selbst das Licht sieht, und wir verstehen das Lied eines anderen Psalmdichters, wenn er singt: „Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen" (Psalm 137, 5). Es ist nicht der Ort an sich, nicht einmal die Gräber seiner Väter, es sind Israels Psalmen und Jehovas Altäre, es ist der Tempel und die Opfer und Feste, wonach er in der Fremde vor allem schmachtet, — seine Seele dürstet nach Gott, dem lebendigen Gott.

Doch, so könnte man fragen, so rührend dies Verlangen auch ist, und so wunderbar natürlich die Poesie, die es zur Darstellung bringt, gehört das alles nicht zu einer Nationalität, von der im jüdischen Volke kaum noch ein Schatten übrig ist? Ist dieser Durst der Seele nicht der Ausdruck eines Verlangens, das mit den Flammen von Jerusalems Tempel in Rauch aufgegangen ist?

Dieser Frage stelle ich eine andere entgegen: Woher kommt es, daß dieses kunstlose Lied überall, wo es bekannt geworden ist, und in allen Sprachen, in die es übersetzt wurde, der Psalm der gläubigen Menschheit geworden ist? Daß nicht nur Israel es verstanden und bewahrt hat, sondern auch die erste Christenheit, auch die dunklen Zeiten des Mittelalters, auch die frohe Morgenstunde der Reformation? Und warum klopft das Herz noch, ebenso zwischen den Eisfeldern Grönlands, wie in den kleinen Gemeinden inmitten der heidnischen Inseln der Südsee, wo die gebeugte Seele sich erhebt an diesem Liede? Ja, die entgegengesetzten Parteien der Kirche unserer Zeit, die Orthodoxen und die Modernen, so wenig sie auch miteinander verbindet, noch immer klingen die Dissonanzen ihres Glaubens aus zu einer Harmonie, wenn

sie sich auflösen im Liede von dem schreienden Hirsche und dem frischen Wasserquell. Was ist die Stimme der Menschheit, wenn sie dies nicht ist?

Das Bedürfnis nach Religion ist ebenso stark im vernünftigen Menschen, wie im sinnlichen das Bedürfnis nach Speise und Trank, und so kommt es, daß dieses Bedürfnis früher erwacht und stärker wird, je nachdem der Mensch sich über die Tierwelt erhebt. Wir lassen jetzt die Frage noch beiseite, was man alles Religion genannt und als Gott bezeichnet hat. Wir fragen nicht einmal, ob die Religion den Menschen immer gefördert hat, ob es oft nicht besser gewesen wäre, wenn man gar keine Religion gehabt hätte. Wenn in einer belagerten Stadt das ekligste Aas vom Hunger verschlungen, die Schmutzpfützen der Straßen vom Durst aufgesogen werden, dann kann man leicht die Behauptung aufstellen, daß es besser wäre, überhaupt nichts zu essen oder zu trinken, aber gerade die äußersten Fälle beweisen, daß der Mensch ohne das nicht leben kann.

Überall ein Altar oder Tempel, überall ein Blick nach oben und ein Gebet, überall ein brennendes Verlangen nach dem Unsichtbaren und Unbegreiflichen, das drückende und zugleich erhebende Gefühl einer Macht über uns. Und gibt es Ausnahmen, so bestätigen sie nur die Regel. Hier weist man uns hin auf Hottentotten und Samojeden, auf den Tiermenschen ohne Religion, dort auf den Atheisten, den gebildeten und wissenschaftlichen Mann, der an keinen Gott mehr glaubt. Den ersteren habe ich kennen gelernt in einem Trupp Buschmänner, die ohne Religion und ohne Gott waren, auf dem tiefsten Standpunkt der Menschheit stehend. Aber als ich sie näher kennen lernte, fand ich, daß einer von den vier für einen „weisen Mann" gehalten wurde; ein kapländischer Bur nannte ihn den „Doktor", ein anderer nannte ihn einen „Priester". Es stand fest, daß er einige Begriffe von Bildung besaß, und daß ihm von seinen Stammesgenossen geheime Kräfte zugeschrieben wurden, denn wenn jemand krank oder verwundet war, dann murmelte er über der kranken Stelle in einem dumpfen, brummenden Tone und schien unter angestrengtem Stampfen und Blasen eine unterirdische Macht heraufzurufen — also doch bereits in einem Volke ohne eigentliche Religion ein erster Seufzer der Seele, welche dürstet nach Gott. Und selbst, wenn es anders wäre, ist denn der Mensch kein denkendes Wesen, weil der Idiot nicht denkt?

Und nun der Atheist! Er leugnet, daß es einen Gott oder Götter gibt. Also ging doch erst die Annahme eines solchen dem Leugnen voraus, die Wahrheit war eher als ihre Bekämpfung. Gottesleugner hat es immer gegeben, aber immer nur da, wo erst Gläubige waren, und sie selbst sind es früher meistens auch gewesen. Unter den Griechen brachte der verwirrte Knäuel der Philosophie, den schließlich niemand mehr entwirren konnte, einige Philosophen zu vollständiger Leugnung des Göttlichen. Unter den Hebräern war es der Rückschlag gegen die strenge Moral der Weisen, der den Toren, den Spötter in seinem Herzen sagen

ließ: Es ist kein Gott. Und in der neueren Zeit war es wieder entweder der Selbstmord der Sittlichkeit, oder die Verzweiflung des nachgrübelnden Geistes, die zum Atheismus führten. Aber wenn dies der natürliche Zustand des Menschen wäre, wie erklärt sich dann die Heftigkeit der Gottesleugnung, diese Feindschaft gegen alle Religion? Mit Recht hat einer von ihnen mit spöttischem Tone bemerkt: Der Atheismus ist doch immer noch ein Lehrsatz über die Religion. Um konsequent zu sein, dürften wir die Religion nicht bekämpfen, sondern müßten sie vergessen. — Ja, das müßtet ihr freilich, ihr Ungläubigen. Aber das gerade könnt ihr nicht. Es gibt Grundsätze, in die der Mensch mit seinem innersten Wesen so tief verwoben ist, daß man sie vergewaltigen, verleugnen, verspotten kann, aber vergessen kann man sie nie. Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, sagten die Hebräer mit Recht. Wer mutwillig ein Tor sein will, muß es sich selbst immer wieder aufdrängen, muß es in seinem Herzen und gegen sein eigenes Herz hundertmal wiederholen: Es ist kein Gott. — Ich habe eine Kranke gekannt, die Tage und Wochen lang jeden Tropfen Wasser zurückwies, als ob sie die Wasserscheu hätte, und die starb, ohne getrunken zu haben. Ist nun die Wasserscheu ein Beweis gegen die Allgemeinheit des Durstes? So kommt es, daß ein Volk oder Stamm, eine Stadt oder selbst ein kleines Dorf mit gebildeten Menschen ohne Religion noch nie bestanden hat und nie bestehen kann. Auf den groben Lügen und unreinen Prinzipien des Mormonentums kann sich immerhin noch ein kräftiges Staatsgebilde aufbauen, aber auf nichts baut man nichts. Ein Wasserloch und ein Kirchlein ist der erste Mittelpunkt der wüsten Horde, die über die Heide schwärmt, die erste Grundlage für ein Zusammenwohnen von Menschen. Es ist der Durst, der sie vereinigt, der Durst der Lippe nach dem Brunnenwasser, und der Durst der Seele nach Gott.

Und woher kommt das denn? Ein großer Kirchenvater hat gesagt: „Meine Seele ist aus dir, o Gott, und sie findet keine Ruhe, bis sie ruht in dir!" — Schuf der Ewige den Menschen nach seinem Bilde und seinem Gleichnisse zu einer lebendigen Seele, so lebt alles, was an unsrer Seele lebt, allein im vollen Sinne des Wortes durch die Gemeinschaft mit ihm, der ewig lebt. Wie der Magnet sich nach Norden wendet, und die Sonnenblume dem Tageslichte folgt, so bestrebt sich unser Geist, sich zu erheben zu dem Vater der Geister, wenn keine unnatürliche Last ihn daniederhält. — Wenn etwa, mein lieber Leser, dein eigenes religiöses Gefühl — was ich nicht hoffe — unter den Vernünfteleien über Gott und die Religion kalt geworden wäre, so schaue hin auf das Kind, dem die Mutter zum ersten Male erzählt von einem Vater im Himmel, und es lehrt, die Händchen zu falten zum Gebet: Ist es dann nicht, als ob es von etwas hörte, was es schon längst ahnte, oder als ob sich's selbst jetzt erst recht verstehen lernte und in kindlicher Frömmigkeit sich selig fühlte? Schau hin auf den Alten, den lebensmüden Greis, dem die Welt nichts mehr geben kann, wie sein mattes Auge noch einmal funkelt bei einem letzten Gebete! Ja, sieh in unserer Zeit die Un-

ruhe der Welt, die wie von Fieberhitze glüht und durch alle Verfeinerung des Lebensgenusses, durch die höchste Entwicklung von Kunst und Wissenschaft und Industrie nicht gesättigt wird. Was ist diese Unrast, die beim Mangel von etwas Höherem in politische Schwärmerei umschlägt? Es ist das Göttliche im Menschen, das nach Gott sucht, das Himmlische im Erdbewohner, das sich nach dem Himmel streckt — die Seele, die dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.

Wenn das Kind zur Welt kommt, dann ist sein Auge noch blöde, und es sieht nichts, sein Händchen noch schwach, und es greift nichts, sein Köpfchen noch ungestaltet, und es denkt nichts. Aber die Lippen schmachten bereits, und das Gesichtchen wendet sich nach links und rechts, bis es die Wärme der Mutterbrust fühlt und die Nahrung einsaugt und gesättigt einschlummert auf der Mutter Schoß. „Aber das ist Instinkt," sagt man. Nun immerhin, nenne es meinetwegen Instinkt, aber es ist ein vernünftiger, selbstbewußter, natürlicher Trieb, der den Menschen zu Gott hinzieht; und mühe dich nicht damit ab, dem Ungläubigen zu beweisen, was die Natur selbst beweist. Wenn ein Tauber einmal bezeugen wollte, es könnten nicht tausend Töne, ohne einander zu verwirren, die Luft durchziehen, und der Blindgeborene, daß ganz unmöglich das Licht von den Sternen her in dein Auge dringen könne: was würdest du dazu sagen? „Armer Mann, wärest du nicht taub oder blind, dann würdest du nicht so sprechen." So ist auch, selbst wenn der größte Sternkundige der neuesten Zeit bezeugt: Im ganzen Weltall fand ich keine Stelle für Gott — unsere einzige Antwort die: Das kam daher, daß du keinen Platz für ihn hattest in deinem eigenen Herzen.

„Die Menschheit wird nie ohne Religion sein, und das letzte Wort der Religion ist das Christentum," so sprach und schrieb — Ernst Renan.

Was nun der Mensch als ein noch unbestimmtes Gefühl, ohne klareres Selbstbewußtsein mit sich umherträgt, das sucht er sich deutlicher bewußt zu werden, wenn auch nur eine Spur von Nachdenken und Lebensernst in ihm ist. Was ist denn nun eigentlich dieser Durst der Seele nach Gott? Ist es etwas allgemein Menschliches, was ist dann im Menschen, das ihn stets wieder aufweckt? Hat die Religion oder das Bedürfnis danach ihren Ursprung im Verstande, im Herzen oder im Gewissen? Wo der Mensch in seiner dreifachen Anlage, als denkendes, fühlendes und handelndes Wesen harmonisch entwickelt ist, da entspringt die Religion an jedem dieser drei Brunnen in gleicher Stärke. Wo diese Entwicklung einseitig ist, kann sie noch aus dieser oder jener Quelle hervorbrechen, wie der Mensch ja auch noch mit einem Auge sehen und mit drei von seinen fünf Sinnen Wahrnehmungen machen kann, aber das geschieht dann doch immer nur weniger kräftig und weniger genau. Das ist der Punkt, den ich nun einmal schärfer beleuchten möchte.

Der Mensch hat Verstand, er denkt. Das ist nicht das erste, was er tut. Das Gefühl ist das ältere des Zwillingspaares, aber das jüngere wächst ihm über den Kopf. Und das Denken — das ist bekannt —

schreitet vom Wahrnehmen zum Urteilen, vom Urteilen zum Schließen und Vernunftsätzebilden fort, suchend, solange noch etwas zu suchen ist, zergliedernd, bis wir die feinsten Fasern gefunden haben, zusammenfügend, bis wir die höchste Einheit entdeckt, und unser Denken ruht in dem Einen und Unendlichen, in Gott.

Aber ich spreche vielleicht für manche etwas schwerverständlich, und möchte doch so gern von allen verstanden werden. Ein Beispiel also! Ich erinnere mich der Zeit, als ich noch ein Kind war, ein kleines Kind, das aber doch schon aufmerkte und überlegte und dachte. Ich fand die Blumen herrlich, wenn ich auch nicht viele sah. Vor allem fand ich das Sternenzelt schön, wenn ich auch nur einen Streifen zwischen den hohen Häusern erblicken konnte. Aber als ich da hinaufstarrte, fand ich doch noch keine Ruhe. Eine Rose entblätterte ich, um den Kern zu finden, und wegen der Sterne fragte ich, wie es käme, daß im blauen Himmelsdache so viele glänzende Löcher wären. Und als ich später etwas mehr von Wurzel und Wachstum der Pflanzen und den Bahnen der Sterne hörte, habe ich mich stundenlang damit abgemüht, in meinen Gedanken die tiefe, tiefe Erde zu ergründen, und darinnen die Brunnen der Lebenskraft zu suchen, um hinter diesen fernen, endlos fernen Sternen das Ende zu finden: einen blauen Gürtel, oder eine feste Mauer, oder eine greifbare Nacht. Und dann hinter und vor mir: Geschlechter auf Geschlechter, Jahrhunderte auf Jahrhunderte, wo war der Anfang, wo das Ende? Mein junges Haupt schwindelte mir, und ich griff, als bebte die Erde unter mir, und als drohte der Himmel einzustürzen, nach einem Stützpunkt, an dem ich mich halten könnte. Hat ein anderer diesen in sich selbst gefunden, in der fröhlichen Sorglosigkeit der Jugend, hat er diese Phantasien des Endlichen und doch Unendlichen wegscherzen können, dann hat er vielleicht glücklichere Tage der Kindheit gehabt, aber ich weiß auch, daß viele dies ebensowenig können, als ich es konnte, und in diesem Kampfe des denkenden Verstandes gegen die Schranken der Endlichkeit dürstet ihre Seele nach Gott, nach dem lebendigen Gott.

Und ist schon in dem Kinde, und vor allem im heranwachsenden, jungen Menschen mehr ernsthaftes Nachdenken zu suchen, als viele meinen, wie vermehren sich doch die Rätsel mit dem Ernste des Lebens! Es ist ein düsteres Vorrecht, und doch ein Vorrecht, bei allem zu denken, durchzudringen bis in die dunkle Tiefe, während andere tändelnd auf der Oberfläche bleiben. Schon das Altertum sann sich müde, und der hebräische Weise kam dabei zu dem Ergebnisse: Die Weisheit, die bei Gott war, als er die Welt machte, wird nicht gefunden in der Hand der Lebendigen. Denn zum Menschen hat Gott gesagt: Die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand. (Hiob 28.) — Bei so viel Streit unter den Völkern und so heftigen Stößen, wie sie die Welt erfahren hat, bei der Herrschaft des Unrechtes und den Verirrungen der Sünde, bei so vielen Gegensätzen in der Natur der Dinge, in unserem Kreise und in unserem Leben: steht ihr denn da nicht auch manches Mal, liebe Leser, am Ende all eurer Vernunft,

während ihr doch fühlt, daß es eine höhere Ordnung gibt, worin all diese Unordnung sich auflösen muß? Dann schlagt ihr das Auge empor und seufzt, und fast verzweifelnd an der Wahrheit, die ihr doch nicht missen könnt, dürstet eure Seele nach Gott, dem lebendigen Gott.

Der Mensch denkt, aber er fühlt auch; er hat Verstand, aber auch ein Herz; bei der Wahrheit, um die er ringt und kämpft, bedarf er auch des Glückes und als des höchsten Glückes der Liebe.

Glück: das sind nicht jene glänzenden Funken, die weder leuchten noch erwärmen und nur Kinder aufjauchzen lassen, sondern die milde Lenzesluft und der warme Sommerodem. Oder ich will lieber ohne Bild sprechen: Das Glück besteht nicht aus einer Reihe von Vergnügungen, von Genüssen — salzige Tropfen, die den Durst nur reizen, während die Zunge nach einem frischen Trunke Wasser schmachtet. Wahrlich, sie sind nicht zu beneiden, die jungen Leute, die von einem Vergnügen zum anderen eilen, wobei es in ihrem Inneren je länger, desto öder wird. Und über die Maßen beklagenswert ist der Mensch, der alt wird, ohne ein anderes Glück zu kennen als die glänzende Armut des Vergnügens und der Erholung. Und hat alles Gut des Lebens wenig Wert ohne die Liebe, so ist doch unglücklich der, der sie allein genießen, erschöpfen und verschlingen will, der ihr allein in der Schönheit der sinnlichen Formen nachjagt. Er hat dann bald seinen Schatz aufgebraucht und ist arm, ohne ihn recht genossen zu haben.

Doch auch der, dessen Herz in aufrichtiger, edler, selbstaufopfernder Liebe schlägt, auch der, der im häuslichen Kreise und in ehrenwertem, nutzbringenden Bürgerberuf das wahre Lebensglück kennt und genießt — wer von ihnen sieht Befriedigung für die endlose Kette seiner Wünsche? Wer verbietet dem Unheil den Eintritt in seine Wohnung? Wer genießt allezeit ungestört das Gute und trägt das Böse ebenso leicht? Wer erschreckt nicht wenigstens über die Abnahme seiner Kräfte und den näherkommenden Tod? Nein, das Glück wird nicht gefunden auf Erden, wenigstens das Glück nicht, das die Seele sättigt. Wenn wir unser Leben in Gedanken überschlagen, so waren das die glücklichsten Augenblicke, in denen wir dem Glücke nachjagten. Wer den bunten Schmetterling angreift, hat auch schon den Staub seiner Flügel an den Händen. Und bringt euch die Liebe nie Enttäuschung, hat die Freundschaft euch nie betrogen, dann habt ihr ein großes Vorrecht vor allen anderen Menschen voraus. Aber um so schwerer wird euch dann der Schmerz treffen, der Liebe und Freundschaft ins Grab sinken sieht. Sucht ihr einen Freund, der euch nie verläßt, eine Liebe, die vollkommen befriedigt, ein Glück, das wie ein Friede aus Himmelshöhen in das Herz niedersteigt: so dürste eure Seele nach Gott, nach dem lebendigen Gott.

Der Mensch denkt und fühlt, doch er handelt auch. Neben Verstand und Herz hat er auch einen Willen, und dieser Wille hat, sobald er zur Tat wird, auch ein sittliches Selbstbewußtsein, ein Gewissen.

Ein Gewissen — ein lästiger Freund, ein überflüssiger Sitten-

richter, sagt der sittenlose Mensch. Mein eigenes Ich ist mir der Nächste; dafür leb ich, und ein anderer tut es auch. Wenn ich nur auf die Folgen sehe und, was man für minder wert hält, vermeide, was soll ich mich dann selbstquälerisch peinigen und mein eigenes Tun und Lassen verurteilen? Doch vergeblich legt er dem Echo Schweigen auf. Je lauter man ruft, desto lauter antwortet es. Der Mensch kann es nicht unterlassen, über sich selbst zu urteilen, und wenn er sich auch zwingt, dem Urteile dieses inneren Richters kühl gegenüber zu treten, und es zu übersehen, so kann er doch den rechten Frieden nicht finden mit dem Leben, mit der Welt, solange er ihn nicht hat in sich selbst. Und wie dann, wenn das Gewissen in seiner vollen Kraft erwacht, wie ein aufsteigender Sturm auf dem Meere, wie ein furchtbares Gespenst zur Nachtzeit? Das Gefühl, abhängig, verantwortlich und Rechenschaft schuldig zu sein, dringt tief in den Menschen und sein ganzes Leben ein. Vieles liegt hinter ihm, das er — ach, so gern — ungeschehen machen möchte. Bange Gewissensbisse lassen uns vor uns selbst erbeben, doch nein, nicht vor uns selbst, sondern vor einer sittlichen Macht, die stärker ist als wir, mit der wir uns versöhnen müssen, wollen wir leben und Frieden haben. Siehe, der Verstand hat die Schulen der Philosophen und Theologen gegründet, das Gefühl hat die schönsten Psalmen gedichtet, aber die meisten Altäre sind errichtet worden durch ein beunruhigtes Gewissen, die meisten und feurigsten Gebete sind aufgestiegen aus einem niedergeschlagenen, verwundeten und schuldbewußten Gemüt als ein Seufzer nach Gott, dem lebendigen Gott.

Da wir also alle die Fähigkeit des Denkens, Fühlens und Wollens haben, und keiner ohne Verstand oder Herz oder Gewissen ist, so ist auch in allen das Bedürfnis nach Gott vorhanden. Aber darum kommt noch nicht allen in gleicher Weise dieses Bedürfnis zum Bewußtsein. Durst ist natürlich, aber wir haben nicht alle und zu gleicher Zeit Durst. Er wird erregt durch Hitze und Ermüdung, durch Krankheit oder Schmerz. So wird auch der Durst der Seele geweckt durch die Mühsale und Schmerzen des Lebens.

Wer wird jemanden nötigen, zu trinken, wenn er keinen Durst hat? Und doch ist es nicht minder töricht, dort Religion aufzudrängen, wo kein Bedürfnis nach Religion vorhanden ist. Es ist gut, wenn das Kind schon frühzeitig lernt, fromm zu sein, und von Gott und von Christus hört; aber dann lasse man's auch kindlich und harmlos spielen und dränge ihm nicht einen Ernst auf, der manchem später die Religion zu einem Schreckbilde macht. Durstig machen könnt ihr die zarte Jugend nicht mit Wasser. Wenn sie erhitzt ist vom Spielen, oder die heiße Mittagssonne zu stechen anfängt, wird sie schon von selbst Durst bekommen. Bittere Erfahrungen und Widerwärtigkeiten vollenden des Menschen Erziehung. Dann erfahren wir erst, wie schlecht der Staub zum Bauen taugt, wie schwach wir selber sind, wie unzulänglich die ganze Welt und unser ganzes Leben ist. Es sättigt nicht, es tröstet nicht, es stärkt nicht und hält nicht stand. Wer soll uns aufrichten bei der

traurigen Erfahrung der eigenen Unvollkommenheit, wenn wir straucheln und fallen? Nur eine Gotteskraft, die stärker ist, als die Welt, stärker, als unser eigenes Herz. In diesem Gefühle greift der arme Mensch nach dem Stabe, den er achtlos in die Ecke stellte, als er noch gesund und stark war. Er muß sich stützen, stützen auf etwas Unzerbrechliches, Unveränderliches, Ewiges und Standfestes. Und aus der Not der Zeit, aus den Hütten der Armen, von Krankenbetten und Sterbehäusern her, oder auch wohl mitten aus üppigem Wohlleben, aus einem bekümmerten und niedergeschlagenen Gemüte heraus erhebt sich der Notschrei der Seele, einer Seele, die dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Ja, allein schon das Fehlen einer Religion, die man darum weniger achtete, weil sie zur täglichen Gewohnheit geworden war, kann zu einem Stachel werden. Wie unser Korachit, fern von Jerusalem, im Geiste die Pilgerlieder hört und die Psalmen von Zion, so wird für einen in der Ferne Irrenden ein altes Bibelblatt der Bibel seiner Mutter ein teurer Schatz. Was fern von uns ist, wünscht man zurück. Was man verlor, sehnt man sich wieder zu bekommen, und gerade durch das Fehlen, den Verlust, ja selbst durch Spott und Unglauben erwacht dieser Durst nach Gott.

Ja, das ist es, was ganz insbesondere den Charakter unserer Zeit bezeichnet: der Unglaube, der der Stachel des Glaubens ist. So lange alles in Frieden und ohne Anstoß weitergeht, und man sich über Religion nicht viel Gedanken macht, wie wenige sind da, die es ernst damit nehmen. Man braucht ja Gott, ganz gewiß, und in der Not nimmt man wohl auch zu ihm seine Zuflucht. Aber im gewöhnlichen Gange des Lebens bekommt die Religion ihren Teil, aber auch nicht mehr. Man ist sich ja klar, was man davon zu halten hat, und wer eine andere Meinung darüber besitzt — nun ja, kann denn nicht jeder nach seiner Fasson selig werden? „Wir müssen ja alle vor einem Gott erscheinen," sagt das Volk, aber es denkt dabei: „Aber am liebsten nur nicht zu bald." Doch nun ist in den letzten Jahren vielen dieser Stab aus den Händen gefallen, der überlieferte Glauben ins Wanken gekommen, Christus vom Throne gestoßen, oder gar an Stelle des höchsten Gottes eine tote Naturnotwendigkeit getreten, an Stelle des ewigen Lebens eine ewige Nacht. Und seht, der sonst gleichgültig zu sein schien, wird nun doch bange. Nein, so kann es nicht weiter gehen! Und kann man selbst keine Antwort finden auf die Frage, die den Psalmdichter wie ein tödlicher Stich in seinen Gliedern verwundete: Wo ist nun dein Gott?, so stirbt unsere Seele wie der durstende Reisende in der Sandwüste ohne ihn. Und durch Kampf und Zweifel zerrissen, stößt unsere Zeit einen Schrei der Angst und des Schmerzes aus, der den Spott übertönt, den Angstschrei der Seele, die dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.

Gern spreche ich mit meinen Hörern und nicht nur zu ihnen, und zwar um so mehr, als ich von der hohen Kanzel herabgestiegen bin und nicht mehr Hörer, sondern Leser vor mir habe.

Indem ich so in meinen Gedanken den Rundgang mache mit diesen Blättern, in der Stube oder im Kämmerlein, oder auch dort, wo mein Büchlein sich freundlich zu anderen Erzeugnissen des Tages gesellt, höre ich schon die bedenkliche Frage: Das mag alles ganz wahr und gut sein, aber ist das denn auch ein besonderes Kennzeichen des apostolischen Evangeliums, wovon hier so viel die Rede ist? Apostolisches Evangelium aus einem Psalm? Und auch von seiten der liberalsten Richtung, solange sie sich noch innerhalb der Kirche bewegt, hören wir dieselben Töne anschlagen: auch sie bezeichnet die Religiosität als das einzig Bleibende im Christentum und leitet alle Religion vom Menschen ab als ein Dürsten nach Gott, wie der Hirsch schreit nach den Wasserbächen. Ja, mein lieber Leser, hattest du denn gedacht, wir hätten nichts mehr gemein mit denen, die nicht auf unserem Standpunkte stehen? Daß wir das Gute, wenn es uns sonst noch unbekannt wäre, nicht gern von denen lernen und annehmen möchten, die sich nicht zu unserer Partei bekennen? Der Humanität des Christentums Anerkennung verschaffen, sie in den Vordergrund stellen und mit der Kraft innigster Überzeugung sie empfehlen, das ist ganz sicher ein großes und unverkennbares Verdienst der neueren und neuesten Richtung in der christlichen Kirche.

Aber dann ist doch auch eigentlich der Unterschied gar nicht so groß, meint dieser oder jener; und manche krausen die Stirn und fügen mißtrauisch hinzu: Hat man's uns nicht gesagt: sie sprechen sich nur nicht so deutlich aus, aber im Grunde genommen meinen sie dasselbe wie die, die am äußersten Ende stehen. Nein, dann hören wir lieber die, die klipp und klar dafür eintreten, daß die ganze Religion etwas Menschliches ist.

Lieber Leser, ich verlange keinen Glauben an mein Wort und maße mir keinerlei Autorität an; ich will nur ein Wort mitten zwischen die Parteien, die sich entgegenstehen, werfen, ein Wort, das zum Nachdenken reizt, ja, selbst Zweifel und Widerspruch hervorruft. Aber wenn wir zusammen die Wahrheit suchen wollen, so wollen wir wenigstens damit beginnen, einander Vertrauen zu schenken. Es ist der böse Feind, der Unkraut säet in der Nacht; sie, die Mißtrauen säen, wissen nicht, daß sie ihm damit am besten dienen. Aber gerade das wachgewordene Mißtrauen stellt an uns die Pflicht, uns offen und frei auszusprechen. Was ins Ohr geflüstert zu werden pflegte, das werde nun von den Dächern verkündigt!

Ihr fragt mich bei der auffallenden Übereinstimmung nach einem charakteristischen Unterschiede. Das ist einfach und kurz zu sagen. Wir bekennen: Selig, und selig allein, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit. Aber wir fügen hinzu: Durst ist noch kein Wasser, und Hunger ist noch kein Brot. Das Bedürfnis nach Religion lebt in des Menschen Seele, ist das Wesen ihres Wesens, das allein verdient, erweckt zu werden, überall und immer, damit es mit Kraft erwache; aber die Religion selbst, die diesen Durst stillt, ist nicht aus dem Menschen.

Bei der hochgestimmten, aber auch ebenso sehr unbestimmten Religiosität unserer Zeit, tritt mir oft ein prophetisches Bild vor die Augen. Jesaias sagt (29, 8): „Gleich wie einem Hungrigen träumet, daß er esse, wenn er aber aufwachet, so ist seine Seele noch leer, und wie einem Durstigen träumet, daß er trinke, wenn er aber aufwachet, ist er matt und durstig: also sollen sein die Menge aller Heiden, die wider den Berg Zion streiten." — Sollte es nicht einmal denen ebenso ergehen, die den Durst der Seele durch den Durst selbst zu stillen suchen?

Der Seele Durst — womit soll er gestillt werden? Halte dem lechzenden Hirsche die saftigsten Kräuter des Gebirges vor, oder führe ihn zum weichsten Moosbette: er entflieht dir und schnellt fort nach der frischen Quelle. Sprich Worte der Weisheit und des Mannesmutes zu einem Wüstenreisenden oder zum Schiffbrüchigen auf kahler Klippe oder zum Kranken in seiner Fieberhitze: er versteht dich nicht, er verlangt nur Wasser. Und was soll denn den Durst der Seele stillen? Was anderes, als Gott selbst, der lebendige Gott. Wie trotzig unsere Zeit sich auch erheben mag, den Glauben kann sie doch nimmermehr missen. In der Wissenschaft ist Fortschritt von einer Erkenntnis zur anderen, aber in der Religion ist ein Kreisgang, der höchstens wie eine Wendeltreppe aufwärts steigt, durch Aberglauben und Unglauben hin immer wieder zum Glauben zurück. Darum klagte Gott schon in menschlichen Worten in den Tagen der Prophetie, nicht, daß sein Volk alles Bedürfnis nach Religion, den Durst der Seele, verloren habe — nein, das wäre unmöglich — sondern (Jer. 2, 13): „Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen sich hie und da ausgehauene Brunnen, die doch löcherigt sind und kein Wasser geben."

Nein, das fürchte ich auch jetzt nicht, daß je der Glaube veralten, und der Unglaube triumphieren werde, wohl aber, daß mancher Dürstende verschmachten wird, und manch anderer an brackigem und trübem Wasser sich krank trinkt, ehe man den Weg zurückfindet zur lebendigen Quelle, die allein die dürstende Seele stillt. Denn es ist nicht ein unbestimmtes Gefühl des Göttlichen in der Natur und im Menschen, und ebensowenig ein ausgeklügelter philosophischer Gottesbegriff, was wir brauchen; es ist am allerwenigsten ein ewiges und unveränderliches Naturgesetz, das unsere höheren Bedürfnisse befriedigen könnte. Nein, aus der Nordpolkälte der Schlußfolgerungen des Verstandes strebt unsere Zeit nach der wärmenden Glut, aus der Nacht des Zweifels nach dem helleren Lichte eines vernünftigen Gottesdienstes. Der Verstand fragt, das Herz schmachtet, das Gewissen fordert, und was wir bedürfen, ist nicht die Verherrlichung des Menschen oder die Vergötterung der Natur, sondern der unaussprechliche Reichtum der göttlichen Gnade, die sich zu dem törichten, dürftigen, verirrten Kinde niederbeugt. Nichts, nichts gibt es, was diesen Durst der Seele stillt, als Gott selbst, der uns alle kennt, der zu uns spricht, der für uns sorgt — Gott selbst, der lebendige Gott.

Und seht, da steht er noch immer, der spricht: „Wenn du erkenn-

test die Gabe Gottes, und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken, du bätest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser. Denn wer dieses Wassers, das aus der Erde quillt, trinkt, den wird wieder dürsten. Wer aber des Wassers trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt" (Joh. 4, 10—13). Und noch einmal läßt er vom Jakobsbrunnen her das Auge gleiten über die unruhige Welt unserer Zeit und ruft: Kommt alle, die ihr durstig seid, kommt zu den Wassern, kommt und nehmt das Wasser des Lebens umsonst!

Das ist das apostolische Evangelium. Selig sind, die da dürstet nach dieser Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.

III

Die wahre Religion

Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Joh. 4, 24.

Als Ernst Renan, der bei einem glänzenden Talent doch für Jesu sittliche Größe so wenig Verständnis zeigt, einst am Eingange des Tales zwischen Ebal und Garizim, am Jakobsbrunnen, wo noch heute der Fremdling zu rasten pflegt, Halt machte, war er doch tief getroffen durch Jesu Wort zur Samariterin und sprach: „An dem Tage, als Jesus dieses Wort sprach, war er wahrlich Gottes Sohn. Denn zum ersten Male ward hier das Wort gesprochen, auf dem der Bau der ewigen Religion beruht, des reinen Gottesdienstes, ohne Zeit und ohne Heimatland, der auch die Religion aller anderen Welten sein muß, die bewohnt sind von vernunftbegabten, sittlichen Geschöpfen. Und die Menschheit wird, wenn sie alle Kreise des Irrtums durchlaufen hat, stets wieder zu diesem Worte zurückkehren, als zu dem unsterblichen Ausdrucke ihres Glaubens und ihrer Hoffnung: Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten."

Das ist der Sieg der Wahrheit über den Unglauben, der Sieg des Christus Gottes über die Weisheit dieser Welt. Und können auch nur wenige so schöne Worte wählen für einen so großen Gedanken, so hat doch ganz gewiß schon mancher von uns dasselbe Gefühl gehabt, schon lange, bevor Renan es in dieser Weise aussprach. Aber ist es nicht wunderbar? Wenn wir uns von diesem Eindrucke Rechenschaft zu geben suchen, wenn wir es auch denen, die Christus und dem Christentume fremd gegenüberstehen, klar und deutlich beschreiben wollen, wieviel Erhabenheit und Göttliches in diesen Worten Jesu liegt, — ja, dann könnten wir ebensoleicht die Majestät des Meeres oder des Sternenhimmels einem Blinden beschreiben, oder das Lied der Nachtigall einem Taubgeborenen begreiflich machen wollen. Wer für dies Wort des Herrn blind und taub ist, dem werden wir es schwerlich zum klaren Verständnis bringen. Das ist auch gar nicht meine Absicht. Mehr als an die Ungläubigen wende ich mich an die Gläubigen und hoffe nur, den ersten und noch unbestimmten Eindruck bei dem, der ein Gefühl dafür besitzt, etwas lichter, tiefer und dauernder zu machen, indem ich ausgehe von der Schrift, mich stütze auf die Wahrheit und damit

zum Herzen einzudringen suche. Denn in der Schrift ist dieses Wort bei dem großen Religionskampfe der Zeit Jesu ausschlaggebend, — als der Ausdruck einer großen Wahrheit ist es die Grundlage der Weltreligion — und für unser Herz der passende Maßstab für unser sittliches und religiöses Leben.

Wir schlagen die Schrift auf und suchen uns dabei in die Zeit, von der Johannes erzählt, zu versetzen. Es waren in jenen Tagen nur zwei kleine Volksstämme, die den einigen, wahrhaftigen Gott kannten und ihm dienten, beide abhängig vom heidnischen Rom, und nur noch groß durch ihre Religion: die Juden und die Samariter — und diese beiden waren einander bitter feind. Es ist traurig genug, aber es ist so: Religionshaß ist der tödlichste von allen. Der Mensch nimmt ihn nicht einmal mit ins Grab, da ihn ein Geschlecht dem anderen überliefert. Denn nicht nur, daß Juden und Samariter schon damals bereits seit Jahrhunderten miteinander verfeindet waren, sondern auch heute noch ist, wiewohl nur noch einige hundert Samariter übrig sind, das letzte Wort ihres aussterbenden Glaubens, jetzt, nach vierundzwanzig Jahrhunderten: „Haß gegen die Juden und Widerwille gegen Jerusalem." Und der Haß der Juden war keineswegs geringer. Wer von ihnen Samariens Bergland durchziehen mußte, beeilte sich so sehr er konnte, um auf der Reise nur ja keinen Bissen Brot, keinen Schluck Wasser von den Samaritern annehmen, oder auch nur ein Wort mit ihnen wechseln zu müssen. Mit Abscheu wandte er sich von den Einwohnern dieses Landes ab, wenn er einem begegnete, spie aus auf den Boden und murmelte, selbst wenn er unterwegs Hunger litt, den rabbinischen Spruch: „Der Samariter Brot ist Schweinefleisch!"

Und worin wurzelte dieser tödliche Haß zwischen beiden Völkern, die doch beide den Glauben Abrahams und Mosis Gesetze bewahrten, die einzigen, die inmitten einer heidnischen Welt den wahren Gott verehrten? Diese Wurzel stak tief bereits in Jakobs Familie, und noch tiefer im sündigen Menschenherzen, das vom Paradiese an die Söhne desselben Hauses sich gegeneinander erheben ließ. Von Israels Söhnen war Joseph der geliebteste, und Juda erhielt das Erstgeburtsrecht. Daher rührt die spätere Eifersucht der Stämme Ephraim und Manasse, der Nachkommen Josephs, gegen Juda und Jerusalem. Schon zu Davids Zeit bekämpften sie einander, und als Salomo verschieden war, versöhnten sie sich selbst in der Gefangenschaft nicht wieder. Die Juden — das ist Juda und Benjamin — waren stolz auf ihre reine Abkunft, auf Davids Haus und Salomos Tempel und auf die heiligen Schriften der Propheten. Die anderen Stämme, an der Spitze Ephraim, waren weniger glücklich gewesen. In ihrem Lande waren nur wenige übrig geblieben, und auch diese hatten sich mit Heiden vermischt. Als nun die Juden aus Babylon zurückkehrten, wollten sich die Zurückgebliebenen an sie anschließen, allein sie wurden mit Verachtung zurückgewiesen. Und von der Zeit an zog sich das kleine Volk in Samarien zusammen, durch tödliche Feindschaft von Jerusalem getrennt. Waren sie auch von ge-

mischter Abkunft, so nannten doch auch sie Jakob ihren Stammvater und bewahrten stets die Bücher des Moses in ihrer Sprache, von denen man annimmt, daß sie ihnen zur Zeit Nehemias von einem abfälligen jüdischen Priester gebracht worden seien. Eine Zeitlang stellten sie sogar ihren Tempel, den sie auf dem Berge Garizim erbauten, wo in früheren Jahren der erste Segen über die Stämme ausgesprochen worden war, dem Tempel Jerusalems gegenüber. Der leidenschaftliche Religionseifer der Makkabäer verwüstete diesen Tempel, aber auch nach dieser Zeit hielten die Samariter die Tempelstätte noch ebenso heilig. Noch zu Jesu Zeit stand ein Altar auf Garizim. Ja, noch heute, während der Jude nicht mehr opfert, sondern nur noch wehklagt auf den Trümmern Morijas, schlachten die wenigen Samariter ihre Passahlämmer auf diesem Berge, und es ist, als ob noch die letzten Steine der beiden verwüsteten Tempel einander zuriefen: „Fluch über Jerusalem!" „Wehe über Garizim!"

Auf diesen einen Punkt hatte sich denn auch der ganze Religionsstreit zur Zeit Jesu zusammengezogen. Es war nicht die Frage, wer das Gesetz Gottes am besten verstehe und halte, wer das prophetische Wort bewahre und richtig deute, noch viel weniger, wie es möglich sei, die Sünde am nachdrücklichsten zu bekämpfen und die Welt durch den wahren Glauben zu überwinden. Nein, der Streit lief auf den ausschließlichen Besitz des wahren Gottesdienstes hinaus. Auf eine so einfache Formel gebracht, dringen erst die religiösen Fragen ins Volk hinein, da es keine abstrakten Gedanken und keine verwickelte Vernünftelei versteht. So wenige auch zu jener Zeit die eigene Volksgeschichte und die heilige Schrift richtig kannten und verstanden, das begriff doch jeder Jude und jeder Samariter: Es gibt nur einen Altar des einen, wahrhaftigen Gottes, nur einen — entweder in Jerusalem, oder auf Garizim.

Und wie überall Schwärmerei und Ketzerjagd die Schattenseiten eines lebendigen, religiösen Lebens sind, so war es auch hier. Was können wir Schöneres denken, als diese zahlreichen Karawanen, die zum Passahfeste hinaufziehen, zwischen fruchtbaren Weinbergen und blühenden Gefilden hin, während die Berge Palästinas vom Psalmgesang widerhallen? Aber ging der Weg über die Berge Ephraims oder dicht an ihnen vorbei, dann drang ein scharfer Mißton in das fromme Lied hinein: der Fluch über Samarien, dem als Echo der Fluch über Zion entgegenhallte.

Auch Jesus mußte einst diesen Fluch verspüren. Es war Abend, und er suchte in einem samaritischen Orte Unterkunft für die Nacht. Aber alle schlossen vor ihm die Türe zu, wie noch heute der fanatische Muselmann in derselben Gegend einem verachteten Juden- oder Christenhunde gegenüber verfährt. Jesus und seine Jünger können keine Nachtherberge finden, „weil sie ihr Angesicht nach Jerusalem gewandt hatten." Aber die Jünger haben mit den Samaritern keine Nachsicht. „Herr," sagt Johannes und Jakobus, „willst du, so wollen wir sagen,

daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elias tat." Aber Jesu Auge blickte düster, nicht gegen diese Fremden, sondern gegen die Seinen, und er bedrohte sie mit den Worten: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht kommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten."

In unserer Schriftstelle treffen wir den Heiland wieder in Samarien. Es ist in der Nähe der uralten Stadt Sichar oder Sichem. Die Jünger sind, da sie von den Feinden keine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen wollen, in die Stadt gegangen, um Brot zu kaufen. Jesus hat es vorgezogen, draußen zu bleiben, er war auch wohl von der Reise ermüdet und setzt sich auf den Rand des Jakobsbrunnen. Von da schweift sein Auge in tiefen Gedanken über das Tal hin; jetzt ruht es auf der uralten Stadt, dann auf der kahlen, achthundert Fuß hohen Felswand von Ebal und dem fruchtbar grünenden Garizim, ein ergreifender Gegensatz von Tod und Leben, von Segen und Fluch . . . Da kommt eine Frau, um Wasser zu holen, und da sie in Jesus einen Juden erkennt, wundert sie sich, daß er von ihrer Hand und aus ihrem Wassergefäß zu trinken begehrt. Das gibt Veranlassung zu einem Gespräche, bei dem sie ihren Wasserkrug neben sich niederstellt. Einem so freundlichen Juden ist sie noch nie begegnet. Und er scheint noch dazu ein Schriftgelehrter zu sein, ja, was noch mehr heißen will: er sagt ihr alles, was sie getan hat, und ist also sicher ein Prophet. Aber es ist, als ob die findige Frau, als ihr diese Erkenntnis aufgegangen ist, sich den Gewissensfragen Jesu entziehen will. Oder kommt es nicht wohl öfter vor, daß die Menschen lieber über Religion streiten, als daß sie sich mit der Religion in den Kampf einlassen? Die Frau bringt also sofort die große Frage zur Sprache, sie hört ja auch als Grenzbewohnerin viel zu häufig von beiden Formen des Gottesdienstes, um nicht Interesse zu haben an der Frage. „Ich sehe, daß du ein Prophet bist, Herr; unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr Juden sagt, zu Jerusalem sei die Stätte, da man anbeten solle." In deutlicher Weise wird hier eine bestimmte Auskunft begehrt, und Jesus verweigert sie nicht. Er kann dabei nicht umhin, seinem Volke recht zu geben, weil allein sein Gottesdienst auf einer festen, geschichtlichen Grundlage ruht und Gottes Wort rein erhalten hat. „Ihr wisset nicht, was ihr anbetet, wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden." Aber zugleich mildert Jesus die Schärfe dieses Ausspruchs und entzieht dem Streite den Boden. Das Wesen der wahren Religion ist in dieser Streitfrage nicht verborgen. „Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Andere, wahrhaftige Anbeter, verlangt der Vater, denn Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Wir werden über Religionsstreitigkeiten noch viel mehr zu sprechen haben, wollen aber schon jetzt unsern Herrn uns dabei als Muster nehmen. Lernen wir also zuerst von ihm, daß man den Religionsstreit

durch Aufgeben oder Bemänteln und Verleugnen der Wahrheit nicht beilegt; sowenig wie man Wunden heilt, indem man sie verdeckt. Jesus schrickt nie davor zurück, für die Wahrheit einzutreten. In Samarien sagt er: Das Heil kommt von den Juden; zu einer heidnischen Frau, daß das Brot Gottes den Kindern eher zukomme als den Hunden; und in Jerusalem straft er die Pharisäer, weil sie das Gesetz Gottes durch Aufsätze, die Gebote von Menschen sind, erschweren, und die Sadduzäer, weil sie weder die Schrift kennen, noch die Kraft Gottes. Es ist nicht wahre Toleranz, die um des lieben Friedens oder vielmehr um der Ruhe, der Bequemlichkeit, der Interesselosigkeit willen die Wahrheit preisgibt. Nein, die Wahrheit besitzt die ältesten Rechte, und ohne sie ist die Liebe Gottes nicht in uns. Die volle Offenbarung der Wahrheit kann ihr niemals schaden, wohl aber der Eigensinn, der Hochmut, die Lieblosigkeit, die gegen die Wahrheit streiten unter dem Scheine und Vorgeben, für sie einzutreten. Der Jude verachtete und verfluchte den Samariter. Und warum? Weil seine Väter auf diesem Berge angebetet hatten, während Israel doch mit derselben kindlichen Ehrfurcht vor den Satzungen der Alten die Knie beugte. Hat der Religionshaß der Juden und Christen, Katholiken und Protestanten etwa einen anderen Grund?

Und wunderbar, daß heute genau noch so wie zu Jesu Zeit diejenigen einander am meisten hassen, die sich am nächsten stehen, so daß der bitterste Religionshaß eigentlich Bruderhaß ist. Juden haben die Christen, Christen die Juden verfolgt, während sie die Heiden in Ruhe ließen. Römische und Protestanten haben gehaßt und gemordet, wie kein Nero oder Decius an den Jüngern Jesu tat. Und wie ist unter Protestanten — auch in unserer Kirche — so erbittert gestritten worden! Und doch haben Juden und Christen denselben Gott, Katholiken und Protestanten den einen Christus, alle Protestanten die gleiche Bibel. Worüber also tobt der heftige Streit, warum wird so glühend gehaßt? Worüber und warum? Noch heute handelt sich's wie in Jesu Tagen bei jedem Religionsstreite um zweierlei. „Jerusalem oder Garizim?", so lautet die Frage nach der Form, und „Petrus oder Paulus?" lautet die Frage nach der Lehre. Und die Form ist nicht gleichgültig, und die Lehre ist es noch viel weniger; aber hoch über Kirchenform und Religionslehre erhebt Jesus die streitenden Parteien zu dem einen Gott und Vater, dessen Anbetung im Geiste und in der Wahrheit erst die wahre Religion ist. Liebe Leser, wenn rings um euch der Religionsstreit entbrennt und andere ihn immer mehr verschärfen, so sehet lieber über alle Verschiedenheiten hinweg auf die höhere Einheit hin von allem, was den Namen Religion verdient. Den ersten Glaubenspunkt davon nennt Jesus am Jakobsbrunnen, und den zweiten fügt Johannes hinzu: „Wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht, denn Gott ist Liebe." — Wer von uns beweisen will, daß seine Religion die beste ist, der diene dem Vater am besten im Geiste und in der Wahrheit und zeige am meisten Liebe.

„An diesem Tage war Jesus wirklich Gottes Sohn." Nein, aber an dem Tage zeigte er, daß er es immer ist. Und wodurch? Dadurch, daß er, über die religiösen Leidenschaften seiner Zeit erhaben, das Prinzip der Weltreligion aussprach, die bestimmt sein sollte, einst allen Religionsstreit beizulegen, wenn sie wie ein Sauerteig die ganze Menschheit durchdrungen haben würde. Aber vergegenwärtigen wir uns bei diesem großen Worte noch einmal den, der es sprach in all seiner Größe, den Sohn Gottes unter den Menschenkindern.

Auch Jesus liebte Zion und den Altar des wahren Gottes. Diese Liebe spricht aus seiner Anhänglichkeit an seines Vaters Haus und aus seinen männlichen Tränen über Jerusalem. Aber dort in diesem schönen Tempel fand er den wahren Geist des Gebetes nicht, wohl aber Beschränktheit und Bitterkeit. Und mit freier Brust und warmem Gemüte sprach er da, wo er nur den Himmel als Tempeldach über sich hatte, und das Lied der Vögel zum Psalm, und die wogenden Kornfelder und blühenden Weinberge zum Altar wurden. So durchzieht er sein Vaterland, um das Gottesreich zu gründen, in dem Gerechtigkeit und Friede wohnen sollen, und zwar nicht nur in seinem Vaterlande. Schon kommen nicht nur Zöllner und Sünder, sondern auch Heiden zu ihm. Und heute — siehe, die Samariterin ist so eilig fortgegangen, daß sie sogar ihren Wasserkrug stehen ließ, und bald sieht Jesus auf ihre Erzählung hin die bittersten Feinde der Juden aus Sichar herausströmen, zu ihm hin, der das Heil von den Juden bringt. Und Jesus rührt das Brot nicht an, das seine Jünger inzwischen bringen, denn es ist seine Speise, Gottes Willen zu tun, und mit Entzücken weist er die Seinen auf die herbeiströmende Menge mit den Worten hin: „Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte." O, es ist groß und einzig, dieses Bild des Mannes von Nazareth, der über die Welt und Zukunft verfügt, der es weiß, es sicher weiß, daß Jerusalem bald nicht mehr das heilige sein wird, und Garizim nicht der Ort der Anbetung, daß Athen und Rom fallen werden, und daß die Religion, die wahre und einzige Religion, durch sein Wort eine Welt überwinden wird. Wie schwer auch die Stürme waren, die durch Jesu Gemüt zogen, wie schwer der innere und äußere Kampf, den er zu bestehen hatte, er ist doch nie in diesem Glauben wankend geworden. Im Angesichte Gethsemanes und Golgathas versichert er noch vom Ölberg aus: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen." Mit erbleichenden Lippen spricht er: „Ich habe die Welt überwunden, es ist vollbracht." Und sein letzter Auftrag beim Scheiden von der Erde ist: „Predigt das Evangelium allen Völkern!"

Jesus muß also wohl tiefinnerlich überzeugt gewesen sein — so fest und so gewiß, wie ein Mensch weiß, daß er ist, und daß er denkt — von der weltüberwindenden Kraft seiner Worte. Aber worin liegt diese Kraft? Warum nennen wir sie die Religion und nicht mehr eine Religion? Ich will versuchen, ob ich das in drei Gedanken ausdrücken kann,

und ich will mich dabei an den Wortlaut des Urtextes halten, der noch deutlicher erkennen läßt, worauf der eigentliche Nachdruck fällt.

Geist ist Gott: das ist der wahre Glaube. Die ihn anbeten, in Geist und Wahrheit muß es sein, daß sie anbeten: das ist die wahre Gottesverehrung. Die wahrhaftigen Anbeter sucht der Vater: das ist die wahre Gemeinde, das Himmelreich auf der Erde.

Ein Geist ist Gott. — Ein heidnischer Schriftsteller sagt: „Städte ohne Tore werdet ihr vielleicht finden, auch solche ohne Theater oder Palast, aber eine Stadt ohne Tempel oder Altar nicht." Das ist wahr, aber ebenso wahr ist es, daß man überall die ursprüngliche Religion verdorben und erniedrigt hat, um sie durch sinnliche Formen und Vorstellungen dem Menschen näher zu bringen, statt des Menschen Geist und Gemüt zu Gott erheben. Ja, selbst da, wo der Eine, Wahrhaftige unter Ausschluß aller Abgötter angebetet wurde, sind Jahrhunderte nötig gewesen, um seine Anbeter zu der einfachen Erhabenheit des Wortes: Gott ist Geist, zu erheben. Juden und Samariter beteten beide diesen Gott an, den Abraham bereits als den Richter über die ganze Erde kannte, und doch wähnten sie, ihn nur an dem Orte, der ihm geweiht war, finden zu können als den Schutzgott ihres Volksstammes und Feind ihrer Feinde. Vor allem bei den Juden war diese Beschränktheit fast unbegreiflich. Oder hatte nicht Salomo selbst gesagt: „Der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht versorgen, wie sollte es denn dies Haus tun, das ich gebaut habe?" Und hatten die Propheten nicht hundertmal gelehrt: „Unser Gott erfüllt Himmel und Erde." Aber beschränkt war ihr Herz geworden, und beschränkt ihre Gottesverehrung und — beschränkt ihr Gott.

Wir beten auch an, was wir wissen. Wir lernten wenigstens von Jugend auf, daß Gott der einzig vollkommene, ewige Geist ist, von dem, durch den und zu dem alle Dinge sind; daß dieser Gott, als der ewig Lebendige, in dem auch wir leben, weben und sind, eigentlich nicht den Himmel zu seinem Throne hat, wie viel weniger einen Tempel zu seinem Hause. Und doch mischt sich noch immer zu viel Menschliches und Sinnliches in unsern Gottesbegriff, gerade weil es ein Begriff ist, eine bestimmte Begrenzung des Unendlichen, das der endliche Verstand umfassen will. Hier stellt sich der eine die Gottheit vor als über und außerhalb der Schöpfung lebend und wähnt, daß nur dann und wann in dem Laufe der Dinge eine außergewöhnliche Dazwischenkunft stattfinde. Dort wieder setzt man Gott gleich mit der Natur und erkennt zwar die Göttlichkeit der ewigen Gesetze an, nicht aber die Macht des ewigen Geistes, der in und über der Welt und von seinen eigenen Gesetzen unabhängig ist. Dieser stellt sich das höchste Wesen, das doch über alle Leidenschaften hoch erhaben ist, vor in heftigem Zorn und meint, es müsse durch die Leiden seiner Geschöpfe oder durch ein blutiges Menschenopfer versöhnt werden; jener denkt sich die Allmacht des Ewigen als eine blinde Willkür, die nur für ihre Günstlinge Gutes bringt, und wieder andere meinen, daß er, der zu reiner Augen ist, um das Schlechte

zu sehen, mit Tränen und Gebeten bestochen werden könne, oder sogar, daß ihm die Sünde gleichgültig sei, ja selbst, daß der Heilige die Ursache der Sünde sein könne. Und immer wieder geht aus unserer Gottesverehrung hervor, wie gebrechlich noch unsere Vorstellung von Gott ist.

Ein Geist ist Gott, und die ihn anbeten, die müssen es im Geiste und in der Wahrheit tun. Das begriffen weder Juden noch Samariter, weil sie die Form für die Sache ansahen und im Streite über eine Örtlichkeit ihn aus den Augen verloren, der seinen Namen dort wohnen ließ. Das war die Beschränktheit der alten Zeit. Aber nun die neue? Da ist die römisch-katholische Kirche, die den größten Teil der christlichen Gemeinschaft umfaßt, die das Wesen der Religion für unabtrennbar hält von der Heiligkeit eines geweihten Ortes und von von einem festbestimmten Zeremoniell. Und hier die Protestanten, von denen die einen in Formeln und Konkordien, die anderen in Lehr- und Grundsätzen, und wieder andere in schrankenlosem Freisinn das Kennzeichen der wahren Religion suchen, während doch nur allzuviele in jeder Christengemeinde mit der Samariterin anbeten, wie sie es von anderen gelernt haben, und meinen, ganz besonders fromm zu sein, wenn sie so und so oft die Hände falten und die Augen schließen, an diesem Tage und zu dieser Stunde im Gotteshause sitzen oder am Abendmahl teilnehmen und die Taufe ihrer Kinder nicht versäumen . . .

Und versteht ihr es denn noch immer nicht, ihr, die ihr an toten Formen hängt, oder einander alte oder neue Fahnen aus den Händen reißt, versteht ihr es noch nicht und werdet ihr es nie verstehen, was es heißt: Gott anbeten in Geist und Wahrheit? — Im Geiste, das ist eine Anbetung, die an keine festen Formen gebunden ist und in Worten nicht ausgesprochen werden kann, aber zum Leben kommt in der Gemeinschaft unseres Geistes mit Gottes Geist, die freie und geistige Verehrung dessen, der weder an Zeit noch Raum gebunden ist. Diese Gottesverehrung steigt zum Himmel empor aus dem Tempel der Natur, aus dem Kämmerlein oder der Krankenstube, und aus dem Herzen der Bedrückten ebensogut und vielleicht noch besser, als aus dem dazu bestimmten Bethause. Ja, auch inmitten der hastenden und streitenden Welt kann, ohne daß es jemand bemerkt, unser Auge den Himmel suchen, und unser Herz seinen Gott. — Diese Anbetung im Geiste ist auch erst eine in voller Wahrheit, denn sie verleiht den Formen der Anbetung Leben oder macht sie ohne Schaden entbehrlich. Und wo so der Wahrhaftige angebetet wird, da ist Wahrheit im Gemüt. Da wird kein Gebet gesprochen, das nicht aus dem Herzen aufwallte, keine Religion wird bekannt, die sich nicht im ganzen Leben ausspricht. Nichts um der Menschen willen, nichts, um uns selbst zu gefallen oder auf unsere Rechnung zu kommen: alles nur für Gott.

Und alle solche wahren Anbeter sucht der Vater. Das ist das Himmelreich auf der Erde, die wahre Gemeinde Christi, die immer nur noch ein Schattenbild von der Kirche der Zukunft ist.

Der Vater sucht sie. Er nimmt sie also nicht nur an, wenn sie

von selbst zu ihm kommen. Nein, sondern das ist, nach dem apostolischen Evangelium, die Liebe Gottes: nicht daß wir ihn, sondern daß er uns zuerst geliebt hat. Was bereits im Alten Testamente die rufende Stimme war, wodurch das Heil von den Juden kam: „Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Ende," das gilt noch viel mehr vom Neuen Testament. Der Vater sucht seine verlorenen Kinder wieder auf und bringt sie alle zusammen, die ihn anbeten im Geiste und in der Wahrheit. Er sandte dazu seinen eigenen, eingeborenen Sohn. Dieser ging aus, um Sünder zu versöhnen und eine Welt selig zu machen, und ließ sein Wort, das Geist und Leben ist, der Menschheit zum Erbe. Bis an die Enden der Erde dringt seine rufende Stimme. Auch wo der Name Christi noch nicht genannt, und die Bibel nicht gebraucht wird, dringt sie flüsternd durch die Mauern und weht wie ein Atem den fernen Völkern zu. Formen haben ihren Ort und ihre Zeit, Lehrsätze ihre Bekenner; aber der Geist dringt durch, wie der Wind weht, und du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt, und die Wahrheit kommt an das Licht, wo auch nur ein einziger Strahl des Lichtes der Welt Einlaß erhält. Und wo nun so der Sauerteig der wahren Religion die Menschheit durchdringt und in der Verborgenheit des Herzens seine Kraft entfaltet, wer will dann diese wahren Anbeter nennen, wer ihnen das Zeichen der Kinder Gottes an die Stirne drücken, ehe der Engel des Gerichtes sie versiegelt hat? Wer wird ihre Namen einschreiben in ein Mitgliederbuch oder ihren Kreis in einer Kirchgemeinde einschließen? Oft klafft zwischen Wort und Tat, Form und Wesen, Schein und Wahrheit ein bemerkenswerter Gegensatz auf. Man findet unter Israel solche, die mehr Christen sind, als manch einer, der den Namen Christi trägt; unter Roms Sklaven solche, die protestantischer sind, als die meisten Protestanten, Ketzer der Lehre nach, die rechtgläubig sind im Gemüt . . . Der Vater sucht seine Kinder, ohne Ansehen der Person.

Wie ihr eurer Kirche zugetan seid, so hatte auch Jesus sein Volk herzlich lieb. Wohl lehrte er nicht wie die Pharisäer, daß das Heil allein für die Juden sei, aber doch, daß das Heil von den Juden komme. Und gerade Jesus ist es, der so gerne das Bessere an denen bemerkt, die nicht aus Israel sind, der den Samariter als beschämendes Vorbild der Dankbarkeit oder Barmherzigkeit aufstellt und von einem Heiden sagt: „Einen solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." Und sein Petrus, der bei einem reichen, feurigen Herzen noch so lange in seinen Ansichten so beschränkt war, wurde erst dann wirklich der Fels der Gemeinde, als er zu der Einsicht gelangt war: „Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm."

Der Vater sucht. Es ist nicht bedeutungslos, daß dreimal der Name Vater vorausgeht, ehe die große Wahrheit: Gott ist ein Geist, ausgesprochen wird. Nicht wie ein logisch ermittelter Gedanke oder Begriff, sondern als Offenbarung der erbarmenden Vaterliebe Gottes ist dieser Dienst im Geiste und in der Wahrheit die Wiedergeburt der Menschheit.

Seitdem der Heiland der Welt dies Wort am Jakobsbrunnen sprach, hat die wahre, geistige Religion immer wieder die Formen, die ihr Gewalt antaten, abgestreift und sich über den Zeitgeist zu erheben gesucht. Und da, wo sich die, die aus der Wahrheit sind und nach dem Geiste wandeln, wie Kirche und Welt sie auch heißen mag, einander erkennen, da offenbart sich auch Gottes Reich, seine wahre Gemeinde und sein echter Gottesdienst; da kommt die Kraft des Geistes und der Wahrheit zum Vorschein, wie sie die Welt überwindet durch die natürliche Macht des Lebens über den Tod, so daß vor ihr einst alle Lügen zu Boden fallen müssen, alle Sünde ihr Urteil empfängt und zeitliche Glaubensformen wie abgetragene Kleider zerreißen, wenn erst eine Herde unter einem Hirten stehen und Gott alles in allem sein wird.

Und habt ihr denn dieses klare, keine andere Deutung zulassende Wort vom wahren Gottesdienste einmal als Maßstab für euer eigenes sittliches und religiöses Leben anzuwenden versucht? Oder dürften wir über anderer Religion wohl ein Urteil fällen und brauchten gar nicht erst zu untersuchen, ob die Religion in uns die Probe bestehen könne?

Betet den Vater an im Geiste und in der Wahrheit! „In der Wahrheit?" so fragt unsere Zeit mit Pilatus, „was ist Wahrheit?" Ein geistiger Gottesdienst, nicht sinnlich und nicht kalt und tot, ein solcher, bei dem unser Geist mitlebt, und unser Herz Anteil nimmt, ja, das läßt sich noch verstehen. Aber eine Anbetung, bei der alles Wahrheit ist, da doch das Gebäude religiöser Wahrheiten von altersher in Trümmern liegt, und die Bauleute einander mit Schuttsteinen bewarfen, ohne noch etwas aufbauen zu können, das standhielte . . . „Wahrheit, was ist Wahrheit?" O ja, ich verstehe diese Frage so gut wie die Bitte des Armen um Brot, des Durstigen um Wasser, wie einen Notschrei in Todesangst. Es gilt doch auch für uns, daß wir „anbeten, was wir wissen", eine Sache des Herzens, die aber auf Wissenschaft sich gründen muß; und wo ist nun eine religiöse Wahrheit, die wir sicher wissen? Hört zu! Christus antwortet noch stets, wie er jedem Jahrhundert die Antwort gegeben hat: „Ich bin die Wahrheit, niemand kommt zum Vater, denn durch mich." Wenn ich also die Bande der äußeren Glaubensgemeinschaft scheinbar so weit und so locker gemacht habe, so meint darum nur nicht, liebe Leser, daß ich die Wahrheit und selbst die besonderen Wahrheiten unseres christlichen Glaubens gering schätzte. Alles, was wir wahrhaftig glauben, übt eine Kraft aus auf unser Leben. Ist es also ein Lügengeist, der durch unsere Zeit geht, so wird ihm ein Geist des Abfalls und der Sünde auf den Fersen folgen. Man liest keine Trauben von den Dornen. In der Religion gibt es nichts Gleichgültiges. Meine Meinung war ja aber auch nur die, daß „die Wahrheit zu kennen und zu bekennen" noch nicht gleichbedeutend ist mit „in Wahrheit anbeten", das weder aus der Reinheit des Bekenntnisses, noch aus der wahren Religion erkannt wird. Auch im Schatten können Rosen blühen, wie Dornen wachsen im vollen Sonnenschein. Der jüdische Rabbi würde gemeint haben, einem Samariter die Anbetung in

der Wahrheit lehren zu können, wenn er ihn als Proselyt von Garizim nach Jerusalem herüberbrächte. Jesus tat es, indem er ihn über beide Stätten emporhob zu dem ewigen Geiste, der die Geister wägt und die Herzen prüft.

Auch später und an anderer Stelle, wo Jesus sagt: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme", hat er mehr im Auge, als die Wahrheit des Gedankens, das Recht alter oder neuer Lehren auf dem Gebiete der Religion, mehr als ein „Jerusalem oder Garizim". Die Religion, die er der Welt bringt, scheut keineswegs das Licht der Wahrheit und der freien Untersuchung. Wer sie verbergen will, um sie unangetastet zu bewahren, erzeigt ihr den schlechtesten Dienst; denn eine Religion, die die freie Forschung nach ihren Grundlagen verbietet, läßt den Verdacht entstehen, daß sie ihre Ausweisurkunden nicht vorzeigen kann. Furcht vor der Wahrheit ist daher auch Jesu und seinen Aposteln vollständig fremd. Das wahrhaftige Licht erleuchtet alle Menschen — das ist ihr Grundsatz, und die Weisheit wird gerechtfertigt von allen ihren Kindern. Wer also den Geist der Forschung und unbestechlichen Wahrheitssinn besitzt, der nimmt die Wahrheit als Wahrheit an. Aber darum ist noch nicht gesagt, daß er sie als Lebensprinzip in sich aufnimmt, daß er selbst aus der Wahrheit ist. Die Wahrheit außer uns, das ist es, was die Welt „unseren Glauben" nennt; aber die Wahrheit in uns, das ist der Glaube, den Christus von uns fordert.

Ich möchte gern annehmen, liebe Leser, daß ihr alle nach bestem Wissen die alte Wahrheit vertretet, oder eine neue sucht. Ja, ich sage noch mehr: Ich weiß, daß viele von euch auch dies Buch in die Hand genommen haben in der Hoffnung, daß nun ein für allemal für euch ausgemacht werde, was die wahre Religion sei. Und ihr werdet enttäuscht! Ihr lest bis zu Ende und findet doch den Streit unserer Zeit nicht entschieden. Zu meiner Verteidigung will ich nur das sagen, daß auch unser großer Meister die Samariterin enttäuschte. Sie hatte eine ausführliche Verteidigung Jerusalems gegen Garizim erwartet und hörte nur von einer Anbetung im Geiste und in der Wahrheit. Über Lehrsätze und Wahrheiten hoffe ich noch eingehender sprechen zu können, aber zum voraus mußte ich etwas über die Wahrheit selbst sagen, die Wahrheit eurer Religion, die durch die Wahrheit eurer Lehre noch nicht ausgemacht wird. Ich frage also noch nicht, welches Bild ihr euch von Christus und dem Christentume macht, ob euer Glaubensbekenntnis alt oder neu, verwickelt oder einfach ist, nein, ich frage bloß, ob die Religion in euch Wahrheit, ob sie schon etwas Geistiges und Unvergängliches ist.

Wahrheit! Sollte die Gottesverehrung Wahrheit sein, die auf dem Stuhle oder der Bank des Gotteshauses hinterlassen wird, um sie nach acht Tagen daselbst wiederzufinden, ein Gottesdienst, der so sehr an Plätzen und Formen hängt, daß er kein betendes Herz kennt ohne gefaltete Hände, keine Verehrung Gottes ohne Kirche und keinen Ernst

des Lebens ohne ein aufgeschlagenes Bibelbuch? Das ist noch der Gottesdienst Jerusalems und Garizims. Er wohnt außer uns, und wir geben ihm seinen Teil — nur seinen Teil, nicht aber unser Herz und unser Leben. Ja, vielleicht bekennen wir das noch, was wir schon nicht mehr glauben, halten einen Rahmen ohne Geist fest, eine Formel ohne Wahrheit.

Im Geiste und in der Wahrheit: Gibt es Wahrheit in jener vorübergehenden Rührung, die man so ganz mit Unrecht Erbauung nennt, ist von Geist die Rede bei etwas, das eine noch kürzere Lebenszeit hat, als die Eintagsfliege des Sommers? Da sitzen die Tausende beisammen und verherrlichen Christus, aber alsbald im Leben verbergen oder verleugnen viele ihren Glauben und ihre Liebe, weil die Welt sie nicht haben will, wie man sich etwa in vornehmer Gesellschaft eines braven, schlichten Freundes schämt, dem man zu Hause um den Hals fällt. Andere wieder suchen sich selbst einzureden, daß es unmöglich sei, so zu leben, so schön es auch sei, davon zu hören in Augenblicken einer religiösen Erweckung. Sie legen das Gesangbuch weg, und dabei weicht der strenge Ernst und der fromme Ausdruck ihres Gesichtes. Sie haben eine andere Lebensregel in der Woche, als am Sonntage, einen anderen Geist zur Hochzeit, als zum Abendmahl, eine andere Sittenlehre auf dem Markte, als in der Kirche.

O, wenn der Engel des Gebetes in seiner Rauchschale unsere Opfer vor den Thron Gottes bringt, wie viele tausend Gebete würden dann wohl herabfallen, die bloß gedankenlos hergesagt oder mit andachtslosem Herzen ausgesprochen wurden, und die damit der Erde angehören und nicht dem Himmel: Schuldbekenntnisse ohne Schuldgefühl, Danksagungen ohne Dankbarkeit, Lobpsalmen ohne Verherrlichung Gottes. Wie viele Töne ohne Geist, und Worte ohne Wahrheit, Frömmigkeit für den Augenblick, die im nächsten Augenblicke ihren Widerspruch fand, Religion, gegen die unsere Taten laut ihre Stimmen erheben und mit unausrottbarem Makel behaften. Rein ist in dieser Hinsicht keiner, auch nicht einer, und wohl dem, der noch ein Auge hat, das einzusehen und ein Ohr, um sich selbst belauschen zu können!

Gott ist ein Geist. Wie demnach Gott der Geist ist, der das Weltall beseelt, den toten Stoff beherrscht und doch unendlich weit über ihm erhaben ist, so muß auch die wahre Religion der Geist unseres Lebens sein, und die Wahrheit der Kern unseres sittlichen Wesens, und doch muß dieser Gottesdienst selbst hoch über uns erhaben sein, so daß die Kraft unseres religiösen Lebens gerade in fortwährender Selbstprüfung um der Wahrheit willen besteht, in Geisteserhebung zu Christus und zu Gott.

Unser ganzes Leben Gottesdienst, und unser Herz ein stetiges, gottgefälliges Opfer — das ist unser Ideal, aber wir erreichen es hienieden nicht. Und gerade das bewahrt uns vor jenem geistlichen Hochmute, der so recht fleischlich und geistlos ist. Hat ein anderer eine weniger klare Einsicht, eine weniger reine Anschauung von der Wahrheit, wie

uns dünken mag — nun, die Wahrheit verleiht uns zwar vieles, aber nie das Recht, uns um ihretwegen zu erheben und noch viel weniger andere zu hassen. Möge nur alles, was in uns ist, zu dieser allgemeinen Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, die dazu zu allererst in unserem Besitze sein muß, mitwirken. „Lobet den Herren an allen Orten seiner Herrschaft", sagt bereits der Psalmist in Israel, und es ist Geist und Wahrheit in ihm, wenn er dies sagt, denn sein Herz beantwortet sein Lied mit den Worten: „Lobe den Herrn, meine Seele!"

———*———

IV

Autoritätsglaube und selbständiger Glaube

> Wir glauben nun hinfort nicht um deiner Rede willen; wir haben selber gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland. Joh. 4, 42.

Wir standen zuletzt an Sichars Brunnen und schauten, durch Jesu Worte angeregt, aufwärts, über Garizim und Jerusalem hin. Der Himmel ward uns zum Tempelzelt, die Erde zum Altar, jedes Menschenherz zum Opfer, und über die Religionsformen der Welt erhob uns der Sohn Gottes empor zu dem einzigen Gottesdienste, der Gottes würdig ist, zu der wahren Gottesverehrung der Menschen und Engel: Gott, der ein Geist ist, anzubeten im Geiste und in der Wahrheit. Indes nun die erstaunten Jünger ihren Meister umringen, und ihr Erscheinen die Frau verscheucht, sehen wir ihr nach, wie sie davonläuft. Ihren Wasserkrug hat sie am Brunnen stehen lassen. Sie hat jetzt etwas vor, was mehr Eile hat, und wobei sie der volle Wasserkrug auf dem Kopfe nicht beschweren darf. Sie trägt eine leichtere und kostbarere Last: das Wasser, bei dem man in Ewigkeit nicht wieder dursten wird. So eilt sie atemlos in die Stadt hinein und ruft dem ersten besten zu: Kommt doch und sehet einen Menschen, der mir gesagt hat alles, was ich getan habe — der mir meine geheimsten Verfehlungen entdeckt und vorgehalten hat — ob er nicht der Christus sei? Und als sie dann erzählt, was Jesus ihr noch alles gesagt hat: von dem lebendigen Wasser, von dem Orte der Anbetung, von sich selbst, als dem Christus, der kommen sollte, da „glaubten an ihn viel der Samariter aus derselbigen Stadt um des Weibes Rede willen", hauptsächlich aber auf ihr Zeugnis hin: „Er hat mir gesagt alles, was ich getan habe." Die Frau galt also in Sichar für eine glaubwürdige Person. Ihr leichtsinniger Lebenswandel und ihre ungesetzliche Verbindung war vielleicht nicht allen bekannt, und ihr Scharfsinn wie ihr religiöses Gefühl, seit alters eine Eigentümlichkeit der Frauen Palästinas, verschafften ihren Worten, die sie mit so inniger Überzeugung sprach, leichten Eingang.

Allein die Samariter würden ihr doch nicht so rasch Glauben geschenkt haben, wenn nicht in jener Zeit auch bei ihnen die Erwartung eines Gesalbten Gottes allgemein gewesen wäre, des Christus oder Messias, wie ihn Jakob als Siloah, als Quelle des Heils, vorhergesehen, als Propheten, durch Moses Mund verheißen, der in dieser

Zeit der Religionswirren kommen sollte, um auch ihnen alle Dinge zu verkündigen, wenn sie auch nicht wie die Juden ein irdisches Königreich oder wie die Pharisäer einen Messias von ihrer Art und Partei erwarteten. Selbst dem gewinnsüchtigen Simon Magus wurde es nicht schwer, sich später in Samarien einen großen Anhang zu verschaffen, als er mit dem Anspruche, die große Kraft Gottes zu sein, auftrat; so sehr waren aller Augen auf die Zeichen der Zeit gerichtet. Am allerwenigsten konnte in Sichar das Auftreten Johannes des Täufers unter den Juden — war es auch nur für die Juden — unbekannt geblieben sein. Und das Gerücht von Jesus von Nazareth war sicherlich seiner Ankunft bereits voraus geeilt. Vielleicht hatte der vom Aussatze geheilte Samariter, der sich so dankbar zeigte, bereits Zeugnis von ihm abgelegt. Und nun diese neue Zeugin! Sie glaubten; doch was war nun natürlicher, als daß diese Gläubigen jetzt auch gern den Christus sehen wollten, da er so nahe bei ihrer Stadt war, und noch dringender war dieser Wunsch bei denen, die bisher noch vorsichtig mit ihrem Urteile zurückgehalten hatten. So wandern denn viele nach dem Brunnen hinaus und umringen Jesus und seine Jünger. Durch seinen freundlichen Blick ermutigt, sprechen viele die Bitte aus, daß er bei ihnen bliebe. Das war wohl eine schwere Probe für die Jünger, die bereits das Haus eines Zöllners betreten mußten, aber Jesus zaudert keinen Augenblick. Zwei Tage blieb er in Sichar. Er brauchte da nicht zu sagen, was er den von Vorurteilen befangenen Juden entgegenhalten mußte: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht!" Ihnen genügt es, daß er das Himmelreich und seine Gerechtigkeit verkündigt, Bekehrung und Vergebung der Sünden, Liebe zu Gott und den Menschen, Auferstehung und ewiges Leben durch den Glauben an ihn, der selbst die Auferstehung und das Leben ist. Nun sind noch viel mehr gläubig geworden, und die es zuerst waren, fühlen, daß sie jetzt einen viel festeren Glaubensgrund gefunden haben und sprechen zu der Frau: „Wir glauben nun hinfort nicht um deiner Rede willen, wir haben selber gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland." Was Jahrhunderte des Streitens und Schmähens nicht erreicht haben, das ist nun durch ein Wort der Liebe in zwei Tagen vollbracht worden und zur Annahme gelangt: das Heil von den Juden.

Jesus hat in Samarien keine weitere Lehrtätigkeit entfaltet. Aber als später Stephanus gesteinigt wurde, flüchtete Philippus zu den Samaritern und predigte ihnen Christus, den Heiland, statt Simon, den Zauberer. Und so viele wurden getauft, daß nach Jerusalem die frohe Botschaft drang: „Samarien hat das Wort Gottes angenommen!", und daß man Petrus und Johannes abordnete, um an noch mehr Orten Samariens das Evangelium zu verkündigen. Da erinnerte sich Johannes gewiß der Worte seines Herrn: „Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte. Ich sende euch aus, zu schneiden, was ihr nicht gesäet habt, auf daß sich miteinander freuen, der da säet und der da schneidet."

Und wozu nun dies alles? Ihr vermutet es wohl bereits aus der Überschrift, wünscht aber doch, daß ich mich näher erkläre. Nun denn, ich möchte bei diesen meinen Vorträgen mitten in der Zeit stehen, in der ich lebe, und zu der ich spreche. Und was ist nun dieser Zeit besonders eigentümlich? Der Kampf, der seit über hundert Jahren gekämpft wird und dabei nicht schwächer, sondern heftiger und ausgedehnter geworden ist, der Kampf zwischen Autorität und Freiheit, das Erbe früherer Jahrhunderte und der Geist der neuen Zeit, der sich der Zukunft bemächtigen will, so daß unsere Nachkommen dieser Epoche der Weltgeschichte wohl einst die Aufschrift geben werden: Der Ringkampf der Autorität und all ihrer Mißbräuche mit der Freiheit und all ihren Ausartungen. Und derselbe Kampf, der die alten Staaten Europas in ihren Grundfesten erzittern läßt, bewegt auch die Kirche. Man glaubt nicht mehr an den Adel, nicht mehr an die Fürsten „von Gottes Gnaden", man will auch nicht mehr an die Kirche glauben, nicht mehr an die Schrift, ja, selbst nicht mehr an Christus. Nicht Autorität, sondern selbständiger Glaube ist die Losung.

Wir wissen diese Forderung wohl zu würdigen, denn sie beweist, daß die Gemeinde mündig zu werden beginnt, ebenso, wie das Volk sich der Bevormundung entschlägt und sich selbst Gesetze gibt. Doch betrauern wir den alten Zustand der Ruhe nicht allzusehr, weil Kampf Leben bedeutet; wohl aber betrauern wir, daß das Feuer der Freiheit, in der Kirche wie im Staate, statt der wärmenden Sonnenglut nur allzuoft dem Feuer des Ätna oder des Vesuv gleicht.

Doch suchen wir unsere Zeit aus den Zeiten, die ihr vorausgingen, zu verstehen, denn jede Zeit ist das Kind früherer Zeitläufte.

Die alte katholische Kirche hatte die deutschen Völker ihrer Autorität unterworfen. Endlich entwuchsen diese Völker jenem Gängelbande und machten sich durch die Reformation frei. Indessen eroberten unsere Väter die Freiheit nicht auf Kosten aller Autorität. Sie setzen an die Stelle der Kirche die Bibel, als das von Gott eingegebene Wort Gottes. So hat die Bibel selbst bei der Verschiedenheit ihrer Auslegung die gesamte protestantische Christenheit dreihundert Jahre lang beherrscht. Alles ging ruhig seinen Gang fort und schlief unter diesem sanften Joche ruhig ein. „Die Kirche lehrt," so hieß es einst, „es steht in der Bibel," so hieß es von der andern Seite. Das war das Ende des ganzen Streites.

Doch die Zeit schreitet fort, selbst wenn man noch so laut erklärt, daß sie ihrem Verderben entgegengehe. So gellend auch der Notschrei der Männer der alten Schule erklang, er konnte, nachdem der Staat einmal Religionsfreiheit gewährleistet hatte, doch das Aufwerfen der Frage nach den Grundlagen der Bibelautorität nicht mehr hindern, und man fand zu seiner Überraschung, daß die göttliche Eingebung eines jeden Bibelwortes zwar angenommen, aber nicht bewiesen und von der alten Kirche auch nie geglaubt worden war. Die unfehlbare Autorität ging also von dem Buche auf die Personen über, auf die Propheten

und Apostel, besonders auf die letzteren. Allein Unfehlbarkeit war etwas zu viel behauptet, und so wurde Fehlerlosigkeit an ihre Stelle gesetzt. Die Bibel war also nicht mehr die allesbeherrschende Autorität, viel eher das apostolische Evangelium. So nagt der Strom an seinen Ufern, die See an ihren Küsten, so nimmt der Feind zuerst die Außenwerke einer Festung ein, aber nur um sie selbst desto heftiger zu bestürmen, denn mit dem Besitze wächst die Kraft. Vergebens riefen daher viele: „Hier stehen wir, wir weichen auch keinen Schritt weiter. Unser Ultimatum ist gesprochen!" Vergebens! Einen Schritt mußten sie doch noch zurückgehen. Auch die Apostel waren doch dem Irrtum unterworfene Menschen gewesen, und ihre Lehre stimmte nicht immer überein. Der verheißene heilige Geist, an dem auch ein Ananias und eine Saphira teilhatten, gewährleistete weder Unfehlbarkeit noch Fehlerlosigkeit. Christus allein ist die Wahrheit. Vor seinem Kreuze und auf dem von seinem Grabe gewälzten Steine werden die Waffen niedergelegt, und alles scheint sich vereinigen zu wollen unter seiner Autorität.

Aber es war nur ein Waffenstillstand und kein Friede. Die Zeit schreitet vorwärts. Kann man im Staate noch nicht alle Autorität entbehren, so fühlt man sich ihr doch entwachsen in der Kirche. Die Glaubensformeln gelten nicht mehr, die Bibel ist ein menschliches Buch geworden, die Apostel Menschen gleicher Art mit uns. Und Christus allein nicht? Er sollte mit seiner Autorität uns zwingen, zu glauben, was Verstand und Herz, was Natur und Geschichte uns anders lehren? Während aus jeder anderen Wissenschaft die Autorität der Überlieferung verschwindet, sollte sie in der Religion bestehen bleiben? Doch das kann ja nicht sein. Dann lieber Christus entthronen und unsereinem gleich machen, denn, so sagt man uns, keine äußere Autorität kann wahr machen, was unwahr ist, niemand kann für uns denken, fühlen und glauben. Die Autorität Christi ist allein die der Wahrheit, die auch in unserm Herzen spricht. Wir wollen nur noch Christen heißen darum, daß wir von ihm lernen, was man eigentlich auch ohne ihn lernen kann, wie man dichten kann ohne Homer, Kranke heilen kann ohne Hippokrates. Auch was Jesus war, und was er sprach, muß daher einer scharfen Kritik unterzogen und von ihr auf wirkliche Lebensverhältnisse zurückgebracht werden, auf den Standpunkt eines fehlbaren Menschen, war dieser Mensch auch ein religiöses Genie. Fortan also keine Autorität mehr, nur noch selbständiger Glaube! Seht da die Schienen, auf denen die Lokomotive unserer Zeit vorwärts eilt, und Schriften, von denen man in hundert Jahren nicht einmal den Titel, geschweige den Inhalt kennen wird, haben nur darum so viel Anklang gefunden, weil sie laut aussprachen, was unsere Zeit schon im geheimen dachte.

Doch alles Weiterschreiten ist noch kein Fortschritt, und die neueste Richtung darum noch nicht die einzig wahre. Das Wort der Samariter zu der Frau brachte für mich die Frage auf biblischen Boden, und so möchte ich nun mit euch untersuchen, was wir als Christen von der Autorität und von der Selbständigkeit des Glaubens zu denken haben.

Suchen wir darum zuerst, ob noch etwas von dem alten Sichar zu finden ist. Von Zeit zu Zeit richten die Greueltaten des mohammedanischen Fanatismus das Augenmerk immer wieder auf jene Gegenden. Zu der Provinz, deren Hauptstadt Damaskus so oft von Christenblute rauchte, gehört auch der Distrikt Nablus, der einen guten Teil des alten Palästina umfaßt. Die Hauptstadt Nablus ist eine blühende Handelsstadt, aus der drei türkische Moscheen herausragen, und über der sich eine starke Festung erhebt. Es ist dort mehr als eine jüdische Synagoge vorhanden, aber es ist auch eine Synagoge dort, in die nie ein Jude hineinkommt. Treten wir dort ein, so finden wir da ungefähr vierzig Hausväter in weißen Kleidern, an denen indes die Spuren der Armut sichtbar sind. Sie stehen in zwei Reihen, um zu beten. An ihrer Spitze sitzt — wenn er noch lebt — ein achtzigjähriger Greis, ein Hoherpriester aus Aarons Geschlecht. Er hat auf dem Schoße eine kostbare Handschrift des Gesetzes, vielleicht die älteste in der Welt, und weist uns hin auf Moses Wort: „Einen Propheten wie mich wird der Herr, dein Gott, dir erwecken aus dir und aus deinen Brüdern, dem sollt ihr gehorchen." Und die Gemeinde spricht: „Ja, Amen, der Messias kommt." — Was hat in dieser Stadt diesen Menschenrest aus dem alten Sichar im Tale Garizims, diese verachtete Handvoll Volkes bewahrt? Welche sonderbare Hartnäckigkeit läßt eine Schar von vierzig armen Männern gegen eine ganze Welt, gegen zwanzig Jahrhunderte getäuschter Erwartung und die deutlichsten Zeichen der Zukunft noch immer hoffend aufsehen nach Garizim im treuen Festhalten an einem dürren Stamme eines absterbenden Glaubens? Was ist es? Die Samariterin hat es uns in wenigen Worten gelehrt: „Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet."

Da haben wir nun auch die Grundlage des Glaubens der meisten Menschen. Wenn tausend Millionen auf der Erde wohnen, die noch irgend welchen religiösen Glauben haben, dann sind es sicher 990 Millionen, die keinen anderen Grund dafür kennen, als die Autorität der Väter, nicht nur in Palästina und Syrien, wo man die Ruinen und Versteinerungen so manches alten Glaubens findet, sondern auch im gebildeten Europa, auch in unserem Vaterlande. Man hört viele andere Beweise anführen mit einer Leidenschaft, die bei wahrer und tiefer Überzeugung von der Wahrheit verdächtig ist; aber diese Beweise sind durchgängig nur als Waffen gegen die erfunden, die den angenommenen Glauben bekämpfen. Die eigentlichen Grundlagen dieses Glaubens bilden sie nicht. Er wird schon als heilig und unantastbar angenommen, ehe er bewiesen wurde von dem Rabbiner beim Juden, von dem Priester beim Katholiken, von der Bibel beim Protestanten, aus Muttermunde bei allen. „Unsere Väter haben so angebetet, und sollten wir's anders tun?" — Ihr, die ihr von der wissenschaftlichen Höhe unserer Zeit so geringschätzig herabseht auf die Einfalt dieser ererbten Religion, o, verachtet den Glauben eurer eigenen Jugend, verachtet die Frömmigkeit eurer Mutter nicht! Gerade dieser unbegrenzte kindliche Glaube an die,

die uns zu Menschen und zu Christen bildeten, diese heilige Überzeugung, die keine Fragen oder Zweifel übrig ließ, ist der Lehrmeister der Tage unserer Kindheit gewesen. Wer nicht geglaubt hat, hat auch nicht gelernt. Haltet darum dies Heiligtum der Unschuld, die Kinder und die ihnen gleichen, in Ehren. Ein Kind, das zweifelt und die Autorität bereits abschütteln will, ist wie der Säugling, der die Brust zurückstößt. Wer soll ihn nähren, ihn beschirmen, bis er auf eigenen Füßen stehen und mit eigenen Augen sehen kann?

„Aber wir sind der Autorität entwachsen," sagt ihr, „wir beugen uns nicht mehr unter das Joch der Väter. Freie Forschung ist unsere Losung, und selbständiger Glaube auf Grund der Wissenschaft ist unser Ruhm." — Es ist wahr, man kann, wenn man einmal erwachsen ist, den Fuß nicht mehr in die Kinderschuhe einzwängen. Ebenso ist es auch vergeblich, wenn man uns zu blindem Glauben zwingen will, nachdem einmal der Gedanke in uns Wurzel gefaßt hat: Auch unsere Väter konnten irren, und auch meine fromme Mutter war nicht unfehlbar. Sobald der ererbte Glaube bei euch nicht mehr fest steht, euren religiösen Bedürfnissen nicht mehr genügt, so ist es fruchtlos, wenn ihr ihn euch selbst aufzudringen sucht. Für alles Gold der Welt würdet ihr es nicht glauben können. Die schwerste Bedrohung und Bedrückung würde euch wohl zu Heuchlern machen können, nie aber zu Gläubigen. Ihr seid Kinder eurer Zeit, die die hohen Grenzmauern zwischen Kirchen und Gemeinden abbrechen. Ihr habt nun einmal darüber hinweggeschaut. Könntest du einen Blindgebornen einen Katarakt schauen lassen und bändest ihm alsbald wieder eine Binde vor die Augen: was er einmal gesehen hat, steht wie ein unauslöschliches Bild vor seinen Augen, in seiner Nacht. Ihr seht wohl ein, daß, wenn eines jeden Glaube auf die Autorität seiner Väter hin wahr wäre, würde schließlich kein einziger Glaube mehr wahr sein, da der eine dem andern widerspricht und jeder seine Beweise und Zeugen hat. So habt ihr die Überlieferung fahren lassen und steht nun da, wie ein Kind, das zum ersten Male beim Laufen die Hand losgelassen hat, aber es ist nicht mehr so sorglos und so fröhlich. O, tadelt und schmäht sie nicht, ihr Gläubigen, sie, die im Kampfe unserer Zeit ringen um die Wahrheit, nachdem die schirmende Autorität ihnen dahin gesunken ist. Glücklich, wenn sie nach manchem Streite und manchem Irrwege zum Glauben ihrer Mutter zurückkehren können und fröhlich bekennen dürfen: Wir glauben nun hinfort nicht um deiner Rede willen, wir haben selbst gehört, erkannt und erfahren, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland.

So ist es wenigstens möglich, daß der Autoritätsglaube zum selbständigen Glauben wird, und das Schlußergebnis schließlich dasselbe bleibt. Die Samariter, die anfänglich das Zeugnis der Frau angenommen haben, brauchen das nun nicht mehr. Sie haben es selbst gehört. Sie wissen jetzt ohne irgendwelchen Zweifel dasselbe, was sie ihnen versichert, ihnen bewiesen hatte. Aber dabei lassen sie es nun

auch bewenden. Der Christus soll ihnen alle Dinge verkündigen. Es ist ihnen genug, daß dieser der Christus ist, um sein Wort anzunehmen. Sie sagen nicht zu Christus: Wir glauben nun hinfort nicht um deiner Rede willen, da uns selbst die Wahrheit klarer geworden ist. Die christliche Kirche hat nie so gesprochen, sondern stets in Jesu Worten als dem letzten und höchsten Ausdrucke ihre Ruhe gefunden. Es ist die brennende Streitfrage unserer Zeit, ob sie nun schließlich noch einen Schritt weiter tun muß und Apostel und Propheten und selbst Jesus bloß als Führer zur Wahrheit annehmen darf, so daß wir dieselbe nicht auf ihre Autorität hin annehmen, sondern nur, weil wir einsehen, daß es die Wahrheit ist.

Die Jahrtausende, die die Menschheit bereits durchlebt hat, scheinen dieser vollständigen Unabhängigkeit des Glaubens, die noch etwas anderes ist als Selbständigkeit, nicht günstig zu sein. Die Philosophie, die Weisheitssprüche der Hebräer so gut wie die Lehrsätze der griechischen Weisen, gingen von Menschen aus, aber die Religion finden wir überall und stets vom Himmel abgeleitet. „Die Götter sind den Menschen gleich geworden," jauchzte das Volk zu Lystra. „Ihr Bild ist vom Himmel gefallen," rühmten die Verehrer der Diana von Ephesus. „Gottes Hand ist über mir," rief der Seher. — Aber das ist heidnischer Aberglaube, sagt ihr. Es ist so, aber auch der Aberglaube weist hin auf ein tiefgefühltes Bedürfnis der Menschheit, wenn er auch den Hungrigen Steine statt Brot gibt. Und auch da, wo der wahre Gott angebetet wird, gründet sich die Festigkeit dieser Religion stets und überall auf göttliche Autorität. Der Jude hat sein Sinai, der Christ sein Golgatha, der Mohammedaner die Visionen des Engels Gabriel, und in der christlichen Kirche der Katholik seinen Papst, und der Protestant seine Bibel; und selbst wo die Mormonen aus den Brocken der Bibel und des Korans eine neue Religion stifteten, haben sie erst eine große Fabel erdichtet, um ihr göttliche Autorität zu sichern. Noch nie ist eine Gemeinde von Gläubigen auf eines Menschen Wort erbaut worden, und wo man es versuchte, da hat sie das dritte Geschlecht nicht erlebt. Unsere Zeit hat das gefühlt und die Religion der Vernunft in die christliche Kirche herübergepflanzt, da sie außerhalb derselben nicht bestehen konnte. Wird diese Religion ein neuer, fruchtbarer Zweig werden oder eine Wucherpflanze auf dem alten Stamm?

Warum sind noch nie hundert oder tausend Menschen zusammengekommen, die gesagt haben: „Wir kennen Gott hinreichend aus der Natur und aus unserem Gewissen. Laßt uns ihn anbeten und andere zu dieser Anbetung bewegen. Die Tugend ist etwas so Liebenswürdiges, laßt sie uns empfehlen. Der Himmel ist so schön, laßt uns ihn suchen. Verehrer des wahren Gottes, anders wollen wir nicht heißen." Ja, auf diese Art stiftet man wohl eine Genossenschaft, eine Gesellschaft, aber keine Kirche oder Gemeinde von Gläubigen. Die wird vom Himmel aus gestiftet. Das ist die Liebe Gottes, sagt Johannes, nicht daß wir ihn, sondern, daß er uns zuerst geliebt hat. Und so viel haben

wir bei diesem großen Plaidoyer vor der Gerichtsbank der ganzen gebildeten Welt mindestens schon gewonnen: wenn es eine geoffenbarte Religion gibt, dann ist es die der Bibel, und gibt es eine göttliche Autorität, die noch auf Erden ihre Stimme erhebt, so ist es die Christi. Die Wissenschaft hat jede andere Religionsform überwunden. Noch immer steht, wenn auch mitten im heftigen Kampfe, Christus, und zwar der gekreuzigte. Wird er stehen bleiben, er, das Zeichen, dem widersprochen wird? O, ich kann mir denken, daß man durch eiserne Konsequenz der Schlußfolgerung dazu gelangen kann, Christus als den Sohn Gottes, den Heiland der Welt aufzugeben, aber daß ein Gläubiger dies tun könnte, ohne die Wehmut bitterer Tränen und die Klage: „Sie haben meinen Herrn weggenommen;" daß einer im Kampfe gegen die Bibel noch voll Geistes sein und jauchzen könnte über seine Erlösung von diesem sanften Joche — das kann ich mir nicht denken.

Und sollte sie in der Tat so wünschenswert sein, diese vollständige Unabhängigkeit des Glaubens, wodurch selbst die Worte Christi für uns keine Autorität mehr haben? Ihr setzt dann doch für die große, weitaus größte Menge nur eine menschliche Autorität an die Stelle der göttlichen. Es gibt so wenige Menschen, die selbst denken, wenn auch viele denken, daß sie denken. Oder wie geht es mit diesem freien Denken? Hier ist es ein berühmter Philosoph, scharf und klar in seinen Schlußfolgerungen. Sein System ist so neu und so schön. Er erklärt alles so deutlich. Allein — kein System der Philosophie blüht ein Jahrhundert lang, und am allerwenigsten in unserer schnell beweglichen Zeit. Ein anderer Weiser lehrt ganz anders, nach ihm hin strömt nun wieder die denkende Menge, wie nach einer aufgehenden Sonne, bis bald wieder ein dritter seine Lehrsätze als unrichtig nachweist. Ist das, ihr freien Geister, euere Wahrheit und euer Glaube, aufgetreten in einem Menschen, herausgegeben in einem Buche, veraltet mit beiden? — Oder es tritt ein Redner auf, der Tausende an seine Lippen bannt. O, es ist eine schöne, eine beneidenswerte Macht, die es so versteht, die Ohren zu gewinnen, die Herzen zu treffen, die Geister mit sich zu reißen, wohin sie will. „Wir brauchen keine Autorität mehr," ruft die Menge, „wir wissen es nun selbst." Ja, was wißt ihr denn? Daß ihr, solange dieser Mann euch in seinen Zauberkreis bannt, so denkt wie er, so fühlt und glaubt wie er? Und wenn er morgen anders denkt und fühlt und glaubt, macht ihr's vielleicht auch wieder so wie er? Seht, ihr habt die höhere Autorität des Wortes Gottes abgeworfen, um an ihrer Stelle die niedere Autorität eines Menschenwortes anzunehmen, eines Menschen, dem mit einem einzigen Atemzuge seine Übermacht und seine Autorität dahinschwindet, auf dessen Arm ihr euch jetzt noch stützt, der euch aber alsbald fallen läßt. Nein, ihr alle, die ihr alle zehn Jahre anders gedacht und anders geglaubt habt, je nach der Luft, die ihr eingeatmet, ihr habt wirklich keinen selbständigen Glauben.

Mancher wird dem in soweit zustimmen, daß die meisten Menschen

einer Stütze, einer Anleitung, einer Führung bedürfen, einer Autorität, in dem Sinne, wie wir beispielsweise auf die Autorität von Männern der Wissenschaft hin viele Dinge annehmen, die wir selbst zu untersuchen außerstande sind. Schlimm genug! Denn von der Wissenschaft hängt unser Leben und unsere Seligkeit nicht ab, wohl aber von unserm Glauben. „Aber es wird ja auch wohl besser werden," sagt man uns, „die Leute lernen jetzt erst denken." — Die Leute! Auch jene Arbeiter hinter dem Pfluge? Auch dieses alte Mütterchen hinter ihrem Spinnrade? Aber sehen wir von ihnen ab. So sind es doch wenigstens dieser Gelehrte und jener Redner, und die kleine Zahl der freien Geister, die ihn wohl verstehen und beurteilen. Sie bedürfen doch sicher keiner Autorität mehr. Unabhängig von allem, was vor ihnen gedacht und gesagt wurde, nehmen sie die Wahrheit nur darum an, weil sie die Wahrheit ist, verehren Gott so, wie sie ihn finden in der Natur und in sich selbst. . . . Sollte das wahr sein? Sollten diese freien Denker wirklich so frei denken? Dann ist es doch mindestens seltsam, daß nie ein hebräischer Weiser ebenso gedacht hat wie ein griechischer, kein Buddhist oder Moslem wie ein Christ, und daß auch bei den meisten freien Denkern unserer Zeit der Ausgangspunkt ihres Denkens gewöhnlich noch zu erkennen ist, und dieser Punkt ist der Glaube, und der Grund, auf den er sich stützt, ist die Autorität. Der römisch-katholische Freidenker denkt nie wie der geborene Israelit, und keiner von beiden wie der freie Protestant. Und wo man den Glauben seiner Kindheit ganz und gar fahren gelassen hat, soweit dies überhaupt möglich ist, und allein noch durch die eigene Vernunft die Wahrheit finden will, welch eine Fülle von Fragen erhebt sich da, die ohne Antwort bleiben, Rätsel ohne Lösung, unabweisbare Schlußfolgerungen, vor denen man selbst zurückschrickt, weil sie den armen Menschen wie mit der unwiderstehlichen Kraft des Niagara nach dem Abgrund zu reißen, in dem Religion, Tugend und Unsterblichkeit in das Nichts versinken! Wie? Sollte Paulus auch da recht behalten können, wo er schreibt: Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht? Denn dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch törichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben? Oder sollte es denn wirklich so ungereimt sein, wenn der Vater zu allen, die ihn suchen, ob sie ihn doch fühlen und finden möchten, obzwar er nicht ferne von einem jeglichen unter uns ist, auch noch auf eine andere Weise gesprochen hat? Daß er ein unvergängliches Panier aufgerichtet hat für alle, die ihn im Geiste und in der Wahrheit verehren wollen?

Hier steht mir ein Bild vor dem Geiste, eins von jenen Bildern unserer Erinnerung, deren Farbe nie verblaßt, und die wie die Gemälde der alten Meister immer kostbarer werden, wenn das Geschlecht, zu dessen Gedächtnis die Leinwand bemalt wurde, dahingestorben ist. Es war am Tische eines hochbejahrten, aber allezeit gastfreien Lehrers, den die meisten meiner Zeitgenossen auf der Universität stets mit Ehrfurcht

nannten. Die Tischgespräche waren unterhaltend und anziehend. Ein junger Astronom hatte eben das Wort und erzählte begeistert von den Wundern des Himmels, der unermeßlichen Entfernung der Sternenbahnen. Nun hatte unser Lehrer eine geisteskranke Schwester, eine ungefährliche Kranke, aber vor allem gegen uns Studenten voll von Mißtrauen. Sie hatte eine Zeitlang scheinbar andächtig zugehört, fiel aber nun plötzlich dem Sprecher mitten in all seinen Berechnungen in die Rede: „Na, na, schweigen Sie lieber darüber. Ich glaube doch nichts davon, solange Sie keine Leiter gegen den Himmel setzen können, um zu den Sternen empor zu steigen." Arme Törin! Für sie gab es keine Wahrheit, denn sie kannte keine Wissenschaft, und sie besaß auch das nicht, was ihr die Wissenschaft ersetzen konnte: den Glauben. Später ist wohl manchmal die Frage in mir aufgestiegen, ob viele Weise, die auch gerne eine Leiter an den Himmel lehnen möchten, so viel weiser wären, als jene arme Geisteskranke war.

„Aber Autorität beweist hier nichts," wendet man gegen uns ein, „die Beweise müssen mit dem, was man beweisen will, von gleicher Art sein. So geht die Wahrheit eines Ereignisses auch nicht aus Vernunftschlüssen, sondern aus der Erklärung von Augenzeugen hervor; ein Naturgesetz wird durch angestellte Proben bewiesen, ein menschliches Gesetz erhält seine Geltung durch Autorität, aber eine philosophische Wahrheit kann nur durch Vernunftbeweise, die Religion nur durch ein frommes Herz angenommen werden. Alles, was damit übereinstimmt, halten wir von selbst für wahr, und alles, was damit in Widerspruch steht, vermag keine Autorität der Welt wahr zu machen. Laßt die Kirche es lehren und die Bibel es annehmen, laßt es selbst einen Engel uns ankündigen, eine Stimme aus dem Himmel es uns zurufen, die Erde stehe still, und an einem der sechs Schöpfungstage seien alle Sterne gemacht worden — es ist etwas in uns, das uns sagt: Es ist doch nicht so. — Beweist also die Autorität das, was an sich schon wahr ist, dann ist der Beweis unnötig; beweist sie, was unwahr ist, so ist der Beweis ohne Kraft."

Ich führe diesen Einwand unverkürzt und in seiner ganzen Schwere an, weil man oft die Meinung vertreten hören kann, daß er imstande sei, alle Autorität im Gebiete der Religion und Ethik wie mit einem Schlage zu vernichten. Und er ist um so wirkungsvoller — wenigstens in meinen Augen —, weil er einen Teil Wahrheit enthält; indes noch mehr enthält er an Scheinwahrheit.

Die Wahrheit ist, daß für den, der denkt, durch Autorität keine Ungereimtheit oder Unwahrheit erzeugt werden kann. Es ist eine Stimme in uns, die für die göttliche Wahrheit zeugt und den Kreis bestimmt, der die Sphäre unseres Glaubens umschließt. Das Gefühl von dem, was wahr, gut und göttlich ist, kann auf falschem Wege sein, aber dann muß es gesund gemacht, geregelt und in Ordnung gebracht werden, Autorität allein kann es nicht überzeugen. Wir können wohl schweigen vor der Autorität, aber nicht um ihretwillen glau-

ben, wir müßten dann keine eigene Überzeugung haben und ebenso leichtgläubig als unbesehen alles annehmen.

Soll ich ein Beispiel anführen? Man versetze sich als Protestant einmal in ein römisch-katholisches Land, wo sich die Augen eines Madonnenbildes bewegen oder das Blut eines Heiligen flüssig wird. Die ganze Menge glaubt es, wir, als Protestanten, glauben es nicht. Und doch sind dieselben Beweise und Zeugnisse auch für uns vorhanden. Vielleicht wissen auch wir für das Wunder keine natürliche Erklärung. Aber wir sagen kurz und gut: Es kann gar nicht wahr sein! Und warum nicht? Weil es mit unserer innersten religiösen Überzeugung in Widerspruch steht, und weil in dem erhabenen Bilde, das wir uns von Gottes Regierung und Offenbarung entwerfen, für solche sich verdrehende Augen und solch flüssig werdendes Blut kein Raum vorhanden ist. Wir können es nicht erklären und somit die gläubige Schar auch nicht vom Gegenteile überzeugen, man schweigt also, aber man denkt gar nicht daran, es zu glauben.

Allein, diese innerliche Überzeugung kann auch auf einer Täuschung beruhen, und dann wird sie zum Vorurteil. Die Juden erwarteten einen gesalbten König, und die, welche bei dieser Erwartung blieben, nahmen Jesus nicht an. Nathanael meinte, aus Nazareth könne nichts Gutes kommen, und mußte erst von diesem Vorurteil geheilt werden, bevor er Jesus als den Sohn Gottes erkennen konnte. Und die Pharisäer konnten, nach Jesu eigenem Zeugnisse, an ihn nicht glauben, weil er nicht in ihrer Weise am Gesetz und am Sabbat festhielt. Ebenso brach Paulus sein Zeugnis von Christus mit der Frage ab: Gilt es denn bei euch als etwas Unmögliches, daß Gott Tote erweckt? Denn solange diese Meinung ihm im Wege stand, hatte sein Zeugnis keine Kraft. Ebenso ist es natürlich, daß, wo Gottesbegriff und Weltanschauung sich zum Evangelium in Gegensatz stellen, selbst durch die Wunder und die Verherrlichung Christi kein Glaube geweckt werden kann. Selbst wenn jemand von den Toten auferstünde, so würden sie sich nicht überzeugen lassen. Denn der christliche Glaube besteht gerade in der völligen Übereinstimmung des Herzens mit dem göttlichen Evangelium, in der Harmonie der Wahrheit außer uns mit der Wahrheit in uns. Wo diese Harmonie gestört ist, da kann nur ein trauriges Unvermögen zum Glauben entstehen, eine Finsternis der Seele, die nichts mehr unterscheidet, ebenso wie die Jünger selbst die Freudenbotschaft der Frauen nicht ermutigen konnte, solange in den Kreis ihrer religiösen Überzeugung die Wahrheit nicht aufgenommen war, mit der Christus selbst die Emmausjünger zum Glauben vorbereitete: Mußte nicht Christus solches leiden, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen?

Und, wie gerade dieses letzte Beispiel genugsam beweist, das Evangelium zwingt uns nicht, zu glauben, aber es sucht uns dazu zu bewegen. Als die christliche Kirche einer wehrlosen Herde das Joch eines blinden Glaubens auferlegte und den freien Denker zum Feuertode verdammte, da ist sie ihrem Stifter untreu geworden. Und auch die,

die einer nach freier Untersuchung brennend verlangenden Jugend mit Bibelsprüchen beweisen wollen, daß sie alles glauben müsse, ohne zu fragen, oder ihr kraft der Autorität Schweigen auferlegen, sie weichen ab vom apostolischen Evangelium und machen, wäre ihre Absicht auch noch so gut gewesen, doch nur Heuchler oder Ungläubige. Der Buchstabe tötet, sagt der große Apostel der Heiden, aber der Geist macht lebendig.

Nein! — und das ist meine letzte Bemerkung — Bibel und Evangelium legen uns nicht mit übermächtiger Autorität einen blinden Glauben auf, sondern suchen uns im Gegenteil von dem Autoritätsglauben zu einem freien und selbständigen Glauben zu erziehen.

Ich nenne nicht bloß das Evangelium, sondern die ganze Bibel. Denn schon das Alte Testament, so streng es in seinen äußeren Gesetzen ist, will Freiheit und Selbständigkeit im Glauben und in den Gebeten. Kein Gebet war dort vorgeschrieben, kein Gelübde wurde abgelegt, und selbst vom göttlichen Gesetz wurden ausführliche Gründe angegeben, weil man ihm nicht nur gehorchen, sondern es auch lieb haben sollte. Und als übereifrige Freunde des Moses sich erzürnten, daß im Lager ohne seine Zustimmung geweissagt werde, richtete der Greis tief bewegt an sie die Frage: „Bist du der Eiferer für mich? Wollte Gott, daß all das Volk des Herrn weissagte, und der Herr seinen Geist über sie gäbe!" — Und auch die späteren Propheten jauchzten, anstatt eine Hierarchie, in der Prophet und Priester alles sein würde, anzustreben, einer Zukunft entgegen, wenn keiner mehr zu seinem Nächsten sagen werde: Erkenne den Herrn! Denn sie sollen ihn alle kennen, von dem Kleinsten an bis zu dem Größten. Sie sollen alle von Gott gelehrt sein.

Und Jesus selbst: Wann hat er je Wunder oder Zeichen getan, um eine religiöse Wahrheit glaubhaft zu machen, wann hat er seine Lehre wie ein Joch dem widerwilligen Verstande auferlegt? Die Autorität der Tatsachen sollte beweisen, daß er der Christus sei, aber im übrigen wollte er, daß seine Anhänger selbst in der Schrift suchen sollten, daß sie selbst achteten auf die Vögel des Himmels und auf die Lilien des Feldes. Er spricht, er fragt, er lehrt, und mit seiner Frage: Wer ist unter euch? beruft er sich auf den gesunden Menschenverstand und das natürliche Gefühl seiner Zuhörer. Er will ja auch, daß seine Jünger predigen und lehren sollen, und nicht jedermann sich unterwinde, Lehrer zu sein, wie sich Jakobus ausdrückt. Und in der letzten Nacht, als er über sein Kreuz hin eine herrliche Zukunft sieht, ist die Einheit mit Gott, zu der er seine Jünger erziehen will, sein Ideal: An demselben Tage werdet ihr mich nichts fragen. Und ich sage euch nicht einmal, daß ich dann den Vater für euch bitten will, denn er selbst, der Vater, hat euch lieb. — Und wie konnten denn Jesu Jünger anders handeln? Sich dem Gewissen der Menschen empfehlen und sie so zum Glauben bewegen, das war ihr Ziel; und die apostolische Autorität war keine andere, als die der Diener dessen, durch den sie gläubig geworden waren. Ja, selbst davon will Paulus keinen Gebrauch machen, um die Freiheit des

Geistes nicht zu binden. Als zu Verständigen spreche ich, so schreibt er, urteilet selbst über das, was ich sage.

Und nun kehren wir noch einmal zu den Samaritern von Sichar zurück. Sie glaubten auf das Wort der Frau hin, weil sie ihr Vertrauen schenkten, aber auch deshalb, weil man gern glaubt, was man wünscht. Doch sie beeilten sich nun auch, selbst zu hören und zu sehen. Danach ruht ihr Glaube auf festerem Grunde. So eilen auch wir, die wir damit begonnen haben, die Aussagen über das Himmelreich auf die Autorität anderer hin anzunehmen, wenn sie unser Herz wie ein Magnet im Norden an sich ziehen, zu ihm selbst hin, dem Heiland der Welt, für den eine ganze Welt Zeugnis ablegt. Setzen wir uns ihm zu Füßen, folgen wir seinen Schritten, legen wir dabei das Vorurteil ab, die Beschränkung alles dessen, was für oder gegen die Wahrheit und die Möglichkeit einer Sache sprechen kann. Wir wissen so wenig. Wenn die Engel spotten könnten, sie würden es tun über unsere Weisheit. Und was wir in der Bibel als Gottes Wort, als das Evangelium von Christo vernehmen, es möge, wenn unser Herz Amen dazu sagt, zu einem selbständigen Glauben in uns werden; denn dann gibt der Geist Gottes Zeugnis unserem Geiste, so daß der greise Johannes auch uns das Wort zurufen kann: Ihr habt die Salbung von dem, der heilig ist, und wisset alles. Oder lehrt ihr nicht auch eure Kinder in dieser Weise? Erst müssen sie gehorchen und eure Worte annehmen lernen, und erst dann denken sie selbständig. Auch wir sollen einstmals frei und selbständig denken und zu der Zeit nicht einmal an Jesus eine Frage zu richten haben; einstmals, aber nicht jetzt, und nicht hier, wo wir es noch so dringend nötig haben, diesem Christus Gottes zu folgen und ihm mit unbegrenztem Vertrauen die Hand zu reichen, wie der Reisende die Hand des Alpenführers festhält und den Fuß in seine Fußstapfen setzt, zum Berge empor und sicher vorbei an dem gähnenden Abgrunde.

V

Gottes Wort

> Ihr nahmet das Wort göttlicher Predigt von uns auf, nicht als Menschenwort, sondern, wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort. 1. Thess. 2, 13.

Es ist eine stürmische Nacht. Durch das Brausen des Sturmwindes vernimmt man das Krachen der Eisschollen und die Notsignale vom Deiche her. Von allen Seiten eilt man mit Laternen und Fackeln herbei, aber sie sind nur wie Glühwürmchen in der Finsternis. Bang schaut der Flüchtling vom Deiche nach dem Osten aus, wie man auch aus den Fenstern der Hütten und Paläste das Auge nach derselben Richtung wendet. Von dorther, nicht von hier, muß es tagen; aber dauert diese Nacht nicht länger, als alle anderen Nächte?

Hört ihr nicht auch in unserer Zeit die Stimme, die einst zu einem Propheten sprach: „Hüter, ist die Nacht schier hin? Hüter, ist die Nacht schier hin?" Und dann die düstere Antwort: „Wenn der Morgen schon kommt, so wird es doch Nacht sein." — Aber wenn es auch jetzt noch Nacht ist, soviel ist sicher: das Licht muß von oben kommen, und ist es erst aufgegangen, dann dringt es vom Ostrande bis zum fernen Westen vor. Oft ist vielleicht das Licht bereits aufgegangen, und nur der Himmel umdüstert, daß es weniger hell scheint, oder der Menschen Auge dunkler geworden, daß sie es nicht bemerken. Wenn es eine Offenbarung des unbekannten Gottes gibt, wenn sich Brunnen auftun für den Durst der Seelen, wenn eine Autorität vorhanden ist, der sich der vernünftige Mensch freudig und getrost unterwerfen kann, ohne sich zu erniedrigen, dann werden wir das alles wohl in Gottes Wort zu suchen haben.

Darüber zu reden ist jedoch bei weitem nicht so leicht, als es scheint, gerade, weil dieser Gedanke so allgemein und so vielumfassend ist, daß ihn jeder auf seine Weise gebraucht und auffaßt. Dabei ist es eine Eigentümlichkeit unserer Zeit, daß man alte, bekannte Worte für neue Gedanken verwendet, so daß nicht selten der Sprecher etwas ganz anderes dabei denkt, als der Hörer daraus entnimmt. Bei dieser herrschenden Sprachverwirrung habe ich darauf gerechnet, daß eine ernsthafte Untersuchung für meine Leser keine Zumutung bedeutet. Oberflächlichkeit, Afterweisheit und Vorurteil verwirren die Kirche; Ernst und Liebe bauen sie auf; und was für uns ein Gegenstand bittenden

Sinnes und innersten Gemütslebens ist, soll kein Objekt des Streites auf der Gasse oder des Spottens auf dem Markte sein.

Um also hier von Anfang an offen und deutlich zu sprechen, stelle ich mir zur Aufgabe, folgende drei Fragen zu beantworten: Was ist Gottes Wort? Woran wird es erkannt? Welche Kraft besitzt es?

Was ist Gottes Wort? Wiederum stehen wir mit dieser Frage mitten zwischen den beiden Parteien, die gern unsere Kirche unter sich aufteilen möchten, um sich dann gegenseitig mit um so größerem Erfolge bekämpfen zu können. Von der äußersten Rechten wird uns zugerufen: Gottes Wort ist die Bibel, die Bibel allein und die Bibel ganz. Und es wird uns als Ketzerei angerechnet, wenn wir auch nur ein einziges Wort in der Bibel — ja, schon einen Ausdruck der Lutherbibel — zurückweisen, ihm widersprechen, oder Zweifel darüber äußern, so daß sich alsbald das Geschrei erhebt: Er hat Gottes Wort angetastet! Er hat Gott gelästert! — Und von der äußersten Linken sagt man uns: Gottes Wort ist das, was göttlich im Menschen spricht, das religiöse und sittliche Gefühl, das in uns nicht weniger vorhanden ist, als in den Aposteln und Propheten. — Die eine Partei hat Gottes Wort in einem Buche, und das eigene Urteil und Gefühl muß sich ihm bindlings unterwerfen; die andere hat Gottes Wort in sich selbst, und nur insofern in der Bibel, als es ihr dadurch klarer wird, und sie sich also mit der Bibel in Übereinstimmung befindet.

Doch fragen wir nun die Bibel selbst danach. Ich habe fast tausend Bibelstellen gezählt, in denen von Gottes Wort gesprochen wird, und unter diesen tausend keine einzige, die die Bibel Gottes Wort nennt. Überall wird, sofern bereits in jenen Zeiten eine Bibel bestand, ein deutlicher Unterschied zwischen Schrift und Wort Gottes gemacht. Gottes Wort ist in der Schrift, aber ebensowenig ist die Schrift selbst Gottes Wort, wie das Schiff die Bemannung oder die Ladung ist, oder wie ein Haus dasselbe ist, wie seine Bewohner. Begehren wir doch also nicht eine Rechtgläubigkeit, die über und außer die Schrift hinausgeht! Aber ebensowenig ist es biblisch, daß Gottes Wort nichts anderes sein sollte als die Stimme, die bereits von Natur in und zu den Menschen spricht. Wäre das so, dann rede man doch nicht länger von biblischer, christlicher Wahrheit, denn dann ist die Religion, die sich seit viertausend Jahren die einzige und ausschließlich wahre Religion nennt, ein Irrtum, und das Christentum, das seit neunzehn Jahrhunderten die Welt erobert und beherrscht, ein schöner Traum.

Gottes Wort ist in der Schrift dasselbe, was die Kirche von altersher die göttliche Offenbarung zu nennen gewohnt ist. Und wir können dies Wort, da es einmal gebräuchlich und verständlich ist, weiter beibehalten, wenn wir dabei nur nicht aus dem Auge lassen, daß die Bibel einen einigermaßen anderen Sinn damit verbindet. Denn Offenbarung ist in der heiligen Schrift, insbesondere im Neuen Testament, nicht eine Bekanntmachung religiöser Wahrheiten, die der Vernunft verborgen waren, sondern ein „An-das-Licht-Treten" oder Entschleiern

(denn es gibt zwei Ausdrücke dafür) desjenigen, was früher noch im Schoße der Zukunft verborgen lag. So nennt Jesus die Geheimnisse des Reiches Gottes, die zuerst seinen Jüngern offenbart werden sollen. Sobald also der ganze Ratschluß Gottes im Laufe der Zeiten offenbart worden ist, gibt es keine Geheimnisse mehr. Mit einem Worte: die Offenbarung ist in der Bibel eine Tat, Gottes Wort bleibt immer ein Wort, das in der Regel durch Menschen zu den Menschen kommt.

Doch gehen wir diesmal über die Verschiedenheit dieses Sprachgebrauchs hinweg und nehmen wir das Wort im allgemein gebräuchlichen Sinne. Und dann will ich mich auch nicht lange bei dem Beweise für die Möglichkeit dieser sogenannten besonderen Offenbarung aufhalten. Alles, was besteht, ist möglich, und wer sind wir Menschen, daß wir der Allmacht Grenzen setzen könnten? Scheint eine solche besondere Offenbarung über und außer die Natur, die uns umgibt, hinauszugehen, wer sagt uns, daß diese Natur ewig, daß sie das höchste und einzige Gesetz der vernünftigen Schöpfung ist? Doch der Kern der Frage sitzt tiefer. Er ist dieser. Besteht eine höhere Welt, erhaben über Irrtum, Sünde und Tod, eine Welt, von der uns eine unbestimmte Erinnerung geblieben ist, wie von einem verlorenen Paradies, wonach sich unsere Hoffnung ausstreckt, wie nach der höchsten Seligkeit? Und wenn diese Welt besteht, ist es dann nicht möglich, ja, natürlich und wahrscheinlich, daß daraus wenigstens einige Male eine Stimme zur verlorenen Menschheit gedrungen ist, eine Stimme, wie die einer Äolsharfe in der Nacht, ein Flüstern über den Gräbern, eine Stimme, die dadurch Widerhall im Herzen findet, daß es dürstet nach Gott?

Von einem solchen Worte Gottes zu den Menschen redet denn auch manchmal die heilige Schrift, und sie ist die heilige, weil sie davon redet. Der Verfasser des Hebräerbriefes, der am Abend des apostolischen Zeitalters mit philosophischem Blick auf die ganze Offenbarung zurückschaut und mitten im heftigen Streite seiner Zeit den Glauben als unvergänglich betrachtet, geht dabei von der historischen Tatsache aus: „Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und auf mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn." Kürzer und besser können wir es nicht ausdrücken. Die Prophetie war das Gotteswort an die Väter, und es ist dasselbe Wort, das in Christus zu der Menschheit spricht im Anfang der letzten Periode ihrer Geschichte. Halten wir das fest: die Offenbarung ist ein Ganzes. Ist der Mosaismus eine menschliche Gesetzgebung gewesen, der Prophetismus eine natürliche Ekstase, dann ist auch das Evangelium kein Wort Gottes im höheren Sinne, denn auf etwas rein Menschliches gründet sich nichts Göttliches. Seitdem man in letzter Zeit die jüdische Religion als einen gewöhnlichen Volksglauben aufgefaßt hat, ohne ihr einen höheren Ursprung zuzugestehen, mußte von selbst auch aus dem Neuen Testamente Gottes Wort wegfallen.

Gott hat gesprochen. Und „das Wort geschah" — so lautet der feststehende biblische Ausdruck — zuerst an und durch die Propheten, denn

der Prophet war nichts anderes, als der Mann, der das aussprach, was Gott ihm in das Herz und auf die Lippen gab. Es ist bemerkenswert, daß Gottes Wort zu allererst geschah zu Abraham, und daß Abraham auch der erste ist, der im ersten Bibelbuche Prophet genannt wird. Bei der zunehmenden Abgötterei beschränkte sich die Gemeinschaft Gottes mit der ganzen Menschheit in ihrem Kindheitsalter von nun an auf einen einzigen Volksstamm. Abraham wurde durch dieses besondere Verhältnis zu Gott der Vater der Gläubigen und der Erbe einer Verheißung, die später zu einem Bunde Gottes mit Israel erweitert wurde, und wodurch der Allerhöchste gerade zu und unter diesem Volke immer wieder sein Wort hören ließ.

Ich weiß wohl, man sagt uns jetzt, das alles sei nur eine Ausdrucksweise der alten Zeit, und diese Ausdrucksweise hinge mit der Weltanschauung des Altertums zusammen, derzufolge die Götter stets am Gange der Dinge dieser Welt werktätigen Anteil nehmen, und manches übernatürlich aufgefaßt wird, was wir jetzt natürlich erklären. Man sagt das, aber Sagen ist noch kein Beweisen, wenn man auch ganz allgemein das als bewiesen annimmt, was tausendmal mit den stärksten Ausdrücken versichert worden ist. Oder wenn es wahr ist, daß das göttliche Eingreifen in alter Zeit stets als Voraussetzung galt, wie kommt es denn, daß es ganze Jahrhunderte gibt, in denen Gottes Wort „teuer", d. h. „selten" genannt wird (1. Sam. 3, 1), oder daß es sogar ganz und gar schwieg, daß es Jahrhunderte ohne Wunder und ohne Offenbarung gab? Wo Gottes Stimme sich hören ließ, da war es stets entweder zur Rettung seines Volkes und seiner Religion in dringender Gefahr, oder es bedeutete einen Schritt weiter in der Entwicklung der wahren Religion, wie dieselbe einst wiederum von Israel auf alle Völker übergehen sollte. Von Noahs Tagen an schweigt Gottes Wort, um Jahrhunderte später zu Abraham zu sprechen. Nach den Tagen der Erzväter ruht es wieder bis zu Moses. Und nach Moses, insbesondere nach Samuel, ist unter Israel fast ausschließlich der Prophet das Organ des Wortes Gottes. Selbst der Weise in Israel sinnt und grübelt, spricht und lehrt wie wir. In den Sprüchen und im Prediger z. B. ist kein einziges Wort Gottes, wenn auch die ganze Weisheit der Hebräer auf Gottes Wort gegründet ist. Und als endlich mit Maleachi die Prophetie in Israel schweigt, vergehen fünf Jahrhunderte, ehe wieder in Johannes dem Täufer die Gottesstimme spricht.

Aber jetzt, jetzt erhebt sich diese Stimme höher, jetzt spricht sie deutlicher und kräftiger denn je in ihm, der das Wort Gottes in Sonderheit war. Die Propheten mochten besondere Offenbarungen empfangen, sie waren doch, wenn diese Stimme schwieg, Menschen von gleichem Schlage wie wir. Petrus sagt, daß sie fragten und forschten, worauf die herrlichen Verheißungen, die ihnen zuteil wurden, hinausliefen. Moses allein wird über die Propheten gestellt, weil Gott zu ihm sprach, nicht im Traum, oder im Gesicht, sondern wie ein Mann zu seinem Freunde spricht. Doch hoch über Moses stand Christus, in dem Gottes Fülle

wohnte, und der das aussprach, was er bei dem Vater gesehen und gehört hatte. Denn niemand hat Gott je gesehen, aber der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoße ist, hat es offenbart.

Und wie Gottes Wort, mit der Verheißung beginnend, im Gesetz ausgesprochen wird und schließlich schweigt mit der Prophetie, ebenso beginnt im Neuen Testament das Wort Gottes mit Johannes dem Täufer, spricht in voller Kraft durch Jesus, aber geht auch nicht weiter, als bis zum Ende des apostolischen Zeitalters. Wenn wir auch Jahr und Tag nicht genau bestimmen können, so zeigt sich doch eine deutliche und scharfe Grenze dieser Zeit gegenüber einem folgenden Geschlechte, von dem uns doch auch noch manche Schrift aufbewahrt worden ist. Gottes Wort hat sich in jenen letzten Tagen völlig ausgesprochen, und ebenso wie in den letzten fünf Jahrhunderten vor Christus wird nun zunächst der Überlieferung und dann der heiligen Schrift die Aufgabe überlassen, dieses vollkommene Wort Gottes späteren Geschlechtern zu überliefern.

Gerade darin liegt der Grundirrtum der katholischen (nicht bloß der römisch-katholischen) Kirche. Sie will selbst das Wort Gottes an die Menschheit, die heilige und unfehlbare Wortführerin Gottes sein. Und sie hat, genau so, wie es Jesus an den Pharisäern und Schriftgelehrten tadelt, das Wort Gottes mit Menschensatzungen und Überlieferungen beschwert und verdunkelt, ein hartes Joch und eine schwere Last auferlegt, die unsere Väter abgeschüttelt haben, um sich allein dem Worte Gottes zu unterwerfen. O, möge diese Erbschaft der Väter, Gottes heiliges Wort in der Schrift, stets ein Licht auf unserem Wege bleiben auch dann, wenn die Stürme unserer Zeit rings um uns Dunkel verbreiten!

Vielem von dem, was wir bisher gesagt haben, wird es an Zustimmung von den verschiedensten Seiten nicht fehlen, aber mit unserer zweiten Frage: Woran erkennt man Gottes Wort? stellen wir uns mitten in den heißesten Streit. In diesen Kampf wage sich keiner, der in beständiger Furcht schwebt, daß ihm sein Glaube genommen werden könne; keiner, der nicht von der innigsten Überzeugung erfüllt ist: Wenn Gott für uns ist, wer mag wider uns sein?, der seinen Grund nicht gefunden hat in dem apostolischen Worte, das auf uns ebenso wie auf jeden unserer Gegner paßt: Wir vermögen nichts gegen die Wahrheit.

Schon von vornherein bemerken wir hierzu, daß das allgemeine Interesse an der Frage nach dem wahren Kennzeichen des Wortes Gottes, ja selbst der Zorn, die Leidenschaft und Heftigkeit des Streites für das allgemeine und tiefempfundene Bedürfnis nach dem Höheren und Göttlichen Zeugnis ablegt. Schon die Weisesten der Heiden, Sokrates und Plato, haben den Wunsch nicht unterdrücken können, daß doch die Gottheit selbst im Kampfe der Meinungen das Wort ergreifen, und die Wahrheit, wie sie ist, auf Erden erscheinen möge. Und während in unserer Zeit über das wahre Gotteswort gestritten wird, sind es

doch nur wenige, die geringschätzig auf die Kämpfenden herabschauen oder interesselos beiseite stehen und mit den Spöttern in Israel sagen: Was habe ich mit Gott zu schaffen? oder gar: Es ist kein Gott! Nein, der arme Mensch hat es nötig, hier in diesem dunklen Tale der Sünde und des Todes, daß eine ermutigende, erweckende Stimme zu ihm dringt, die Stimme der Berge, von denen seine Hülfe kommen soll, Licht in seiner Finsternis und Leben in seinem Tode. Er hat es nötig; aber woran erkennt er nun, daß es ein Wort von Gott ist?

„Alles, was die Kirche lehrt, ist Gottes Wort!" sagt der Katholik. Aber wenn wir nun für den unbestimmten Ausdruck „die Kirche" den genau begrenzten Sinn suchen, und sie nach der Legitimation fragen, nach ihrem Rechte, ausschließlich im Namen Gottes zu reden, antwortet sie mit einem Verdammungsurteil, und wo sie es vermag, mit Gefängnis und Schafott.

„Alles, was in der Bibel steht, ist Gottes Wort!" sagt mancher Protestant. Aber fragen wir nach dem göttlichen Rechte dieser heiligen Büchersammlung, jedes einzelnen der sechsundsechzig Bücher, jedes Verses und jedes Wortes — auch hier ist ein Machtspruch der einzige Beweis, und die Leidenschaft, mit der er geltend gemacht wird, mindestens verdächtig.

Kirche oder Bibel — jeder dieser beiden Begriffe hat im Auge der Menge den Vorzug, deutlich und völlig abgeschlossen zu sein. Sie lassen uns nur die Wahl: Alles oder nichts, und die Lösung scheint einfach, da hier eine bestimmte Autorität vor uns steht, ein Gerichtshof, über den hinaus es keine höhere Berufungsinstanz gibt. Aber hat denn zu aller Zeit die Autorität der Kirche wahre, innige Einheit des Glaubens zuwege bringen oder den Abfall von Gott und seinem Worte verhindern können? Oder hat die Berufung auf den Buchstaben der Bibel den Streit aus unseren Gemeinden bannen können, der zu dem Sprichworte schon von altersher Veranlassung gab: Jeder Ketzer hat seinen eigenen Kopf?

„Was unser religiöses Gefühl, der Heilige Geist in uns, bezeugt, das ist Gottes Wort. Alles, was dagegen streitet, mag es auch die Kirche behaupten, mögen es die Apostel und Propheten, ja, der Heiland selber sagen, ist unwahr!" So sagen darum viele in unseren Tagen, und dieser Gedanke ist bei dem herrschenden Freiheitssinn, der geneigt ist, alle Autorität abzuschütteln, verführerisch. Aber auf diese Weise wird die Religion völlig individuell und verliert damit ebenso ihren höheren Ursprung, wie das Band der Einheit und des Zusammenhanges mit früheren Zeiten. Der allgemeine Glaube: Gott hat gesprochen! löst sich völlig auf in das Selbstbewußtsein: Gott spricht in mir! Und hat dabei nicht der einfältigste Tor und der unsittlichste Schwärmer dasselbe Recht wie der fromme Weise?

Legen wir die Heilige Schrift, in der man doch noch fast allgemein Gottes Wort erkennt, in ihrer geschichtlichen Entwicklung vor uns, so finden wir darin das Wort in anderer Weise unterschieden. Die Bibel

bewahrt, die Kirche lehrt es, und unser Gewissen gibt seine Zustimmung, aber das eigentliche Kennzeichen ist der übermenschliche Ursprung, und damit die ewige Wahrheit und Unvergänglichkeit. Es ist wahr, es ist manches „Wort des Herrn" in der Schrift, das seine Zeit gehabt hat, in bezug auf das selbst die Berichte uns zweifelhaft oder ungenau erscheinen können. Es wäre ja auch genug, wenn das Gotteswort zu seiner Zeit dem Ratschlusse Gottes diente. Mit einem prophetischen Bilde: Es ist der Regen und der Schnee, die schon längst ihre Ernte gegeben haben, und nicht leer wieder zum Himmel zurückgekehrt sind. Aber was von allgemeiner und bleibender Bedeutung ist, das ist deutlich genug von dem Menschlichen in der Schrift zu unterscheiden, um darin, wie schon ein israelitischer Volksdichter es tut, eine Leuchte für unsern Fuß und ein Licht auf unserem Wege zu finden.

Durchlaufen wir nur flüchtig das Buch der göttlichen Offenbarung. Über die Schöpfungsgeschichte mögen die Meinungen noch so weit auseinandergehen, göttliche Offenbarung ist es der ganzen Schrift zufolge sicher, daß Gott im Anfang Himmel und Erde schuf, und den Menschen nach seinem Bilde und Gleichnis machte, so daß er göttlichen Geschlechtes ist. Gehen wir weiter, dann ist Abrahams Berufung und Verheißung unverkennbar göttlich, wenn auch seine Geschichte menschlich ist wie sein Beispiel, seine Tugend und sein Glaube. Die Gesetzgebung Mosis ist von oben her, aber als Staatsmann, als Kriegsheld, als Freund und Vater unter seinem Volke spricht er selbst, und es gilt allein von den Worten des Bundes, der Stimme des Herrn, ihres Gottes, daß er zu ihnen sagt: Diese Worte sollst du zu Herzen nehmen, sollst sie deinen Kindern einschärfen und über deines Hauses Pfosten schreiben! — Auch die Propheten unterscheiden Gottes Wort nicht selten von ihrer eigenen Meinung, so z. B., als einst Nathan zu David zurückkehren mußte, um seine Worte vor Gottes Wort wieder zurückzunehmen, und oft vergebens die Frage an den Propheten gestellt wurde, ob ein Wort Gottes bei ihm sei. Jesus selbst macht diesen Unterschied, wenn er versichert, daß seine Lehre von Gott sei, und er nicht aus sich selber spreche — wie er z. B. in Gethsemane aus sich selber sprach und seinen Willen dem Willen Gottes gegenüberstellte. Paulus endlich setzt bei einzelnen Vorschriften für die Gemeinden die Bemerkung hinzu, daß er sie nur als seine persönliche Ansicht ihnen mitteile, da er hierüber kein Gebot vom Herrn empfangen habe.

So viel ist also zweifellos sicher: alle diese Gottesmänner sprachen in der vollen Überzeugung, daß das, was sie als Gottes Wort bezeichneten, Gott selbst durch sie spreche, und daß dies auf eine andere, mehr unmittelbare Weise zu ihnen gekommen sei, als durch eigenes Nachdenken, weshalb Paulus z. B. einen scharfen Unterschied macht zwischen Reden durch den Geist, durch göttliche Eingebung und Begeisterung, und zwischen Reden mit dem eigenen Verstande. Ja, noch mehr: oft war das Sprechen gefährlich, das Schweigen ratsam; oft gebrach es sogar den Propheten an Mut, es aus freien Stücken zu tun,

aber sie konnten nicht anders, überwältigt von einer höheren Macht. Bileam war nicht der einzige, der zu segnen gezwungen wurde, wo er fluchen wollte. Auch Jona mußte gegen seinen Willen Ninivehs Prophet werden. Und als ein wohlwollender Hofbeamter Micha den Rat gab, ein Wort zu sagen, das für den König günstig lautete, wie alle Propheten des Hofes getan hätten, antwortete er, selbst in sicherer Erwartung des ihm drohenden Gefängnisses: „So wahr der Herr lebt, ich will reden, was der Herr mir sagen wird!"

Jeremias klagt selbst (20, 7): „Herr, du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen," und später schreibt Paulus: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige! Selbst wenn ich's ungern täte, so ist mir das Amt doch befohlen." — Es ist wahr, an sich betrachtet ist dies kräftige Bewußtsein einer unwiderstehlichen höheren Macht, die zum Sprechen treibt, noch kein genügender Beweis, wir bemerken die gleiche Erscheinung bei allem Enthusiasmus, der sich zur Ekstase und selbst zum Wahnsinn versteigen kann. Allein als eine einheitliche Erscheinung betrachtet, als eine ständig wiederholte Begeisterung rein religiöser und sittlicher Art, ist der Prophetismus in Israel und in der ältesten christlichen Kirche doch eine ganz eigenartige Erscheinung in der Weltgeschichte. Wenn er etwa zur natürlichen Entwicklung der Menschheit gehörte, warum ist dann nirgends wo anders eine solche Reihe von Gottesmännern aufgetreten? Warum schaute das viel höher gebildete und überreligiöse Griechenland vergebens nach solch einer höheren Begeisterung aus, und warum war sie in dem mächtigen Rom überhaupt nicht zu finden? (Denn man wird doch Wahrsager und Zeichendeuter mit den Propheten nicht auf eine Stufe stellen wollen?) Warum sprach Gottes Wort nicht früher zu dem gebildeten Indier und Ägypter? Warum spricht es zu China und Japan erst jetzt, durch Christus und sein Evangelium nach einer dreitausendjährigen Kultur?

Und ziehen wir die Heilige Schrift zu Rate, dann wird darin das Übermenschliche bewiesen durch Taten der Allmacht, die man Zeichen und Wunder nennt, und durch Worte göttlicher Allwissenheit, die man im eigentlichen Sinne Prophetien oder Weissagungen nennt. Es ist unbestreitbar, daß die Propheten sich hierauf beriefen. Am Ende sollte Juda wissen, wessen Wort bestehen sollte, sein eigenes oder das Wort Gottes. Und Jesus selbst fragt: Wenn ihr mir nicht glaubet, warum glaubt ihr nicht den Zeichen? Und er fügt zur Begründung seiner Weissagungen hinzu: Von nun an sage ich es euch, ehe es geschehen ist, auf daß, wenn es geschehen sein wird, ihr glauben möget, daß ich es bin.

Dieser Beweis für Gottes Wort ist insbesondere in jüngster Zeit scharf angegriffen worden. Man hat gesagt: Alles Wunderbare ist kein sicherer Beweis für den Glauben, sobald der Glaube nötig ist, die Wunder zu beweisen und anzunehmen. Und wir müssen zugeben, daß viele dieser bemerkenswerten Worte und außergewöhnlichen Taten ihren Zweck in ihrer Zeit, für die sie auch allein bestimmt waren, bereits erfüllt haben. Das Übernatürliche — wenn man es so nennen will —

liegt zu fern von uns, um es richtig unterscheiden und beurteilen zu können. Daß Henoch weggenommen worden ist, und Elias gen Himmel fuhr, daß Mosis Stab in eine Schlange verwandelt wurde, und auf Ahas Sonnenuhr der Schatten rückwärts ging, daß Isaaks Geburt und Ahabs Tod angekündigt wurde: dies und noch manches andere können wir wohl annehmen, weil wir der Überlieferung historische Autorität zugestehen, aber ein bündiger Beweis kann darin für uns nicht mehr liegen. Nur so viel können wir als bewiesen annehmen, daß das ganze gläubige Altertum darin etwas Göttliches gesehen hat, darüber oft in Verwunderung und Erstaunen geraten ist; und was das Evangelium betrifft, daß durch das Wunder aller Wunder, die ganz einzigartige Erscheinung des Gottessohnes im Fleische, seine Zeichen, seine Weissagungen und seine Verherrlichung die christliche Kirche gestiftet worden ist. Wer also das Übermenschliche bei der Entstehung des Christentums leugnet, verleugnet auch den historischen Grundbau seiner Kirche, denn er wird zugestehen müssen, daß, wenn die Welt damals schon so verständig gewesen wäre, wie er selbst nun zu sein wähnt, das Christentum nie entstanden sein, und das apostolische Zeugnis als Selbstbetrug und Menschenvergötterung entlarvt sein würde.

Doch wir übergehen jetzt alle die besonderen Zeichen, Wunder und Weissagungen, um uns auf das eine große Wunder zu beschränken, das gerade im weiten Abstande noch deutlicher wird, als in der Nähe, ich meine die höhere Gotteskraft, die wie ein goldener Faden das Gewebe der Weltgeschichte durchzieht, und deren Fülle sich in Christus offenbart. Man hat gesagt, es sei eine den alten orientalischen Völkern gemeinsame Eigentümlichkeit, daß sie in einer göttlichen Offenbarung die Grundlagen aller Weisheit und Wissenschaft, des Volkslebens, der Gesetzgebung und der Religion suchten, und mit dieser Erklärung war dann die Sache rasch erledigt. Angenommen, es sei so. Aber welche Offenbarung käme dann in Frage? Die Buddhas, der das höchste Ideal menschlicher Seligkeit in der Vernichtung des persönlichen Daseins sieht; oder die Zoroasters, der eine ewige Macht der Finsternis mit dem Reiche des Lichtes kämpfen läßt, und dessen Religion in einer Reihe von Waschungen besteht; oder die des Konfuzius, der den Kaiser als den Vater aller an die Stelle der Gottheit setzt; oder die Mohammeds, der seine Nachtlampe an der Fackel Israels anzündete? Neben all diesen Schattenbildern tritt das göttliche Licht nur noch stärker hervor. Und wie ist es denn stets mit all diesen vermeintlichen Offenbarungen gegangen? Sie waren das Werk eines kräftigen Geistes und standen infolgedessen schon nach dem ersten Schritte still. Später sind sie verschlechtert, aber nicht verbessert worden, sind versteinert, aber haben sich nicht entwickelt. Unter Israel jedoch war mit nur kurzen Zwischenpausen Gottes Wort lebendig und stets in der Entwicklung begriffen von Abraham an bis zu Johannes, dem Nestor der Apostel. Zeitgenossen mögen sich verbünden, um ihre Kräfte zu einem großen Werke zu vereinigen, aber fünfzig Menschengeschlechter tun das nicht. Und doch findet sich

hier ein stetiger Fortschritt, so daß das Leitseil, das der Hand des einen entglitten ist, immer wieder von einem anderen aufgegriffen wird. Auf die Offenbarung des einen, allmächtigen Schöpfers, von dem alles ausgeht, folgt die Heiligkeit der Gesetzgebung; das Gesetz entfaltet sich in der Prophetie, und diese findet ihre Erfüllung im Evangelium. Die Schöpfungsgeschichte geht von einem Menschenpaare aus, aber Abrahams Verheißung spricht bereits von allen Geschlechtern der Erde, und das Ende der Prophetie, die schon von Anfang an in Erfüllung geht, ist nach Jesaias und Jesus die ganze Erde, die einst voll sein wird von der Erkenntnis des Herrn, die Welt gleich einem Acker für Gottes Wort. — Und das alles geschieht unter einem Volke, das bereits Moses als ein hartnäckiges beschrieb. Während es in wüster Schwärmerei den Götzen nachjagte, ward es gezwungen, die Erkenntnis des einigen Gottes auf Erden zu bewahren; während es die Heiden tief verachtete, brachte es ihnen Gottes Wort, und in der schönsten Blütezeit des Pharisäismus verkündigten zwölf jüdische Männer der Welt die wahre Freiheit und die Errettung der Heiden. Wahrlich, das ist keine Frucht, die auf dem eigenen Boden erwuchs, sondern eine höhere Gotteskraft, die die Jahrhunderte durchdringt und nie ihr Werk aufgibt, bis sie in Christus den Eckstein zu einem Weltreiche legt, das einst, weil es aus Gott ist, alle anderen Weltmächte überwinden wird.

Und was schließlich den letzten Beweis und den Schlußstein aller anderen bedeutet: Gottes Wort findet Widerhall in den Herzen der Menschheit, als des Geschlechtes Gottes. Hierauf berufen sich mit vollem Freimute Moses und die Propheten, Christus und seine Apostel. Um uns nur auf Christus zu beschränken: den Gott gesandt hat, sagt er, der redet Gottes Wort, und wer aus Gott ist, der vernimmt es. So jemand will Gottes Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Die Weisheit wird gerechtfertigt von all ihren Kindern.

Ein ungläubiger Gelehrter rief, als man ihm in einer Reihe von Beweisen, aus biblischen Schriftstellern, Kirchenvätern und Konzilien die Göttlichkeit des Christentumes nachweisen wollte: „Wieviel Menschen stehen zwischen mir und Gott!" — Hätte Gottes Wort zu seinem Herzen gesprochen, er würde das nicht gesagt haben. Wundert euch also nicht, liebe Leser, wenn das Wort, das euch so hell und so sicher erscheint, von vielen nicht angenommen wird. Alle Beweise für seine Göttlichkeit gelten für die nicht, die keine Ohren haben, zu hören, kein Herz, zu verstehen, die, wie Jesus es ausdrückt, Gottes Wort nicht haben, bei ihnen bleibend. Einen solchen kann es in Staunen setzen, zum Schweigen bringen, erzittern lassen, aber Gottes Wort annehmen kann nur das heilsbegierige Gemüt, in dem das „Abba, lieber Vater" einen Widerhall findet. Der Sohn, der das elterliche Haus ganz vergessen könnte, würde nie des Vaters Hand in der Fremde wiedererkennen oder der Mutter Stimme beim Wiedersehen. Diese Erkennung des Vater-

wortes, diese volle Einstimmigkeit des Herzens und Gewissens, worauf auch der Verstand beruht, wenn auch viele in unserer Zeit zu weit gehen, indem sie darauf allein und ausschließlich Wert legen, — fern sei es von uns, dafür eine rein äußerliche und starre Autorität einzutauschen. Viel eher nennen wir sie mit unseren Vätern das Zeugnis des heiligen Geistes, der die Schrift für uns versiegelt, daß nichts oder niemand mehr uns das Wort Gottes rauben kann.

Noch eine Frage bleibt uns übrig: Welche Kraft besitzt Gottes Wort?

Dabei kehren wir zu dem eingangs genannten Bibelspruche zurück. Ich hatte dabei Paulus auf seinem Arbeitsfelde in Korinth vor Augen. Er gedenkt noch einmal mit Genugtuung der Tage voller Anstrengung, die er in Macedonien erlebt hat. Aus dem Gefängnisse in Philippi ist er nach Thessalonich gezogen, doch von da war er schon nach wenigen Wochen durch die feindseligen Juden wieder verjagt worden. Aber er hat doch eine Gemeinde dort hinterlassen, die ein Vorbild geworden ist für alle, die in Achaja und Macedonien sind. Wodurch hatte diese kurze Arbeitszeit so dauernde Frucht getragen? Paulus sagt es selbst, und er dankt Gott dafür, daß, als sie das Wort der Predigt von ihm empfingen, sie es angenommen hatten nicht als eines Menschen Wort, wie es bei den beweglichen Griechen durch das Wort eines anderen Menschen alsbald abgelöst oder umgestoßen zu werden pflegte, sondern als das, was es nach des Paulus innerster Überzeugung auch wirklich war, als Gottes Wort, das auch nun noch mit göttlicher Kraft in denen, die glaubten, fortwirkte und sie in den Stand setzte, dem Glauben und Wandel der ersten Gemeinden in Judäa nachzufolgen.

Das war also für Paulus wie für alle früheren Gottesboten das Schibboleth, der Prüfstein bei seiner Evangelienpredigt. Der Glaube kam aus der Predigt (vom Hören), die Predigt aus dem Worte Gottes, und es hatte wenig Wert für ihn, ob Festus seine Gelehrsamkeit, Agrippa seine Beredtsamkeit rühmte, solange man in dem, was er sprach, nur eines Menschen Wort vernahm.

Die Kraft des Wortes Gottes und damit seinen hohen Wert, im Gegensatze zum rein menschlichen, das zu seiner Zeit wie ein Komet glänzend aufgeht und wieder verschwindet, beweist die Geschichte. Tun wir darin unbefangenen Auges einen Rückblick auf die Jahrhunderte des glänzenden Altertums, dann ist es wie eine lange Reise über Berge und Seen hinweg, wobei die Reisenden die Völker der Erde sind. Manche gehen Jahrhunderte lang unermüdlich weiter, breiten sich weithin aus und beherrschen ihre Zeit, aber gerade diese Größe wird ihr Untergang. Griechenland führt die Musen in seinem Schilde, aber es legt ihn nieder unter den Flügeln des römischen Adlers. Dieser wird zerzaust und schließlich getötet durch die Keulen der Wilden, und die morgenländischen Völker werden durch das Schwert Arabiens unter das Joch gebeugt; doch auch diese Keulen und dieses Schwert sinken zu Boden. Aber ein Banner bleibt über dreitausend Jahre unter den

Völkern aufgerichtet, es ist das Banner eines der schwächsten Volksstämme aus dem Morgenlande, und auf diesem Banner steht: Des Herrn Wort. Der Glaube daran wirkt Wunder und weicht nie zurück. Während Jerusalem in Trümmer sinkt, versichert Jeremias: Das Gesetz wird nicht vergehen, noch das Wort des Propheten. Und als der letzte Rest Judas in die Lande Babels weggeführt wird, sagt der Jesaias der Gefangenschaft: Gleich wie der Regen und der Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen zu säen und Brot zu essen, also — sagt Jehova — soll das Wort, so aus meinem Munde gehet, auch sein, es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich's sende. — Alles Fleisch ist Heu, und alle seine Güte wie eine Blume auf dem Felde . . . aber das Wort unseres Gottes bleibt ewiglich. (Jer. 18, 18; Jes. 55, 10. 11; 40, 6—8.) Diese unwiderstehliche und unvergängliche Kraft des Wortes Gottes verbürgt noch immer Israels Dasein. Der Jude, der es verleugnet, begeht Selbstmord an seinem Volke.

Als Petrus das letztgenannte Wort des Jesaia anführt, fügt er hinzu: Und dies ist das Wort, das unter euch verkündet wird. Denn auch das Evangelium von Christus, das Wort Gottes an die ganze Menschheit, trug in sich dieselbe unwiderstehliche und unvergängliche Kraft. Es hat die Probe der neuen Zeit bestanden. Keine Feindschaft konnte es vernichten, keine Entartung ließ es verloren gehen, und wie Gold aus dem Schmelzofen kam es schöner aus jeder Prüfung zum Vorschein. So wird es auch in unserer Zeit geschehen, und es ist Unglaube an der göttlichen Kraft der Wahrheit, wenn man sich so tödlich ängstigt, daß Menschen das zum Schweigen bringen oder überschreien könnten, was Gott gesprochen hat.

Und diese Kraft des Wortes Gottes, worin zugleich sein hoher und bleibender Wert liegt, findet ihren ersten Stützpunkt in des Menschen Herz, in dem Gottes Wort sicherer geborgen ruht, als in irgendeinem Buche oder in einer Kirche. Das ist vor allem der Fall mit dem Evangelium des Neuen Bundes, das von innen aus dem Menschen heraus nach außen wirkt, wie das Gesetz von außen nach innen. Ist mein Wort — so fragt Gott beim Propheten Jeremias 23, 29 — nicht wie ein Feuer und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt? Ja, das war es, das ist es in gewisser Hinsicht noch. Aber die eigentliche und dauernde Kraft ist doch noch besser vom Heiland bezeichnet worden, wenn er sagt: Der Same, den der Menschensohn sät, ist das Wort Gottes. Was Jesus auf Erden sprach, das wird erst recht lebendig und kräftig, wenn es in der Menschen inwendiges Leben eingeht und — um mit Paulus zu reden — kräftig wirkt in denen, die da glauben. Besser eine Handvoll Korn, das auf dem Berge wogt, als ein großer Haufe, der nutzlos aufgeschichtet in der Scheuer liegt. Wenn die göttliche Kraft des Wortes Gottes zu wenig erkannt wird, so lag größtenteils die Schuld an denen, die es wohl als Gottes Wort annahmen, es aber dann

hinter Schloß und Riegel legten, ohne der Welt zu zeigen, was Gottes Wort im Menschen vermag. Kein Wunder, daß sie solch ein totes Kapital wenig mitgezählt hat. Darum kehrt Christus wieder in unsere Zeit zurück, und seine Wurfschaufel ist in seiner Hand, um seine Tenne zu fegen. Die, welche von Gottes Wort abweichen, die nach dem Baume der Erkenntnis hungern, um weise zu werden wie Gott — o, daß sie noch einmal über die Worte des alten Propheten nachdächten: Die Weisen müssen zuschanden werden, und es ist doch eitel Lügen, was die Schriftgelehrten setzen, denn was können sie Gutes lehren, weil sie des Herrn Wort verwerfen? (Jer. 8, 8. 9.) Und wer die Wahrheit, die aus Gott ist, zu kennen meint, der sehe zu, daß er auch in der Wahrheit wandele und mit Sanftmut das Wort aufnimmt, das in uns gepflanzt wird, und nicht anders streite, als mit dem Schwerte des Geistes, welches ist das Wort Gottes.

VI

Das Evangelium

> Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben. Römer 1,16.

Als der erste Mensch die Hand nach dem Baum der Erkenntnis ausstreckte, verdeckte der Engel der Unschuld sein Angesicht, und als der Mensch von der Frucht gegessen hatte, floh er davon, um von nun an nur noch zu wachen über der Wiege des Kindes. Aber der allgütige sah mit Erbarmen auf den Sünder herab und beauftragte den Engel der Scham, den Menschen bei seinem Ausgange aus dem Paradiese zu begleiten. Da knirschte der Böse vor Wut mit den Zähnen und sandte einen seiner Diener, der die Gestalt dieses Engels annahm und ebenso viel Gutes auf Erden verhindert, als jener Böses verhütet. Der Name dieses bösen Engels ist die falsche Scham. O, es gehört Mut und Kraft dazu, um ihm Widerstand zu leisten, und der kraftvolle Jüngling und der nervige Mann ist hierin oft schwächer als die Frau.

Diesen Mut und diese hohe Geisteskraft besaß in hohem Maße der Apostel Paulus, den wir hier wieder in Korinth treffen. Aber es ist einige Jahre später. Sein rastlos tätiger Geist hat an Griechenland noch nicht genug. Er, der römische Bürger unter den Aposteln, trägt ein feuriges Verlangen, auch die große Weltstadt zu sehen. So viel an mir ist, schreibt er, bin ich geneigt, auch euch zu Rom das Evangelium zu predigen. Und konnte es als ein tollkühnes Unterfangen erscheinen, vor der Fürstin der Städte als schlichter Evangelienprediger aufzutreten, und, von den eigenen Landsleuten verworfen, nun in den Mittelpunkt der Heidenwelt einzudringen — ich schäme mich, sagt er, des Evangeliums von Christo nicht. Paulus würde nicht so gesprochen haben, wenn er nicht die falsche Scham als den bösen Geist gekannt hätte, der viele von Christus entfernt, und die er selbst nur durch feuriges und kräftig anhaltendes Gebet überwunden hatte. Oder sollte, wenn selbst ein Petrus ihr unterlag, Paulus ohne Kampf das Feld behaupten können? Gefängnis und Geißelhiebe konnte ein feuriger Charakter, wie der seine, leichter ertragen, aber Verkennung, Verspottung, ermüdender Wortstreit und die Kräfte verzehrender Widerpart, das fiel ihm schwer.

Und dennoch hat Paulus die Probe für diese fromme Dreistigkeit (wie ein Kirchenvater sagt) bestanden, und drei Namen sind Zeugen für die dabei bewiesene Kraft, Namen, die auch für uns noch eine hohe Bedeutung besitzen: Athen, Jerusalem, Rom.

In Athen sind wir dem Apostel bereits begegnet. Wahrlich, es gehörte Geisteskraft und Festigkeit der Überzeugung, mit einem Worte, der Mut der Wahrheit dazu, um sich in den Brennpunkt der griechischen Bildung zu wagen, wo er alsbald auf dem Marktplatze als ein Stümper in der Rede und als Stammler verspottet wurde, und wo man seine Predigt von der Auferstehung des Herrn mit Lachen beantwortete. Seine Rede wird dadurch unterbrochen, als Philosoph des Marktes und als Redner des Areopags hat er eine völlige Niederlage erlitten, tief niedergeschlagen verläßt er Athen und siedelt nach Korinth über. Hat diese bittere Erfahrung ihm den Mut benommen? Er beantwortet diese Frage selbst, wenn er später an die Korinther schreibt: Da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.

Doch bei seinen Fahrten durch die Heidenwelt wird Paulus je länger, je mehr von einem unwiderstehlichen Drange nach Jerusalem gezogen, selbst, als der Heilige Geist von Stadt zu Stadt bezeugt, daß Bande und Schmach seiner dort harren. O, dahin, nach Jerusalem, wo er einst als Pharisäer und Pharisäersohn so hoch geschätzt worden war, und von wo er ehedem als Verfolger ausgezogen war, als Prediger des Evangeliums zurückzukehren, verdächtig und übel berufen selbst bei denen, die Jesus als den Christus erkennen: das war für Paulus die schwerste Probe, und dazu bedurfte er in hohem Maße den Mut des Glaubens. Gegen seinen Willen wird er hier genötigt, öffentlich aufzutreten und Zeugnis abzulegen, aber auch jetzt schämt er sich dessen nicht. Seht, wie man ihn dort im Tempel als Gotteslästerer ergreift, wie ihn die Menge auf der Straße beinahe in Stücke reißt, wie er von den Kriegsknechten die Treppen zur Burg Antonia hinauf fast getragen werden muß. Aber kaum hat er einen Augenblick Atem geschöpft, da winkt er mit der Hand und legt Zeugnis ab für seinen Herrn, der ihn fern hinaus zu den Heiden gesandt hat, indessen die Schwärmer — wie er es vorher auch getan haben mochte — wie rasend ihre Kleider von sich werfen und Staub in die Höhe wirbeln. Und als er vor dem Sanhedrin, oder den gedungenen Rednern der Juden gegenüber vor dem Landvogt spricht, wiederholt er sein Bekenntnis, daß er auf diesem Wege, den jene sektirerisch nennen, dem Gott der Väter diene.

Und in der Nacht, nachdem Paulus mit Mühe und Not den Händen der Juden entrissen worden war, stand der Herr bei ihm und sprach: Sei getrost, Paulus, denn wie du von mir zu Jerusalem gezeugt hast, also mußt du auch zu Rom zeugen. — Rom zu sehen, das war der Wunsch seines Lebens, dahin das Evangelium zu bringen, sein heißes

Verlangen. Doch wie? Er wurde dahin geschafft als verklagter Missetäter, und kam dort an als armer Schiffbrüchiger. Er hatte hier das Evangelium zu bekennen nicht auf dem Markte oder dem Areopag, nicht in der Synagoge oder im Tempel, sondern vor dem Richterstuhl des grausamsten Kaisers. An seinen Freund Timotheus schreibt er aus dem Gefängnis, wie bei seinem ersten Verhöre selbst keiner von seinen Freunden ihm beigestanden habe, der eine habe diese Welt lieb gewonnen, der andere sei in aller Eile verreist. „Es sei ihnen nicht zugerechnet!" bittet Paulus. Und kaum ist er wie aus dem Rachen des Löwen gerettet, so bereitet er sich schon wieder vor, wenn es sein muß, sein Blut als Weihopfer für den Namen des Herrn zu vergießen. Das ist der Mut der edelsten Selbstverleugnung. — Nicht genug, daß Paulus von der Wahrheit überzeugt ist, und durch den Glauben Christus angenommen hat, um sich nie und nirgends seiner zu schämen, — es bedarf noch eines erhabeneren und kräftigeren Motives, das des Menschenfreundes, der sich in die Fluten stürzt, um den Ertrinkenden zu retten, selbst wenn dieser den Tod des Ertrinkens sucht. Er läßt ihn nicht los, selbst wenn er mit ihm kämpfen muß und mit ihm in die Tiefe sinkt, denn es gilt, ein Menschenleben vom Tode zu erretten. Wer so Christus und die Menschheit wie seine eigene Seele lieb hat, der schämt sich auch heute noch des Evangeliums von Christo nicht.

Aber es ist in unserer Zeit so nötig, daß wir einander verstehen, und ohne andere zu richten, uns selbst klar werden, was das Evangelium für uns ist. Ich will dabei einfach der Schrift folgen und dazu der allgemeinen Überlieferung des christlichen Altertums.

Jeder weiß, daß Evangelium eine frohe Botschaft bedeutet, und in dem Worte selbst liegt die Voraussetzung, daß der Bote sie nicht von sich selbst hat, sondern eine bestimmte Berufung und Mission empfing. So bringt Ahimaaz auf sein dringendes Ersuchen an Joab dem König David die erste Freudenbotschaft von der Überwindung Absaloms, und als der Wächter ihn an seinem schnellen Laufe bereits von ferne erkennt, sagt der König: Er ist ein guter Mann und wird eine gute Botschaft bringen. — Als der Jesaias der Gefangenschaft die Segnungen des Gottesreiches von ferne begrüßt und bereits die Stimme des Rufenden in der Wüste hört: Bereitet dem Herrn den Weg! nennt er Zion, von wo aus dies Heil zu allen Völkern kommen soll, selbst den Boten, den Evangelisten, und sagt: Zion, du Predigerin, steige auf einen hohen Berg. Jerusalem, du Predigerin, hebe deine Stimme auf mit Macht! — Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Friede verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen. (Jes. 40 und 52.)

Von diesem Worte war Jesus beseelt, als er mit dem Evangelium des Himmelreiches auftrat und zum Beweis, daß er es sei, der da kommen sollte, die Tatsache anführte: Den Armen wird das Evangelium gepredigt. Die Ankunft, die Offenbarung des Gottesreiches als eines Reiches des Friedens und der Gerechtigkeit, das ist es, was

Jesus als eine frohe Botschaft verkündigt; darum sagt er, daß das Evangelium des Himmelreiches in aller Welt gepredigt werden müsse. Zu diesem Zwecke waren die Apostel ausgesandt worden, bereits ihr Name (= Sendboten) deutet dies an, und Paulus rechnet sich kraft seiner Berufung zu ihrer Schar. Er nennt mehrmals das, was er der Welt anzukündigen hat, das Evangelium von Gott oder von Gottes Sohn, ein Evangelium des Heils, des Friedens, der Herrlichkeit Christi, und nichts anderes meint er auch mit dem Worte vom Kreuze. In diesem Sinne spricht auch Petrus von dem Worte, das unter euch verkündigt wird, denn das ganze Wort Gottes an eine verlorene Welt ist der apostolischen Predigt zufolge im Evangelium enthalten, wie später die Gemeinde alles, was über Jesu Erscheinung und Herrlichkeit aufgezeichnet und als kostbarer Schatz bewahrt wurde, „das heilige Evangelium" nannte. Und so ist Evangelium und Gottes Wort für Christen ein und dasselbe geworden, das Evangelium war bereits im Alten Bunde beschlossen, und das Wort Gottes ist im Neuen erfüllt. Das ist die Ankündigung der Gnade, in Christo offenbart, und des Himmelreiches, das er stiftete durch sein Blut und befestigte durch seine Auferstehung. Und was ungewiß oder unbestimmt in Bibel oder Christentum übrigbleibt, ist nicht das Evangelium, das uns, wie Lukas 1 sagt, mit vollkommener Sicherheit von denen überliefert worden ist, die von Anfang an Augenzeugen und Diener des Wortes gewesen sind.

Wer der Welt eine so frohe Kunde zu bringen hatte, sollte der schweigen können, oder hätte er Grund gehabt, sich ihrer zu schämen? Nein, Paulus schämte sich ihrer nicht, wie er sagt, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben.

Das Evangelium eine Kraft! Das schrieb Paulus bereits früher nach Korinth: Die Juden fordern Zeichen und die Griechen fragen nach Weisheit, wir aber predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit, denen aber, die berufen sind, Juden und Griechen, predigen wir Christum, göttliche Kraft und göttliche Weisheit, denn die göttliche Torheit ist weiser, denn die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind. — Diese starke Erschütterung, die durch die Predigt von Christo hervorgerufen wird, schildert der Verfasser des Hebräerbriefes mit einem Gotteswort beim Propheten Haggai: Noch einmal will ich bewegen nicht allein die Erde, sondern auch den Himmel. — Und was auch der Unglaube dagegen einwenden mag, die Kraft, die das Evangelium sowohl auf die Welt, wie auch auf die Gläubigen ausgeübt hat, ist eine unwidersprechliche Tatsache. Ich habe einen armen Toren gekannt, der einen Plan ausdachte und empfahl, um die ganze menschliche Gesellschaft zu bessern und alle Menschen glücklich zu machen. Aber es war niemand, der sich die Mühe nahm, den gutmütigen Schwärmer aufzuklären oder ihn im Ernste zu widerlegen. Man wich ihm bloß aus — ganz gegen seine Absicht — als er mit seinen Plänen Ernst zu machen sich anschickte, aber die Welt erfuhr es nicht einmal, daß da

ein vermeintlicher Menschenfreund in seiner Zelle Luftschlösser zu ihrem Heile erbaute. Was weder Kraft noch Wahrheitsgrund in sich hat, vernichtet sich selbst, aber was wirkliche Lebenskraft besitzt, veranlaßt Bewegung und Gegenbewegung, weckt Feindschaft und Widerpart, aber es ist ein alter Spruch, daß es die schlechtesten Früchte nicht sind, an denen die Wespen nagen.

Als der greise Simeon das Jesuskind in seine Arme nahm und mit Seherblick betrachtete, was geschehen werde, nachdem er selbst in Frieden dahin gefahren sei nach Gottes Wort, sprach er das Wort: Siehe, dieser wird gesetzt zu einem Falle und Auferstehen vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird. — Und als nach dreißig Jahren Jesus selbst auftrat, verglich er das Himmelreich mit einer kleinen, aber lebenskräftigen Senfkornsaat, mit einer geringen, aber Gährung erzeugenden Menge Sauerteig, ja, später rief er, selbst betroffen von der unvermeidlichen Umwandlung, aus: Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, nicht den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!

Und was erregte doch in so wenigen Wochen oder Monaten ganz Galiläa, Judäa und Samaria? Was schied die Geister im ganzen jüdischen Volke und ließ Israels Älteste in helle Wut geraten? Was erschütterte Jerusalem in seinen Grundfesten unter Jesu Kreuze, und wie wurde auch später die alte Gottesstadt wie von heftiger Brandung umtost, bis sie endlich darin umkam? Es waren nur, so meinte die römische Obrigkeit, einige das jüdische Gesetz betreffende Fragen, und es betraf einen gewissen Jesus, von dem Paulus sagte, daß er noch lebe. Gut! Es ist ja ganz natürlich, daß ein leicht gereiztes und abergläubisches Volk durch solche religiöse Fragen in Feuer und Flamme gerät. Aber die Heidenwelt, die mit Geringschätzung auf diese jüdischen Fragen herabsah, — was war es doch, was sie so ergriff? Sobald Paulus mit diesem schlichten Worte europäischen Boden betrat, welche Bewegung brachte überall seine Ankunft mit sich! Welche Veränderung im Leben der Gläubigen, und bei den Ungläubigen welch heftige Erbitterung! Und das lag nicht an der kraftvollen Persönlichkeit des Paulus. Für ihn und für jeden Streiter, der fiel, standen bald andere auf und hoben das Banner des Kreuzes eben so hoch. Wie groß und mächtig auch das römische Reich zu sein meinte, so daß kein Volk oder Fürst ihm noch Widerstand leisten könnte: gegen diese inneren Erschütterungen, die sich drei Jahrhunderte lang immer wiederholten, vermochte es nicht stand zu halten. Das heidnische Rom sank in Trümmer, unter den Schlägen des unbewaffneten Evangeliums, das so sanft und doch so kräftig ist, daß ihm auch die Völker der Barbaren, die das römische Reich überströmten, nicht widerstehen konnten. Diese Kraft nahm ab, gerade als die Kirche nach außen hin zu mächtig wurde, aber sie feierte auch wieder ihr Auferstehen, als die Reformation das Evangelium wieder an die Stelle der Priestermacht setzte. Noch bewegt das Evangelium, wohin es kommt, Himmel und Erde, und was es auch sein oder nicht

sein möge: Derjenige, der es nicht als eine der gewaltigsten Kräfte in der Weltgeschichte anerkennt, verdient unsere Widerlegung nicht. Ebensogut könnte man eine Naturkunde schreiben unter Weglassung von Licht und Wärme, wie eine Weltgeschichte ohne Christus. Auch der bitterste Gegner mußte sterbend bekennen: Du hast gesiegt, Galiläer!

Und das Evangelium hat dabei das Eigenartige, daß es da am meisten ausrichtet, wo es niemandem aufgedrungen wird. Es ist nicht ein Joch des Gesetzes, nicht eine herrschende Autorität, sondern eine innere Lebenskraft, der Magnet, der Tausende anzieht, der Hebel, der zu den kräftigsten Taten fähig macht, der Schlüssel, der Börse und Geldspind öffnet, ein Strom, der wie der Niagara mit sich fortreißt, und dabei doch wie ein Morgentau, der erquickt, ein Hammer, der in Stücke schlägt, und ein Sonnenstrahl, der schmelzen und grünen läßt. Kurz, mit allem, was eine Kraft auf Erden auswirkt, kann das Evangelium verglichen werden. Selbst die Macht des Goldes und des Stahles wiegt es auf in der Gesellschaft. Es tröstet oder es erschreckt, in Hütten und in Palästen. Und es wird nicht alt, wie alles, was lebt, es hat nie, wie andere Kräfte, seine Kraft erschöpft. Gerade, wenn der Feind jauchzt: die Axt liegt ihm schon an der Wurzel, wächst es mit Riesenkraft empor. Ob wir Freunde oder Feinde des Evangeliums sind, so haben wir doch ganz gewiß selbst schon in unserer Umgebung und in unserm Innersten seine Kraft gefühlt.

Und so haben wir denn das Recht, von allen, Freunden wie Feinden, Bewunderung für dieses schlichte Wort zu beanspruchen, das einst von eines Zimmermanns Sohn gesprochen wurde, für dieses Evangelium des Neuen Testamentes, das eine Kinderhand leicht aufheben kann, das aber alle Königreiche der Erde zusammengenommen nicht zu überwinden vermögen. Nenne es gut oder böse, Wahrheit oder Lüge, einen Segen oder einen Fluch — aber bewundere es wenigstens als eine Kraft.

Und wenn ihr Christen seid — so dehnbar dieser Begriff in unserer Zeit auch sein mag — ihr werdet sicherlich mit Paulus hinzusetzen: Das Evangelium ist eine Kraft Gottes. Ob freilich dem alle beipflichten in dem von Paulus gemeinten Sinne? Ich bezweifele es stark und halte mich zu der ernsten Warnung verpflichtet, ja nicht mit Worten spielen zu wollen, und, nach dem bekannten Bonmot eines Staatsmannes, die Sprache zu gebrauchen, um seine Gedanken zu verbergen. In gewisser Hinsicht ist alle Kraft aus Gott, selbst die der Sünde; und in gewissem Sinne kann man alles göttlich nennen, was rein menschlich ist, woraus das dem Menschen anerschaffene Ebenbild Gottes hervorschimmert. Aber das ist es nicht, was der Apostel meinte. Mit dem Göttlichen des Evangeliums meint er etwas Übermenschliches, ja etwas, das er über alles, was vom Menschen kommt, stellt; und er schreibt nicht bloß dem Evangelium selbst, sondern auch seiner eigenen Berufung als Verkündiger des Evangeliums, einen höheren Ursprung zu. Kommt der Glaube aus der Predigt, sagt er, das Predigen aber durch das Wort Gottes, wie sollen sie es denn hören ohne Prediger?

Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden? — So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott vermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott! (Röm. 10; 2. Kor. 5.)

Die Göttlichkeit des Evangeliums gegenüber jeder anderen Religionslehre oder Gottesdienstform menschlichen Ursprungs, das ist die brennende Frage der Jahrhunderte, seitdem Jesus in der Synagoge zu Nazareth die Rolle des Propheten zur Hand nahm und sprach: Heute ist diese Schrift erfüllt vor euern Augen. Der Herr drängte auf das entschiedenste zu dieser Annahme hin. Er wollte es nicht unentschieden gelassen haben, ob die Taufe des Johannes aus Gott oder aus dem Menschen sei, und von sich selbst erklärte er feierlich: Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. So jemand will des Willen tun, der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede. — So oft Jesus mit voller Bestimmtheit Gnade und ewiges Leben ankündigt, Jerusalems Fall und den Sieg des Himmelreiches weissagt, tut er es als der, der spricht, wie es ihn sein Vater gelehrt hat, und aus seinem, des Vaters, Namen ein Evangelium, eine frohe Botschaft verkündigt. Selbst Gamaliel, der jüdische Rabbi, verstand, daß hier der eigentliche Differenzpunkt liege, und wiewohl er noch nicht geneigt ist, Christus anzuerkennen, will er doch kein unbedachtes Urteil fällen: Lasset ab von diesen Menschen und lasset sie fahren. Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen, ist's aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten wollen.

Für Jesu Zeitgenossen erbrachte das Evangelium die Beweise seiner Göttlichkeit so schlagend und kräftig, daß die aus natürlichem Widerstreit erwachsene Wut der Feinde die Ohren zustopfen und die Augen verschließen mußte: es war die in Jesus erfüllte Prophetie, die Zeichen und Wunder, die es bewiesen, daß des Menschen Sohn auf Erden Macht hatte, die Sünde zu vergeben, die Auferstehung, ein kraftvoller Beweis, daß er Gottes Sohn sei. Aber das gewichtigste Zeugnis für die Göttlichkeit des Evangeliums ist das Zeugnis Christi selbst, eine Herrlichkeit als die des eingeborenen Sohnes vom Vater. Und auch für Paulus ist nun nicht mehr die äußere Erscheinung, das blendende Licht und die himmlische Stimme Beweis für seine Berufung, sondern Christus, der in ihm wirkt mit Kraft und mit dem Segen, der auf seiner Arbeit ruht, so daß er schreiben kann: Wenn ich schwach bin, so bin ich stark!

Eine Skizze, wie die vorliegende, lieber Leser, die nur dazu bestimmt ist, am dunklen Himmel unserer Zeit einige feste Lichtpunkte zu zeigen, ist nicht geeignet, die einzelnen Prophetien oder Wunder nachzuweisen, oder die evangelischen Erzählungen in bezug auf den Herrn im einzelnen zu wiegen und zu wägen. Auch hoffe ich, auf manchen Punkt später noch näher eingehen zu können. Hier muß ich mich begnügen, an jeden Unparteiischen, der das Evangelium kennt und in

aller Schlichtheit annimmt, wie es vor ihm liegt, die Frage zu richten: Ist es aus Menschen, oder ist es aus Gott? Habt ihr je etwas von rein menschlichem Ursprunge gelesen oder gehört, was damit auf gleiche Stufe zu stellen wäre? Und würdet ihr je an der Göttlichkeit des Evangeliums gezweifelt haben, wenn ihr nur dem Urteile eures Herzens gefolgt wäret?

Und haben wir uns nicht am Ende, indem wir von Gottes Wort sprechen, bereits auf seine Unvergänglichkeit berufen? Und wir tun es hier mit um so größerem Nachdrucke, als manches Wort Gottes in der Bibel steht, das seine Zeit gehabt hat, aber nicht, wie das ewige Evangelium, für die ganze Menschheit bestimmt war. Es hat auch andere, menschliche Religionen und gottesdienstliche Formen gegeben, die auf die Völker einen großen Einfluß ausübten und die Weltgeschichte Jahrhunderte lang beherrschten. Buddha gebot bereits über hundert Millionen, als Christus kaum zwölf Jünger hatte, und Mohammed entriß ihm sechs Jahrhunderte später die Hälfte der Christenheit und gibt sie ihm nach zwölf Jahrhunderten noch nicht heraus. Auch in der christlichen Kirche herrscht seit tausend Jahren die päpstliche Macht über das Evangelium, so daß noch immer das mächtigste Szepter in der Hand eines schwachen, unbewaffneten Greises ruht. Doch trotz ihrer Stärke weicht die Kraft menschlichen Ursprungs schließlich vor dem Geiste der neuen Zeit, und Jahrhunderte alte Lügen müssen endlich den Kampf gegen die Wahrheit aufgeben. Die Religion, die ihre Zeit gehabt hat, wie alles, was menschlich ist, seine Zeit hat, kann sich nur noch im Schweigen, in der Finsternis, durch das lastende Gewicht einer ererbten, jahrhundertealten Autorität aufrecht erhalten. Das Evangelium allein herrscht durch das Wort, blüht im Lichte, erträgt die freie Forschung, und hat selbst bei der heftigsten Anfeindung stets noch gewonnen, wenn es nur seine Freiheit behielt. Wie die tausendjährigen Zedern des Libanon grünt und blüht es noch immer fort, indes das Beil, das an seiner Wurzel liegt, stumpf wird, und viel jüngere Bäume die Zweige verlieren. In ganz anderer Sprache und unter der beschränkten Weltanschauung des Altertums ward bereits von Daniel die Weissagung ausgesprochen, daß einst der Gott des Himmels ein anderes Königreich errichten werde, das in Ewigkeit nicht zerstört und keinem anderen Volke überlassen werden würde; es werde alle anderen Reiche vernichten, selbst aber in alle Ewigkeit bestehen; und Jesus sprach es aus, daß das Evangelium des Reiches unter allen Völkern ihnen zum Zeugnis gepredigt werden würde, und die Pforten der Hölle würden seine Gemeinde nicht überwältigen können. Noch heutigentags wird diese Schrift in unseren Ohren erfüllt. Fordert also die Kraft des Evangeliums unsere Bewunderung, so nötigt uns dies Unvergängliche und Göttliche, wodurch es über jeder Zeit erhaben ist, Glauben ab.

Und dies Evangelium ist eine Kraft Gottes zur Seligkeit, zur Errettung. Was es also auf der Welt wirkt, das wirkt es zuerst im Menschen und unterscheidet sich dadurch vom Gesetze, das die Masse be-

herrscht und bildet, um so auch den einzelnen Menschen oder Bürger zu bessern. Ist Gottes Wort die gute Saat auf dem Acker der Welt, es würde keine Ernte ergeben, wenn nicht in jedem Saatkorne eine lebendige Triebkraft, und in jeder Handvoll Erde eine natürliche Fruchtbarkeit verborgen läge.

Das Heil, die Rettung und Seligkeit von Sündern, das war die Absicht, die Jesus stets und überall im Auge hatte, selbst wenn die „Gerechten" seiner Zeit deshalb mit trotziger Geringschätzung auf ihn herabblickten. Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Und daß er hiermit nicht bloß auf seine Lehre hinweist, die auf der Grundlage göttlicher Liebe ruhte, sondern insbesondere auch auf sein Leben und Sterben, geht aus seiner wiederholten Erklärung hervor, daß er sterbe zur Vergebung der Sünden. Welch ein Ärgernis für den Juden war dies Evangelium, das von einem Holze der Schande ausging, errichtet von der römischen Obrigkeit, und dem Reinen und Unreinen den Zugang zum Gottesreiche öffnete! Welch eine Torheit für den Griechen, der es so weit gebracht hatte in Wissenschaft und Philosophie, in Kunst und Lebensgenuß, und der nun die Wahrheit und die Seligkeit von einem gekreuzigten Juden annehmen sollte! . . . Wahrlich, wenn die, die jetzt die Verbreitung des Christentums im ersten Jahrhunderte so natürlich zu erklären wissen, den Apostel Paulus zum ersten Male gehört hätten, so würde ihnen seine Rede, wenn sie sich nicht darüber geärgert hätten, als eine Torheit erschienen sein und als die größte Torheit doch wohl die Einbildung jenes armen Schwärmers, der vom Kreuze herab die Welt überwinden will, Menschen retten und glücklich machen durch seinen Tod! Und doch ging von diesem Kreuze eine wunderbare Kraft zur Seligkeit aus. Von jüdischen Vorurteilen hat es geheilt und nicht minder von heidnischen Greueln und hat dem geängstigten Sünder die Ruhe der Versöhnung ins Herz gegeben. Ja, es ließ die verfolgten Christen Lobgesänge anstimmen mitten in der Nacht, denn zu ganz anderen Menschen waren sie gleichsam wiedergeboren, in Hoffnung selig, in der Hoffnung auf eine vollkommene Seligkeit, die kein Auge gesehen hat, kein Ohr vernahm, und die in keines Menschen Herz gekommen ist. War es ein Wunder, daß ihre heidnischen Verfolger müde des Marterns und Mordens vor dieser sittlichen Wundererscheinung verstummten? Von solch einer Kraft Gottes zur Seligkeit konnte sich keiner einen Begriff machen, der sie nicht in sich selbst erfahren hatte.

Will man die göttliche Kraft des Evangeliums kennen lernen, dann muß man sie in ihrem Mittelpunkte ins Auge fassen: in der Rettung von Sündern. Man vergißt in unserer Zeit zu oft, daß Jesus kein Philosoph war, und seine Jünger keine Theologen, daß die eigentliche Kraft des Evangeliums nicht in der abstrakten Wahrheit der Lehre des Evangeliums liegt, und sein Verdienst nicht in der Erleuchtung des menschlichen Geschlechtes. Nein, der eigentliche Anknüpfungspunkt für das Evangelium ist im Menschen nicht der Verstand, sondern das Gewissen. Darum

konnte Paulus auch in dem sittenlosen Korinth leichter eine Gemeinde gründen, als in dem hochweisen Athen. Und dies gleiche, rettende und seligmachende Moment ist der unvertilgbare Charakterzug des Christentums, überall, wo es in seiner ursprünglichen Reinheit auftritt, sein stärkster Glaubensbrief, zum Beweise, daß es eine Kraft Gottes ist. Wo das zeitliche und geistige Elend der Gesellschaft ihre bangen Notschreie ausstößt, da machen Menschen Pläne und Gesetze, aber das Evangelium greift ins Gewissen und demütigt vor Gott. Und wo die Sünde herrscht, und die Sittenlosigkeit zunimmt, da wird die rettende Hand von allen denen ausgestreckt, in denen der Geist Christi wohnt, und die aus eigener Erfahrung das hohe Gut der Versöhnung mit Gott kennen. Ja, in die Höhlen der Unzucht und in den dunkelsten Kerker, an das schmerzlichste Krankenbett und zu den in der Verzweiflung Sterbenden dringt das Evangelium des Kreuzes als der einzige und gerade dadurch göttliche Trost im Leben und im Sterben. Wer nur immer von Christus die Selbstaufopferung gelernt hat und die Kraft des Evangeliums der Liebe erprobte, der würde nötigenfalls auf alle Wunder der alten Zeit verzichten können vor diesem sittlichen Wunder: die Rettung des Sünders. Aber wo diese Liebe im Herzen nicht wohnt, da ist auch im Worte keine Kraft zur Rettung mehr, selbst wenn wir alle unsere Gegner damit zum Schweigen bringen könnten.

Neben der Bewunderung ihrer Kraft und dem Glauben an seine Göttlichkeit begehren wir nun für dieses seligmachende Evangelium eure Liebe. Fühlt ihr sie? Wir können das Evangelium nicht als etwas annehmen, was einstmals eine rettende Gotteskraft war, nunmehr aber zur Geschichte gehört. Ist das Evangelium ein für allemal der im Acker entdeckte Schatz, die Perle von unberechenbarem Werte, dann verkauft auch, wer es in seinem Werte kennen gelernt hat, alles, was er besitzt. Alles oder nichts muß für uns das Evangelium sein; nichts, wenn wir es missen können, alles, wenn es auch für uns eine Kraft Gottes ist zur Seligkeit, wenn wir also ohne das Evangelium Gefahr laufen, verloren, für ewig verloren zu sein.

Das Evangelium, eine Kraft Gottes, selig zu machen jeden, der daran glaubt. Zu der Bewunderung, zum Glauben und zur Aneignung durch das Herz erheischt noch diese Allgemeingültigkeit des Evangeliums unser unbeschränktes Vertrauen.

Paulus setzt auf das Allgemeinmenschliche seinen Ruhm, wie den seiner Predigt. Darin steht er dem Saulus von früher direkt gegenüber, überzeugt, daß Gott alle unter den Ungehorsam beschlossen hat, um ihnen allen Barmherzigkeit zu erweisen. Darum erklärt er sich zum Schuldner von Griechen und Barbaren, Weisen und Unweisen, und spricht seinen eigenen Landsleuten nur das Vorrecht einer früheren Berufung zu: erst den Juden und darnach auch den Griechen.

Das Christentum, eine Weltreligion — das ist noch stets sein unterscheidender Charakter. Wie jede Tier- und Pflanzenart auf der

Weltkarte ihre eigene Verbreitungszone besitzt, so auch die verschiedenen Religionsformen. Selbst Katholizismus und Protestantismus haben ihr Vaterland und breiten sich seit dreihundert Jahren außerhalb ihrer Grenzen nur wenig aus. Aber das Evangelium hat dieselbe Berufung, die den Menschen vom Tiere unterscheidet: Erfüllt die Erde und macht sie euch untertan! Von allen Religionen ist das Christentum der einzige Weltbürger, der in allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen bei Gebildeten und Barbaren in gleicher Weise zu Hause ist. Der Engel, den Johannes auf Patmos sah mitten durch den Himmel fliegen, hatte ein ewiges Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden wohnen, allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern.

Und nicht nur an alle Völker, sondern an alle Menschen ergeht die rufende Stimme des Propheten: Kommt zu mir und laßt euch retten all ihr Enden der Erde! und des Heilands Stimme: Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! — Es störe uns also auch nicht, wenn uns der Diener von der Türe weist oder sie verschließt, wenn man hier die Seligkeit an eine herrschende Kirche knüpft, und dort ein bestimmtes Glaubensbekenntnis oder eine Bekehrungsgeschichte verlangt. Was haben wir mit euch zu schaffen, die uns den Zugang zum Thron der Gnade versperren wollen? Der Meister ruft!

Und doch ist bei dieser Berufung auch eine Beschränkung: alle, die daran glauben. Aber würde man es eine Beschränkung nennen, wenn wir sagten: die Sonne sendet ihre Strahlen auf alle herab und erleuchtet das Auge des Reichen und des Armen — nur das des Blinden nicht? Gewiß nicht. Aber der Blinde kann es nicht ändern, daß er blind ist, und, wie der Talmud sagt, kann auch er das Licht noch segnen, weil ein anderer für ihn die Augen gebrauchen kann. Wir müssen also zu einem anderen Beispiele greifen. Ich fand es in einem Geisteskranken. Der arme Mann hatte sich in den Kopf gesetzt, er dürfe zum Heile der Menschheit und seines Vaterlandes nie mehr das Sonnenlicht schauen. Selbst wenn er unversehens geweckt wurde oder erschreckt aufsprang, öffnete er die Augen niemals. Für diesen Mann schien die Sonne nicht. Lag das an ihrem Lichte? Oder mußten die Augen des freiwillig Blinden geheilt werden? Nein, gewiß nicht. Der Mann würde gerettet sein, wenn sein durch Geisteskrankheit verdüsterter Wille wieder frei gemacht werden könnte. Ebenso ist der Sünder durch Leidenschaft und Sinnlichkeit, der Ungläubige durch Vorurteile gestört. Der Heiland sagt selbst: Wenn das Licht in euch finster ist, wie groß wird dann die Finsternis sein! Also das Auge geöffnet für das Licht der Welt! Für den freiwillig Blinden ist das Evangelium wohl auch eine Kraft, aber nicht zur Errettung, kein Sonnenlicht, sondern ein Blitzstrahl.

Und niemand seufze mutlos: Wenn ich nur glauben könnte! Nie spricht Jesus, niemals Paulus von einer Unmöglichkeit, glauben zu können, wenigstens nicht bei dem, der wirklich danach verlangt. Man vermengt von altersher zu häufig die volle Sicherheit des Glaubens

mit dem Glauben selbst. Die Ruhigen sind nicht immer die wirklich Gläubigen. Es ist bereits Glaube, wo aufrichtiger Wunsch nach dem vom Evangelium verheißenen Heile ist, wo Liebe zu dem Erlöser im Herzen wohnt, Liebe zu Gott, seinem Vater und unserm Vater. Und ängstigt uns dabei noch ein zweifelnder Verstand, ein unruhiges Gewissen, so legt uns das Evangelium des Heils selbst die Bitte auf die Lippen: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!

Was hinkt ihr also, liebe Leser, noch länger auf zwei Gedanken oder bildet einen Kreis rings um die streitenden Parteien, um zu sehen, wer den Prozeß vor dem Richterstuhle der Wissenschaft gewinnen werde? Die Frage ist bloß, nicht wie ihr das Evangelium versteht, sondern ob ihr es annehmt, ob ihr annehmt, was Christus und seine Apostel als Evangelium lehrten, es annehmt zu eurem Heile. Wer das nicht tut, unterläßt es, kraft seiner Freiheit. Israel hat es ja auch nicht angenommen, und beharrt bei seinem Unglauben mit einer Decke vor den Augen schon fast neunzehn Jahrhunderte lang. Nur nenne man das kein Evangelium, was bloß eine Blumenlese menschlicher Gedanken über die Religion ist, wären auch die Blumen aus dem Evangelium selbst gepflückt. Ich begreife nicht, wie man, ohne bei den heiligsten Dingen mit Worten zu spielen, das Evangelium nennen kann, was keine Botschaft der Gnade, kein Wort Gottes an den Menschen ist. Und erkennt ihr kein Evangelium mehr an, so bedenkt dann wohl, ob ihr etwas anderes als euern einzigen Trost im Leben und im Sterben dafür an seine Stelle zu setzen habt.

Oder, wenn ihr das Evangelium anerkennt, so schämt euch seiner nicht, wenn auch oft als ein Ärgernis oder als eine Torheit betrachtet wird, was noch vor wenig Jahren allgemein auch von denen angenommen wurde, die jetzt von oben auf euch herab schauen. Selbst der Ungläubige verdient unsere Achtung, wenn er den Mut hat um deswillen, was er für Wahrheit hält, Schmach zu leiden; aber wer an Christus glaubt und ihn nicht zu bekennen wagt, den nennt der Herr selbst seiner nicht wert.

Die Namen, die wir eingangs nannten, als Brennpunkte der gebildeten Welt, sind es in gewissem Sinne heute noch: Athen, Jerusalem, Rom — die Wissenschaft, der Kirchenglaube, die weltliche Macht. Wo die letzte droht, die zweite verdammt, die erste ihren Spott treibt, gibt es noch viele, die sich schämen und schweigen, oder selbst mit Petrus sagen und schwören würden: Ich kenne den Menschen, den Christus der Evangelien, nicht. Und es ist, ebenso wie bei Petrus, weniger das Schwert, als vielmehr die scharfen Waffen des beißenden Spottes und die trotzige Geringschätzung, wovor viele zurückschrecken. „Ihr seid nicht auf der Höhe der Zeit," ruft man von der einen, „Ihr gehört noch nicht zu den wahren Gläubigen," spricht man von der anderen Seite her. Und vielleicht weiß man euch fast zu überzeugen, daß ihr nichts seid, weil ihr an Christus und seinem Evangelium genug habt, und gern alle vertragt und liebt, die seine Erscheinung lieb haben. Kehrt euch

nicht daran, meine Brüder und Schwestern! Die Wahrheit ist nicht von gestern. Auch wir kennen sie nur zum Teile und wollen das gern eingestehen, und sind nicht zu eingebildet, um nicht von allen zu lernen. Aber doch, dies hat uns nicht Fleisch und Blut offenbart, sondern der Vater im Himmel, und unser Herz hat Amen darauf gesagt: Das Evangelium von Christus ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben.

VII

Jesu Einladung

Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Matth. 11, 28—30.

Jesus hatte einst seine Jünger als Boten des Evangeliums vom Himmelreiche ausgesandt. Diese erste Probe für eine spätere Arbeit war nicht allzuschwer; jene Arbeit selbst sollte viel schwerer werden! Nach ihrer Rückkehr von ihrer ersten Missionsreise berichteten sie freudestrahlend, wie ihr Wort kräftig gewirkt habe, so daß viele im Volke es angenommen hätten, und selbst böse Geister ihnen untertan geworden wären. Das war für den Herrn nach so mancher bitteren Erfahrung von seiten der Schriftgelehrten und Pharisäer eine erquickende Nachricht, und erhobenen Geistes richtete er die Augen zum Himmel empor und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart. Darauf wendet er sich an seine Jünger und versichert, daß ihm alle Dinge vom Vater übergeben worden seien, und daß der Vater diejenigen zu ihm bringe, die er wieder zum Vater emporhebe. Und nun — denn sicher war eine größere Menge Zeuge dieses Auftrittes, — erhebt Jesus seine Stimme höher, streckt seine Hand weiter aus und spricht: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!

Wir hören also eine Einladung Jesu an seine Zeit und sein Volk, aber eine Einladung, die an die ganze Menschheit und auch an unser eigenes Herz ergeht.

Jesus sprach zu allernächst zu seinem Volke und zu seiner Zeit. Ich bin gewohnt, dies unaufhörlich zu wiederholen, weil man es unaufhörlich wieder vergißt. Wer Jesu Worte von allem losgelöst und nur wie sie an sich sind, auffaßt, der ist einem Menschen gleich, der einen Strauß kauft und nun die Blumen zu kennen meint. Aber man muß sie im Garten und auf dem Felde sehen!

So haben wir hier schon in den Ausdrücken Mühseligsein, Er-

quicken, Joch und Last, Begriffe der morgenländischen Bilderſprache, deren Bedeutung uns leicht entgehen kann, während ſie den Rabbinen geläufig und dem jüdiſchen Volke nicht unbekannt war. Die Poeſie des Altertums, die die Sprache der Natur iſt, drückt menſchliche Zuſtände durch Bilder aus der Tierwelt aus, die ſich in ihrem Charakter ſtets gleich bleibt. So rührt das Bild der unzähmbaren Wildheit und Unabhängigkeit von dem Wildeſel her, der kein Joch erträgt und keines Menſchen Stimme gehorcht; das Bild der vollkommenen Freiheit und des unbegrenzten Raumes vom ungeſattelten Kamel in der Wildnis. Doch ſind dieſe Tiere erſt einmal vom Menſchen gezähmt, dann krümmt der Eſel ſeinen Nacken geduldig unter das Joch und zieht im gleichmäßigen Schritte Wagen oder Pflug; dann beugt das Kamel willig die Knie, um ſich ſchwere Laſten aufladen zu laſſen. Und der Gerechte erbarmt ſich ſeines Viehes, er kennt das Leben ſeiner Tiere. Er wird dieſes Joch ſanft machen und dieſe Laſt ſo leicht wie möglich. Aber der mitleidloſe Treiber verlangt von dem armen Tiere mehr, als es zu leiſten vermag, und verdoppelt nur ſeine Schläge, wenn es unter der Laſt ermüdet keucht, oder das harte Joch die Haut des Tieres wundreibt.

Das iſt das morgenländiſche Bild für Unabhängigkeit, Gehorſam und Tyrannei. So war bereits in der alten Prophetie Ismael der Wildeſel-Menſch, und ſpäter das widerſpenſtige jüdiſche Volk das wilde Kamel, das ſeinem Treiber entläuft. Auch die Rabbinen ſprechen oft vom Joch des Geſetzes, von der Laſt der göttlichen Gebote und Vorſchriften der Väter, und erblicken gerade darin Israels Vorrecht.. Denn die Heiden wußten von Gottes heiligen Geſetzen nichts. Sie waren dem unbändigen Wildeſel und wütenden Kamele gleich. Aber Israel war durch das Geſetz gezähmt, ein gebildetes, ſittliches und religiöſes Volk geworden. Und die Aufgabe der Lehrer Israels beſtand darin, ihr Volk zu unterweiſen, daß es dieſes wohltätige Joch und dieſe gute Laſt ertragen lerne. Ergebet euern Hals unter das Joch, — ſchreibt Jeſus Sirach — und nehmet geſunde Lehre an, man findet ſie jetzt in der Nähe.

Aber ein anderer Jeſus, unendlich viel größer, als der Spruchdichter, fand, als er die Menge überſchaute, ſie mühſelig und beladen. Ich will dabei nicht reden von dem Joche der römiſchen Oberherrſchaft, weil ich überzeugt bin, daß Jeſus daran gar nicht denkt. Er beklagt ſein Volk nie deswegen, denn Jeſus gehörte am allerwenigſten zu jenen Volksmännern, die das höchſte Ideal menſchlicher Freiheit in politiſcher Unabhängigkeit erblicken. Er ſelbſt lebte unter Pilatus ebenſo ruhig, wie unter Herodes, und gab gern dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Jeſus kam nicht, um ſein Volk vom Joche der Römer zu befreien, die Laſt der Steuern zu erleichtern; es iſt etwas anderes, was ihn ſchmerzt und erregt, und was er den Phariſäern und Schriftgelehrten an anderer Stelle mit den Worten vorhält: Sie binden ſchwere und unerträgliche Bürden und legen ſie den Menſchen auf den Hals.

Die Religion Israels war urſprünglich von fröhlichem Charakter: den Herrn, ihren Gott, von ganzem Herzen lieb haben, ihm mit frohen

Psalmen Feste feiern, während man in seinen Geboten Leben und Segen fand. Aber die Menschen sind mit Gottes Wort nie zufrieden gewesen. Die älteste Regel des jüdischen Talmud gebietet, rings um das Gesetz einen Zaun zu machen; allein diese Umzäunung war eine Dornenhecke, sie erstickte die gute Saat, und Jesu Dornenkrone ward daraus geflochten. Es war, wie Paulus sagt, überall ein Rühr-mich-nicht-an. Und dadurch war die ganze fröhliche Gottesverehrung Israels in eine Reihe ängstlich beobachteter Bestimmungen und toter Formen entartet. Man hatte 613 Gebote im Gesetz gezählt und ihnen zahllose Fasten und Gebete, Gebräuche und Reinigungen zugesellt. Und wer das Gesetz nicht dem Buchstaben nach hielt, dem wurde wie einem Aussätzigen von den Frommen Israels das: Unrein, unrein! zugerufen. Für einen Zöllner und Sünder gab es keine Gnade. Israels Führer kannten nur den Fluch des Gesetzes, der zu Boden schlägt, nicht Gottes Gnade, die erhebt; es war, als wäre das prophetische Wort ausgelöscht: So wahr ich lebe, spricht der Herr, ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre und lebe.

Und das Volk, das durchgängig ein besseres Gefühl als Urteil hat, ohne den strengen Weisen entgegnen zu können, war ermüdet von diesem Joche, beschwert durch diese Last, von Gesetz und Sünde in gleicher Weise bedrückt. Das Gefühl dieser Ermüdung seiner Zeit drückte Petrus später mit den Worten aus: Was versucht ihr denn nun Gott mit Auflegen des Jochs auf der Jünger (der gläubigen Heiden) Hälse, welches weder unsere Väter noch wir haben mögen tragen? Und Jesus selbst fand die Schar, die ihn umringte, ermüdet und zerstreut, wie Schafe, die keinen Hirten haben. Es war darum auch keineswegs bloßes Pflichtgefühl, sondern, wie es die Evangelisten so oft nennen, herzliches Erbarmen, wodurch Jesus bewogen wurde, zu ihnen zu sprechen. Als er in seiner Jugend die Schrift durchforschte, und darin seine herrliche Bestimmung las, war es vor allem der zweite Jesaias (der Verfasser der Kapitel 40—66), der große Prophet der Gefangenschaft, der ihn tief ergriff, weil seine Prophetie von dem Worte ausging: Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott. Und als er dann in der Synagoge zu Nazareth zum ersten Male als Rabbi auftrat, las er von diesem Propheten die Worte vor: Der Geist des Herrn ist bei mir, darum, daß er mich gesalbt hat; er hat mich gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, und zu verkündigen das angenehme Jahr des Herrn. Und während er das Buch schloß und zurückgab, sprach er: Heute ist diese Schrift erfüllt vor euern Ohren.

Von da an durchzog Jesus das Land und tat Gutes, vor allem aber zog er die Elenden seines Volkes an sich. Das tut er auch hier, wenn er zu sich ruft alle, die ermüdet sind vom Joch und ermattet von dessen Last, sie, die gern Gott dienen möchten, aber durch das Gewicht ihrer Sünden davon zurückgehalten, durch die Härte und Kälte der Lehrer

des Volkes abgeschreckt werden. Er verspricht ihnen Ruhe, Ruhe für ihre Seelen. Ganz wörtlich übersetzt würde die Stelle heißen: Ich will euch ein Aufatmen schenken, euch ausruhen lassen; wie man einem Lastträger für eine Zeit seine Last abnimmt, bis er sich den Schweiß gewischt und sich wieder erholt hat und ihm die Last erst dann wieder auflegt, nachdem man sie ihm erleichtert hat. Denn Jesus will seine Zuhörer nicht von aller Last befreien. Er will, daß sie von ihm lernen, seine Lehre und also auch sein Joch mit dem ihrer Schriftgelehrten zu vertauschen, von ihm lernen, (nicht daß, sondern) weil er sanftmütig und von Herzen demütig ist; und das Joch des Demütigen ist sanft, die Last des Sanftmütigen ist leicht.

Als dann nun Tausende zu Jesus herzuströmen, und unter ihnen gerade die, die anderswo zurückgestoßen worden waren, geschah dies nicht bloß um der Zeichen willen, die sie gesehen, und um der Brote willen, die sie gegessen haben, sondern weil ihr Herz ihnen das Zeugnis gab: Dieser predigt nicht wie die Schriftgelehrten. Und die erste Wohltat, die er den Mühseligen und Beladenen erzeigt, besteht darin, daß er von der Last des göttlichen Gesetzes das wegnimmt, was er als Aufsätze und überlieferte Lehren, die nichts sind denn Menschengebot, bezeichnet. Nachdem er sie so von der verbissenen Kleingeistigkeit und heuchlerischen Werkheiligkeit frei gemacht hat, lehrt Jesus die Menge das Gesetz in seinem erhabenen Sinn kennen als eine Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, als Liebe zu Gott und den Menschen, der gegenüber selbst Sabbat und Tempel etwas Untergeordnetes sind. Und zu dieser Gerechtigkeit des Himmelreiches berief er auch Zöllner und Sünder, als verlorene Söhne und Töchter seines Vaters. Ja, um Zöllner und Samariter trug er die Schmach seiner Feinde, bis zum bitteren Kreuzestode, wobei er als der gute Hirt sein Leben für seine Schafe einsetzte, und womit er durch die erhabenste Selbstaufopferung die Sünde trug.

Wohl bestand das Zeugnis der Propheten in Wahrheit: Er wird nicht schreien, noch rufen und seine Stimme nicht mit Gewalt auf den Gassen hören lassen; das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. Nur gegen Trotzige und Heuchler konnte Jesus hart sein, aber wer mühselig und beladen war, fand bei ihm das Eine, was not war, und was kein hartes Joch und keine schwere Last sein kann. Und was ihn selbst am meisten ermüdete und belastetete, war, daß er so gerne alle um sich versammeln mochte, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt. Jerusalem hat nicht gewollt. Aber die zu ihm kamen, Andreas bei Tage, und Nikodemus bei Nacht, Petrus von den Netzen, und Matthäus vom Zollhause, die Sünderin hinter seinen Füßen, und Maria zu seinen Füßen, Nathanael unter dem Feigenbaum her, und Zachäus von der Höhe des Feigenbaumes: sie fanden bei ihm Ruhe für ihre Seelen, weil er sanftmütig und von Herzen demütig war. Und während die Weisen und Großen bei seinem Untergange jauchzten, saßen noch arme und ge-

brochene Herzen an seinem Grabe und legten für ihn das Zeugnis ab: Sein Joch war doch sanft, und seine Last war leicht.

Wir haben die Einladung Jesu an seine Zeit vernommen, hören wir nun auch die an die ganze Menschheit. Denn war er auch ein großer Volksfreund und Freund seines Vaterlandes, wie dessen Wohltäter, so galten doch seine Worte nicht diesem allein. Wenn man einen Stein ins Wasser wirft, bildet sich ein Kreis, aber um diesen Kreis herum bilden sich andere Kreise, immer größer und weiter, bis sie das Ufer erreicht haben. Oder wenn die Glocken zu läuten beginnen, erbebt zuerst die alte Turmspitze, aber bald darauf wogen die Schallwellen nach allen Seiten hin, bis sie den einsamen Reisenden in der Heide aus ihrer Höhe ansprechen. So ist es auch mit den Worten Jesu gegangen, und so mußte es gehen. Sein letzter und geheimster Befehl an seine Jünger, der ihnen ins Ohr geflüstert ward, um von den Dächern verkündigt zu werden, war das Wort: Predigt das Evangelium, die frohe Botschaft vom Himmelreiche, aller Kreatur. Mit diesem Evangelium drang auch die Stimme durch, die im Herzen der Menschheit Widerhall fand: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! — Und sie kamen von nah und fern, ein Jahrhundert nach dem anderen, und das Wort Jesu ist am besten verstanden worden nicht von den Großen und Weisen, sondern von den Armen am Geiste und von den zerbrochenen Herzen, die bei ihm Ruhe suchten für ihre Seelen.

Ja, es gibt Mühseligkeiten und Beschwerden, und es gibt ein hartes Joch und eine schwere Last, und es sind viele, die sie tragen. Die Menschenwelt prunkt mit ihrem Glanze, und jauchzt in ihrer Freude und rühmt laut ihre Erfindungen, ihre Kunstwerke, ihre Wissenschaft; aber das Krebsgeschwür verbirgt sich hinter schönen Kleiderfalten, der Wurm nagt im Verborgenen am Herzen, Sorge und Schmerz, Streit und Unrast lagern sich hinter der glatten Stirn, drücken oft die breiteste Brust zusammen. Muß nicht, — so fragt schon in alter Zeit der fromme Hiob — muß nicht der Mensch immer im Streit sein auf Erden, und seine Tage sind wie die eines Tagelöhners? Noch drückt manchen diese Last und dies Joch des Tagewerkes. Er begrüßt mit Freuden den Abend, wie der Landmann, wenn er müde vom Pflügen heimkehrt, aber er erbebt vor der Nacht . . .

Darum nennen wir das Kind glücklich, glücklicher, als es sich selbst vorkommt, nicht weil es weniger Schmerzen leidet, sondern weil es noch kein rechtes Gefühl für die Tiefe des Schmerzes und Elends des Lebens besitzt. Aber je mehr der Mensch an Erfahrung zunimmt und zum Nachdenken gelangt, um so mehr breitet sich auch über sein ganzes Leben ein tiefer Ernst aus. Schicksalsschläge treffen uns und durchfurchen unser Gemüt und lassen tiefe Spuren zurück. Die Sorgen nagen am Herzen, und selbst die Nachtruhe bleibt nicht ungestört. Oder wir reckten gerade die Hand aus nach dem Glücke, wir glaubten gerade, Befriedigung unserer Wünsche gefunden zu haben, da reißt sie uns des Todes kalte Hand wieder weg. Was wir selbst nicht erfahren, das

sehen wir an anderen, und wenn so viele leiden, können wir uns nicht dem ungetrübten Genusse hingeben. Für den Menschenfreund ist all die Schönheit und Üppigkeit unserer großen Städte der Vorhang, der das Elend ihrer Hintergassen bedeckt, die stolzen Giebel die Maske für die Kammer des Schmerzes. Bei dem allem treibt uns ein unauslöschlicher Durst der Seele dem Höheren und Bleibenden zu, aber unser Verstand tastet vergebens nach der ewigen Wahrheit, unser Gewissen ringt fruchtlos nach Versöhnung und Ruhe. Dann kommen düstere Fragen in unser Herz und auf unsere Lippen: Ist der Mensch, der nur so kurze Zeit auf Erden lebt, nur dazu da, um ruhelos zu jagen und zu wünschen, oder zu klagen und zu weinen? Denkt er nur, um zu verzweifeln? Fühlt er nur, um zu leiden? Lebt er nur, um zu sterben, zu sterben ohne die Sicherheit, was nachher aus ihm werden wird? Diese Fragen, das Echo des Lebens gibt sie uns zurück ohne Antwort; die Weisen legen uns dazu noch die Last eines endlosen Denkens auf, menschliche und kirchliche Lehren, das Joch ihrer Gebote. O, mein lieber Leser, du müßtest allzu kindlich und sorglos bis zum heutigen Tage dahingelebt haben, wenn du noch nichts erfahren hättest von der tiefen Wehmut des Lebens, von jenem Mühselig- und Beladensein, das uns fragen läßt: Wo finde ich Ruhe?

Ja, die Menschheit seufzt für den, der die Sprache ihres Herzens versteht, wie in Kindesnöten, dürstet wie der Hirsch nach der Quelle, trägt widerwillig das Joch, das Unglück und Schuld, menschliche Weisheit und Torheit gleicherweise ihr aufgeladen haben. Die Menschheit seufzt und keucht, aber Jesus ruft: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!

Und worin besteht denn eigentlich diese Erquickung, die der schlichte Zimmermann aus Nazareth der Welt zu bieten hat, eine Ruhe, so groß, daß Paulus sie einen Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft begreift, nennen konnte? Mögen Beispiele reden, die wir zuerst aus der nächsten Nähe entnehmen.

Da war vor fast vierhundert Jahren ein Mönch in seiner engen Zelle. Vergebens hat er für sein brennendes Herz und sein bekümmertes Gewissen in bestimmten guten Werken, in Fasten und Kasteiungen Frieden gesucht, — vergebens ging er selbst nach Rom, der heiligen Stadt, denn er kehrte von dort nur innerlich entrüstet wieder zurück. Vergebens! Und nutzlos ist auch sein Suchen nach Trost und Ruhe für das arme Volk, für das er ein tiefes Mitleid empfindet, weil er es so ermüdet und zerstreut findet, wie Schafe, die keinen Hirten haben. Aber da ist ihm unter dem Wust des kirchlichen Bücherschatzes zuerst eine Bibel in die Hände gefallen, und in dieser Bibel das Wort: Nicht durch die Werke des Gesetzes, sondern durch den Glauben an Christus wird der Mensch gerecht. Er sinnt und betet und ringt seit dieser Stunde und faßt endlich, stets Christus vor Augen, das Werk kräftig an, um das Joch eines kirchlichen Pharisäismus abzuschütteln und — in Luthers großer Seele ist die Reformation beschlossen. Er hat die Ruhe gefunden,

wie ruhelos auch von nun an sein Leben ist, Ruhe auch für die müde und beladene Christenheit. O, möchten alle diejenigen Ruhe suchen und finden, die jetzt noch gebeugt sind unter Priesterzwang und kirchliche Überlieferung, daß bald keine andere Last mehr ruhe auf den Schultern der Christenheit, als das sanfte Joch dessen, der sanftmütig ist, und von Herzen demütig!

Aber da gibt es noch andere Lasten zu tragen, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, und auch zu diesen Lastträgern spricht Christus: Sehet dort, hinter dem fröhlichen Gewühle der Gesunden, hinten im Kämmerlein verborgen den armen Kranken, der Jahre lang ans Siechenbett gefesselt ist, und der ein Leben des Leidens wie eine schwere Kette hinter sich schleppt, woher kommt ihm jener selige Zug auf dem abgezehrten Gesicht, jenes Feuer der Hoffnung im brechenden Auge? Aus dem Buche, das er auf dem Schoße hält, aus dem Evangelium! Denn darin sieht er seinen Jesus, der ihm Zuspruch gibt von einem Vater im Himmel, bei dem alle Haare des Hauptes gezählt sind, und der die Seufzer seiner Kinder versteht, wie er selbst die Stimme der jungen Raben hört, die zu ihm aufschreien. Er spricht von einem Kreuzeswege, von seinem Wege, der zum ewigen Lichte führt. Und der Kranke fühlt Erquickung von dem Tage ab, seitdem er seinem Herrn das Kreuz nachtrug.

Doch nicht alles Leid steht auf der Stirn geschrieben. Hier das Krankenbett, dort die Wohnung der Armut, an anderem Orte die Trauer an Gräbern, sie haben wenigstens noch einen Ausdruck für ihren Schmerz, und finden Mitleid mit ihrem Schicksal. Es gibt aber auch einen inneren Kampf, der, verborgen vor den Augen der Welt, die Seele zerreißt. Wenn sie glauben will und nicht kann, im Tiefsten getroffen vom Unglauben unserer Zeit; wenn, bei all den Rätseln von Sünde und Tod, der Verstand sich stumpf denkt an den Tiefen Gottes und vergebens seine Wege zu ergründen sucht; wenn endlich der Tod mit all seinen Schrecken droht, und die Ewigkeit mit all ihren Geheimnissen, und der bittere Wunsch im Herzen aufsteigt, nicht mehr denken zu müssen . . . O, glücklich, wer dann die Stimme des guten Hirten hört: Kommet her zu mir! Er setzt sich zu Jesu Füßen nieder und lernt vielleicht nicht alles verstehen, aber doch genug, denn er sieht den Christus in seiner Herrlichkeit, Gott in seiner Vaterliebe, den Kampf dieser Zeit als den Streit des Himmelreiches auf Erden — und er findet Erquickung für seine Seele.

Und wer endlich, wer kann sie zählen, die Menge der erlösten Sünder, die in den Schrecken und Ängsten des Gewissens ihre Zuflucht zu ihm nehmen, der eine Welt mit Gott versöhnte durch sein Blut? Geheimnis, das die Engel Gottes gern ergründen möchten, das die Erfahrung von fast neunzehn Jahrhunderten nicht völlig aufzuhellen vermochte, aber auf das unwiderleglichste bewies und bestätigte, so daß es unser Banner wurde bei der Eroberung der Heidenwelt: Friede im Blute des Kreuzes! Dabei lernte bereits so mancher Verzweifelte eine

Gnade kennen, die Vergebung umsonst gewährt, und für die keine Sünde zu groß ist. Hier ist eine göttliche Kraft, die vom Joche und vom Dienste der Sünde frei macht. Der verlorene Sohn und die verirrte Tochter, der Mutlose und der sittlich Schwache, den die Welt schon aufgegeben und verstoßen hatte, kam auf diese Einladung hin und fand Erquickung für seine Seele.

Laßt die Wissenschaft beweisen, wenn sie es kann, daß im Brot nicht genug Nährstoff vorhanden sei: der kräftige Arbeiter, der davon lebt, wird euch seine Muskeln zeigen. Laßt ein jüngeres Geschlecht den alten Arzt verspotten: Tausend geheilte Kranke werden für ihn auftreten und sagen: Uns hat er doch gesund gemacht! So möge auch der Unglaube unserer Zeit Christus von seinem Weltenthrone stoßen und das Evangelium als ein altes Spruchbuch voller Fabeln und Legenden zerreißen: es hat keine Not, so lange da noch tausend mal tausend aufstehen können, um mit dem Blindgeborenen zu sagen: Von dem allen, von dem ihr sprecht, weiß ich nichts; aber eins weiß ich, daß ich blind war und nun sehend bin. Die Tausende von Kindern, denen Jesus den Weg zu Gott zeigte, die Tausende von Unglücklichen, die er lehrte, ihren bitteren Leidenskelch zu trinken, die Kämpfenden, die er zum Frieden führte, die Sünder, die er mit Gott versöhnte. Seht, das gerade ist das Unvergängliche am Evangelium: es schließt sich überall an die Krankheit und das Elend der Menschheit an. Sittlich Arme, Blinde, Aussätzige zeugen dafür. Und so oft noch manch versuchende Stimme und verblendeter Wunsch die Menschheit auf Irrwege geleitet hat, wird doch stets wieder von Galiläas Hügeln her die rufende Stimme zu ihr durchdringen, die immer Ohren findet, zu hören, bis zur Vollendung der Welt, weil es immer schwer Beladene und zum Tode Ermattete geben wird, die rufende, einladende Stimme: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!

Doch diese einladende Stimme, die einst sich an Israel wandte und dann zur ganzen Menschheit durchdrang, wir verstehen sie erst recht, wenn sie auch zu unserm Herzen spricht.

Ist dies Herz noch nie verwundet oder zerstoßen worden, liebe Leser? Habt ihr das harte Joch noch nicht getragen, die schwere Last nie keuchend geschleppt? Es kann sein, wenn ihr, jung und fröhlich, und ruhig fortwandelnd auf glattem Lebenswege nur erst vorübergehende Schmerzen kennt, und Lasten, die euch bald abgenommen wurden. Aber meint nur nicht, daß dies so bleiben werde. Je länger die Ruhe währt, desto drückender wird oft die Beschwerde, und desto heftiger der Streit. O, lernt ihn doch schätzen und beizeiten den Freund eurer Seele suchen, der bereit ist, euch zu trösten, wenn Freunde, die im Glücke euch nahe waren, euch verlassen.

Aber vor allem an euch richte ich meine Worte, die ihr die Last des Lebens und des Geschickes, des Zweifels, der Sünde und der Todesfurcht zu tragen habt. Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht. Ihr seid krank; ihr wißt es zu schätzen. Habt ihr denn schon die Erquickung

erfahren, die Christus der müden Seele schenkt? Ach, so seufzt da mancher: ich hätte wohl ein großes Bedürfnis danach. Dazu gehe ich so oft in Gottes Haus, und suche in alten und in neuen Büchern und frage nach bei allen Weisen und Frommen, aber ich finde es nicht. — Gehört ihr zu diesen, ihr, die ihr eben diese Blätter in den Händen habt? Mein lieber Kranker, weißt du nicht, daß für einen Kranken nichts nachteiliger ist, als der fortwährende Wechsel der Ärzte, das viele Einnehmen ganz verschiedener Arzeneimittel? Die beste Medizin wird auf diese Weise zum Gifte. Die Natur ist, so reich sie ist, doch einfach. Auch Jesus ist ein reicher, aber einfacher Arzt. Hören wir noch einmal genau hin, wie seine Vorschrift lautet. Es ist zuerst ein: Kommt! dann das: Nehmt mein Joch auf euch! und schließlich: Lernt von mir! Und über all das verspricht er uns Ruhe für unsere Seele.

Kommt her zu mir! So lautet Jesu Einladung. Viele gutgläubige Christen, die aber immer noch auf dem Standpunkte des Gesetzes stehen, mehr noch als auf dem des Evangeliums, scheinen noch immer der Einladung des Jeremias den Vorzug zu geben (6, 16): Tretet auf die Wege und schauet und fraget nach den vorigen Wegen, welches der gute Weg sei, und wandelt drinnen, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. — Ich will nichts sagen gegen die vorigen, alten Wege, der Weg zu Gott ist der älteste, auf den die Menschheit immer wieder zurückkehren muß; und auch der Weg zu Jesus ist der alte, vielbetretene Pfad der Christenheit. Es ist sogar möglich, daß Jesus diese Mahnung des Jeremias im Sinne gehabt hat; aber dann gibt er sie doch ganz anders wieder: Kommt zu mir! Der Gesetzesdienst ist auch in der christlichen Kirche ein beständiges Zurückkehren zum Alten, denn der Buchstabe erneut sich nicht; die steinernen Tafeln des Gesetzes bleiben wie sie sind, bis sie zerbrechen und in Staub zerfallen; aber der Dienst Christi ist ein immer neuer und lebendigmachender Geist, der von allen Formen und Gesetzen und Aufsätzen unabhängig ist. So bestehet nun in der Freiheit, damit euch Christus befreit hat, und laßt euch nicht wieder in das alte, knechtische Joch einfangen. Die zeitliche Form des Christentums kann für ihre Zeit vorzüglich sein, und das Bekenntnis unserer und mancher anderen Kirche kann voller Begeisterung und Wahrheit sein, aber den freien, christlichen Geist dürfen sie nicht in Fesseln schlagen. Das einzige, was uns fesselt, weil es uns mit unwiderstehlicher Kraft an sich zieht, ist das Evangelium, und dies Evangelium ist im Grunde nichts anderes als Christus selbst, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.

Aber während man uns dort nach alten Pfaden zurückzieht, rufen andere: Kommt zu uns, wir wollen euch Ruhe geben! Und sie predigen uns eine neue Weisheit, wie keins der früheren Jahrhunderte sie kannte. Ich will wiederum gegen diese neue Weisheit nichts sagen, wenn sie wirklich Weisheit ist. Christus hat sich nie das Gebiet der Wissenschaft angemaßt. Der Geist ist frei und eilt von einer Erkenntnis rastlos

zur andern, und die Wissenschaft unserer Zeit wird sich in tausend Jahren wie ein Kinderspiel ausnehmen. Aber sollen wir dann bei euch, ihr Philosophen und Theologen unserer Zeit, die Ruhe finden, die unser Herz bedarf? Kommt zu mir! schallt's von der einen; nein, zu mir! schallt's von der anderen Seite, und was heute ein Ruhepunkt menschlichen Denkens war, wird morgen wieder ein Ausgangspunkt, der den Denker zu einem ganz anderen Ergebnisse gelangen läßt. Und der Müde und Beladene, der noch nicht einmal Zeit, Ruhe und Geisteskraft zu all diesem Denken und Untersuchen gefunden hat, schaut nach rechts und nach links und sieht wohl die Wogen der See, aber nicht den Felsen im Schoße der Wellen.

Lieber Bruder und liebe Schwester! Habt ihr bei all eurem ängstlichen Suchen nach Ruhe schon solche Erfahrungen gemacht, daß ihr euch an niemand anders halten möchtet, als an Jesus allein, daß ihr mit seinem Evangelium jeden Morgen erwacht und jeden Abend einschlaft, immer ein Wort Jesu in Gedanken und sein Bild vor den Augen eures Geistes? — Aber das ist es gerade, was mich stört, antwortet dann dieser oder jener, das Bild Jesu wird durch die Kritik unserer Zeit so nebelhaft, und die Hälfte seiner Worte wird ungewiß. — Laßt euch nicht bange werden, liebe Leser, die Kritik hat einmal ihre Zeit, in der sie abbricht, die Zeit des Aufbauens wird dann auch wieder folgen. So ist es immer gewesen. Und können wir ihrer Arbeit hier nicht nachgehen, würden manche von euch sie auch gar nicht beurteilen können, so habe ich statt dessen für euch eine einfache Erwägung.

Die Evangelien, wie sie die ganze Christenheit angenommen hat, sind das Erbteil des ersten apostolischen Zeitalters. Das steht über allem Zweifel fest. Sie geben uns die Zeugnisse derer wieder, die Jesus gekannt oder seine Apostel gehört haben. Sie bewahren uns den Eindruck, den Christus auf seine nächste Umgebung ausübte, und fast bei jedem seiner Worte steht das Merkzeichen: Nie hat ein Mensch so geredet, wie dieser Mensch. Selbst Jesu eigene Apostel redeten nicht so. Nun gut. Dieser Christus der Evangelien hat die Welt überwunden, und schon über achtzehn Jahrhunderte (denn es gab schon vor der Zerstörung Jerusalems ein geschriebenes Evangelium) hat er Ruhe den Müden und Erleichterung den Beladenen gebracht. Und wenn auch niemand mit dem Bleistift in der Hand hinter Jesus gestanden hat, die Erinnerung und älteste Überlieferung Buchstaben und Worte ausgelassen oder etwas anderes dafür hingeschrieben haben, — aus Sand macht doch niemand Perlen, und keiner Gold aus Schlamm. Gibt es Bilder, vor denen man still stehen und sagen muß: der hier hat gelebt; gibt es Worte, bei denen man unwillkürlich die lebendige Stimme noch hört: hier finden wir sie. So etwas, so sprach nur er, dessen freundliche Einladung auch an uns noch immer lautet: Kommet zu mir! und sobald wir kommen: Folgt mir nach!

Aber dieses Kommen und Folgen ist doch noch etwas anderes und etwas mehr, als ihn achten, ihn lieb haben und von seinen Worten an-

nehmen, was uns Wahrheit zu sein scheint. Nein, ihr müßt euch an Jesus festhalten, in seine Fußstapfen treten, sein Gebet mit ihm beten, sein Leiden mit ihm durchkämpfen, seinen Tod mit ihm sterben und mit dem Auge des Glaubens ihn als den Erstandenen und verherrlichten Sohn Gottes betrachten. Das, ja, das heißt es: Christus lebt in mir, und Christus ist mein Leben, wie Paulus sagt, vor dessen Auge die Leiden der gegenwärtigen Zeit verschwinden gegenüber dem unendlichen Werte der ewigen Herrlichkeit.

Kommt her zu mir und nehmt mein Joch auf euch! Wie? Christus verspricht uns Ruhe, er, der von herzlichem Erbarmen gegen uns erfüllt war, und nun legt er uns selbst ein Joch und eine Last auf? Ja, noch strenger wird seine Forderung: Wer sich nicht selbst verleugnet und sein Kreuz auf sich nimmt, der ist meiner nicht wert. Ein Joch, eine Last, ein Kreuz, ist das die Ruhe, die Jesus schenkt? Aber habe ich euch, liebe Leser, nicht schon gesagt, daß er nur Erleichterung den Ermüdeten, und den schwer Belasteten ein Ausruhen in seinem Dienste verspricht? Wie? Solltet ihr aller Last enthoben sein wollen, hier, wo jeder Mensch die Aufgabe eines Tagelöhners vollbringen muß? Wollt ihr das Joch abschütteln, da doch vollkommene Freiheit hienieden einem Sterblichen gar nicht bestimmt ist? Ihr wolltet das Kreuz zurückweisen, während Jesus selbst, wiewohl er der Sohn war, aus seinen Leiden Gehorsam gelernt hat? Laßt euch doch nicht von denen irreführen, die euch vollkommene Freiheit versprechen. Wer das sanfte Joch Jesu zurückweist, trägt eins von beiden: entweder das viel schwerere Joch der Sünde, das den Menschen niederdrückt und ihm keine andere Ruhe gönnt, als die, einen Augenblick sich selbst zu vergessen; oder er trägt das Joch menschlicher Klügelei und Aufsätze, die, ohne Ruhe zu gönnen, belasten und ermüden. Aber das Joch unseres Herrn ist gerade darum so sanft, weil es gerade auf unsere Schultern paßt; seine Last und selbst sein Kreuz ist darum so leicht, weil der Engel des Glaubens und der Engel der Liebe sie uns tragen helfen. Dafür zeugen alle die, die unter dem Schwersten, das der Herr ihnen auferlegt, so mutig und fröhlich ihre Straße ziehen und am Ende mit Paulus sagen können: Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter geben wird, nicht mir aber allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb haben.

Aber dann dürfen wir auch das letzte nicht vergessen: Kommt zu mir, nehmt mein Joch auf euch, und lernt von mir! Bestand doch gerade in diesem zum-Schüler-werden und lernen nach der rabbinischen Ausdrucksweise das Joch, das der neue Lehrer von Nazareth auferlegte. Lernet von mir! Wir dürfen uns also nicht nur seine Schüler und Jünger nennen, es sein wollen und uns vornehmen, geloben und versprechen, was er uns aufträgt, nein, lernen müssen wir, . . . Nun denn, liebe Leser, sucht ihr etwa, wenn ihr Kinder habt, eine Schule für sie, wo

der schwer zu lenkende Knabe nie gestraft wird, eine Schule, aus der euer Kind nie weinend oder mißmutig nach Hause kommt? Gewiß nicht! Oder verlangt ihr von dieser Schule, daß man dort alles an einem Tage lerne, in einem Monate oder wenigstens in einem Jahre? Aber wer möchte das, wenn er bei gesundem Verstande ist, verlangen können? Nun also, dann verlange es auch nicht für dich selbst. Lernen wir von Christus langsam, stetig, mit Ausdauer, so lange wir auf der Schule des Lebens sind. Sind es oft harte Lehren, oder solche, die wir noch nicht begreifen, und deren Nutzen wir noch nicht einsehen, so wissen wir doch, daß er uns durch dies alles zu unserem eigenen Besten belehrt, denn er ist sanftmütig und von Herzen demütig. Wenn wir nur lernen, immer weiser und demütiger, frommer und sanftmütiger auf sein Wort zu hören, auf sein Bild zu schauen, in seiner Liebe zu leben und zu hoffen auf seine Herrlichkeit, damit wir nicht als ungelehrige Schüler erfunden werden am Tage seiner Zukunft.

In dieser Stimmung werden wir unter allen äußeren und inneren Kämpfen Erquickung finden für unsere Seelen, die Ruhe des Glaubens an seinem Kreuze, wo wir in allem die Liebe Gottes erkennen, wie sie sich in Christus offenbart. Und einst kommt er selbst, um auch dieses sanfte Joch und diese leichte Last von unseren Schultern zu nehmen. Denn, so sagt der Verfasser des Hebräerbriefes, es ist noch eine Ruhe vorhanden, eine vollkommene Ruhe, oder eigentlich, eine himmlische Sabbatsfeier, es ist noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes, da, wo Gott alle Tränen abwischen wird, die uns durch das Leben wie durch den Tod ausgepreßt werden, und zu allererst die Tränen, die am Fuße des Kreuzes Jesu geweint wurden. So laßt uns nun Fleiß tun, einzukommen zu dieser Ruhe.

Und ihr alle, die ihr so eifrige Fortschritte macht auf dem Wege der Wissenschaft, die ihr so heftig streitet auf dem Gebiete der Kirche, ach, laßt uns doch etwas mehr hören auf das Wort, das Jesus zu seiner herrlichen Lebensaufgabe begeisterte: Tröstet, tröstet mein Volk! Und statt einander zu verachten und zu hassen, beginnen wir doch lieber mit dem edelsten Wettstreite, zu versuchen, wer am besten im Namen des Menschensohnes den Ermüdeten und Beladenen Ruhe für ihre Seelen zu schaffen vermag. Jede Predigt des Evangeliums und jede christliche Theologie, die nicht von diesem Prinzip, den Schmerz und die Ermattung der Seele zu lindern, ausgeht, ist an sich totgeboren und unfruchtbar, und jeder Prediger oder Schriftsteller, der dieses Endziel nicht verfolgt, hat sich schon selbst sein Urteil gesprochen. Theologen, Prediger des Evangeliums! Das Christenvolk verlangt noch etwas anderes von uns als unsere Gottesgelahrtheit und Beredtsamkeit, unsere Prinzipien und Streitereien. Es verlangt von uns den einigen Trost im Leben und im Sterben.

VIII

Das Kreuz

Friede durch das Blut an seinem Kreuze. Kol. 1, 20 b.

Heller ist der Abend nach einem düsteren Tage, vor dem die Sonne ihr Angesicht verbarg, als sähe sie den Greuel, den die Menschheit angerichtet hatte. Wieder ist das Tageslicht durchgebrochen und scheint herab auf drei Sterbende. Jeder Tag sieht Tausende auf Erden sterben, denn mit jeder Sekunde entflieht der letzte Atem eines Menschen. Aber es ist immer traurig, wenn der spröde, kurze Lebensfaden noch mitten durch geschnitten wird, wenn man einen Menschen tötet; und noch trauriger, wenn er zu Tode gemartert wird, als ob der König des Schreckens noch nicht schrecklich genug wäre für das arme Menschenkind!

Sie leiden unbeschreibliche Schmerzen, jene Unglücklichen, denn das Kreuz ist eine außerordentlich harte Strafe. Und doch bekennt einer von diesen dreien: Wir empfangen, was unsere Taten wert waren, den Lohn für unsere Werke; — wir, aber darunter ist der nicht mit einbegriffen, der da in der Mitte hängt, und auf dessen Gesicht sich der Schmerz ebenso ausprägt, dessen Glieder doch ebenso zittern in unaussprechlicher Pein: Jesus von Nazareth, der Juden König — oder nein, der König des Himmelreiches, das zuerst unter Israel gegründet ward, ihr König, der aber von seinem eigenen Volke verworfen, verflucht und den Heiden überliefert worden war. Und dies Volk ist noch nicht zufrieden mit seinem Blute, es geißelt auch seine Apostel, seinen Zeugen Stephanus steinigt es, Jakobus tötet es mit dem Schwerte . . . Blut macht den Tiger nur blutdürstiger, bis auch das seine strömt im Strafgerichte.

Blut des Kreuzes, — das Blut, das da am Kreuzespfahle herabfließt, das immer wieder, noch ein ganzes Menschenalter hindurch in der Blutstadt Jerusalem an den Geißelpfahl, an Steine und Schwerter oder an die Mauern der Gefängniswände spritzt . . . warum spricht dieses Blut mit vernehmlicher Stimme? Ein apostolischer Schriftsteller vergleicht es mit dem ersten Menschenblut, das auf Erden vergossen wurde, vergossen im Brudermorde. Von ihm sprach der Allerhöchste zum Mörder: Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde. Und wonach rief dieses vergossene Blut des

ersten Gerechten? Es rief nach Recht, nach Vergeltung, nach Rache, wie es dann im göttlichen Richterspruche heißt: Und nun verflucht seist du auf der Erden, die ihr Maul hat aufgetan und deines Bruders Blut von deinen Händen empfangen. — Ist es ebenso mit dem Blute des größten Gerechten auf Golgatha?

Die Sonne neigt sich nach Westen. Das Blut fließt noch von Jesu Schläfen, die die Dornenkrone drückt, von seinen Schultern, die die Geißelhiebe entstellten, von seinen Händen und Füßen, die an den Kreuzesbalken festgenagelt sind. Das Haupt sinkt endlich nieder auf die Brust, und noch einmal, als könnte Jerusalem der Leiche keine Ruhe lassen, strömt Blut und Wasser aus seiner Seite, die ein Kriegsknecht mit seinem Spieße durchstach. Die Erde öffnet den Mund, um das Blut des Gerechten zu trinken, und ruft Rache über Jerusalem. Die Berge und Hügel in der Runde neigen sich dreimal drohend gegen die böse Stadt, und wir hören im Geiste bereits die Antwort des schuldbeladenen Gewissens: Berge, fallt über uns! Hügel, decket uns!

Doch nein! Der apostolische Schriftsteller sagt: das Blut Jesu redet besser, denn Abels Blut, denn es ist das Blut der Besprengung, das reinigende Blut eines Schuldopfers, des Mittlers des Neuen Testaments. (Hebr. 12, 24.)

Und auch als Paulus noch einmal an jenen blutigen Tag zurückdenkt, jenen Freitag, an dem er selbst das Werk der Verfolgung in die Hand nahm und Jerusalem erfüllte mit unschuldigem Blute, da ist kein Gedanke an Rache und Gericht in ihm. Denn der Saulus wäre doch kein Paulus geworden, wenn ihm das vergossene Blut zugerechnet worden wäre. Nein, vielmehr Gedanken des Friedens steigen vor seinem Geiste auf, Worte der Versöhnung gibt ihm Golgatha auf die Lippen. Es ist, so schreibt er nach Kolossä, das Wohlgefallen Gottes gewesen, daß in ihm alle Fülle wohnen sollte, und alles durch ihn versöhnt würde zu ihm selbst, es sei auf Erden oder im Himmel, damit, daß er Friede machte durch das Blut an seinem Kreuze, durch sich selbst.

In ihm sollte alle Fülle wohnen: alle Reinheit und Heiligkeit, alle Liebe und alles Erbarmen, aller Segen und aller Friede, die der Menschheit von oben her dargebracht wurden, um die Erde mit dem Himmel zu versöhnen. Alle Opfer, die die Menschheit bringen konnte, hatten diese Versöhnung nicht bewirken können, der Himmel selbst gab sein Opfer zur vollkommenen Gerechtigkeit, die sich selbst verleugnete bis zur tiefsten Schmach. Nichts als Segen strömt von diesem Kreuze herab. Der scheinbare Triumph der Welt wird zu einer Überwindung der Welt, da die Liebe stärker ist, als der blutdürstigste und unversöhnlichste Haß. Der Märtyrer überwindet seine Peiniger. Zu seinem Kreuze flieht die Reue als zu dem unvergänglichen Symbol der göttlichen Liebe. Und in demselben Jerusalem, über dem das drohende Blutgericht hängt, wird von den Jüngern des Gekreuzigten nicht Rache und Mord gepredigt, sondern Versöhnung und Gnade, Friede durch das Blut seines Kreuzes.

*

Ich brauche sicher nicht zu beweisen, daß der Gedanke: Christus in seinem Sterben, ein Opfer für die Sünde, zu dem allgemeinen apostolischen Evangelium gehört, eines Apollos ebenso wie eines Paulus, eines Petrus, wie eines Johannes. Und das nicht allein; schon Johannes der Täufer nennt Jesus Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt, ja, was noch mehr heißen will, schon beim zweiten Jesaias (Kapitel 53) finden wir das ergreifende Bild eines Mannes der Schmerzen, der um unserer Missetat willen verwundet, und um unserer Sünde willen zerschlagen ist, durch dessen Wunden wir geheilt werden, auf den der Allerhöchste unser aller Sünde warf, und der sie trug mit der stillen Ergebung des Lammes, das zur Schlachtbank geführt wird. Und will man einen Beweis dafür, daß Jesus sich dies selbst so gedacht hat, so weise ich nicht auf diesen oder jenen angefochtenen oder in Zweifel gestellten Ausspruch hin, sondern auf unser Abendmahl, wie es der Herr nach dem Zeugnisse seiner Jünger einsetzte, wie auch Paulus es mit denselben Worten in Korinth einführte, als eine Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi, und wie es die ganze Christenheit von altersher feiert; das Abendmahl, das mit seinen Sinnbildern von dem gebrochenen Leibe und dem vergossenen Blute zur Vergebung der Sünde ein lebendiges Evangelium ist, ein Evangelium, das noch leben und sprechen würde, selbst wenn das geschriebene Evangelium für uns geschlossen, oder von uns genommen wäre, das noch reden würde von der Versöhnung mit Gott, bis der Herr kommt.

Es ist, und gewiß nicht immer im Geiste des Gekreuzigten, über dies Blut der Versöhnung viel und heftig gestritten worden. Während alle darin einig sind, daß in dem Blute des Kreuzes Christi Gemeinde gegründet wurde, sieht der eine darin eine Genugtuung für Gottes Gerechtigkeit, ein Strafgericht über die Sünde, entweder der Auserkorenen allein, oder der ganzen Welt; der andere sieht darin bloß ein sittliches Mittel, das uns reinigt von aller Sünde, durch Erweis der Liebe Gottes. Dieser nennt es ein Tragen und Wegnehmen des Gesetzesfluches, ein Ende des symbolischen Opferdienstes, jener sieht darin nur ein Bild, damit wir seinen Fußstapfen nachfolgen sollen. Und sicher sind für alle diese Auffassungen in den Schriften der Apostel Belegstellen zu finden, da diese Männer den Reichtum des Evangeliums nicht in die Zwangsjacke eines Systems gepreßt haben, sondern in freiem Gemütserguss besprachen.

Das können wir meines Erachtens sicherlich in den Vordergrund stellen: die Versöhnung im Blute des Kreuzes war nicht nötig für Gott, um vergeben zu können, — seine Gnade ist frei und unbeschränkt — nein, aber für den Menschen war sie nötig, um Vergebung empfangen zu können, um sie ihn annehmen zu lassen, ihn vom Gerichte der Sünde und zugleich von ihrem Joche zu erlösen.

Und dieses Bedürfnis der Menschheit weist die Geschichte nach, die kräftiger spricht, als die scharfsinnigste Schlußfolgerung. Friede durch Blut — ist überall die Forderung des Gewissens der Menschheit,

und diese Forderung spricht durch jeden Altar, den der Mensch bei seinem Umherschweifen über die Erde aufgerichtet hat. Nicht nur die alte, sondern auch die neue, außerchristliche Welt legt Zeugnis davon ab. Welch ungeheure Zahl nicht nur von Opfertieren wurde für die Sünde geschlachtet, sondern auch von Menschenopfern durch den Drang eines schuldbeladenen Gewissens dem Himmel angeboten! Der König von Moab opferte seinen erstgeborenen Sohn auf den Mauern der bedrängten Feste (2. Kön. 3, 27); die indische Mutter wirft ihren Säugling in den heiligen Strom, den Ganges. Ihr nennt sie unnatürliche Eltern? Aber ihr wißt nicht, wieviel dies Opfer dem Elternherzen kostete. Ihr ermeßt nicht den Schmerz eines Jephtha an der blutenden Leiche seiner einzigen Tochter. Aber forderte denn der Himmel immer Blut der Versöhnung? Der Aberglaube wenigstens bildete sich das ein, und das Liebste wurde zum Opfer gebracht. Und noch in unserer Zeit las man vom Negerkönig in Dahomey, der bei einem großen Opferfeste kaltblütig Hunderte von Sklaven schlachtete, so daß man in ihrem Blute mit einem Kahne fahren konnte. Ihr meint vielleicht, die Wildheit eines Tigers sei in das Herz eines Menschen gefahren? Das ist nicht der Fall: es ist religiöses Gefühl, Religiosität, denn der Negerfürst hatte während eines Erdbebens, das den Boden Dahomeys erzittern lies, aus einem unterirdischen Gemurmel die Stimme des Schattens seines Vaters gehört, die nach Blut und immer wieder nach Blut rief. Von diesen gotteslästerlichen Menschenopfern bis zu den Torheiten des indischen Fakirs, der seinen Körper verstümmelt, und dem büßenden Mönch, der sich in seiner Zelle geißelt: — überall ist es das Blut, worin das schuldige Gewissen Ruhe und Friede mit Gott sucht.

Das mosaische Gesetz faßte diesen Gedanken im erhabensten Sinne auf, wenn es nur das Opfer von reinen Tieren zuließ, und die Besprengung mit diesem Blute die Reinigung des Schuldigen nannte, damit er wieder vor dem erscheinen könne, der geheiligt werden will in denen, die zu ihm nahen. So konnte der Sünder von jedem Flecken gereinigt werden, solange er wenigstens nicht durch eine Todsünde den Bund mit Gott gebrochen hatte. Und höchst bemerkenswert ist dabei der Unterschied zwischen wahrer und falscher Religion, da die heidnischen Opfer dazu bestimmt waren, erzürnte und blutgierige Götter zu versöhnen, während unter Israel der Mensch, der Sünder, dadurch entsühnt wird, nicht er, dessen Friede nie gestört, dessen Liebe nie erschöpft war.

Der Mensch wird entsühnt durch das Blutopfer. Dieser Gedanke ist von den Aposteln auf Christus, als das letzte Opfer, angewendet worden. Also dazu, als zu einer unvermeidlichen Bedingung der Erlösung, übergab er sich selbst freiwillig, gehorsam bis zum Tode am Kreuze. Er hat den Fluch auf das Holz getragen, sagt Petrus. Gott hat ihn um unsertwillen zur Sünde gemacht, versichert Paulus. Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde,

schreibt Johannes. Und so sicher ist es, daß das Gewissen der Menschheit eines solchen Unterpfandes der Vergebung bedurfte, daß, sobald das Kreuz Christi verdunkelt wurde, wieder blutige Büßungen und willkürliche Opfer an die Stelle traten.

Darin vor allem zeigen uns die Apostel die Vortrefflichkeit des Opfers Jesu, daß es nicht allein von Schuld und Fluch, sondern von der Sünde selbst erlöst und reinigt. Es ist hier kein unverständiges Opfertier, kein armer Sklave, mit einem Worte, kein gewaltsam vergossenes Blut, sondern eine freiwillige Aufopferung, ein Preisgeben des Leibes und Lebens an die Sünde, um eine feindliche Welt zu überwinden durch die Kraft der göttlichen Liebe, und mit diesem Blute eine Gemeinde zu erkaufen, die ihm das Kreuz der Selbstverleugnung und des neuen geistigen Lebens nachträgt. Dadurch erst wird das Blut des Kreuzes unser Friede. Jedes andere Opfer nahm wohl für den Augenblick die Schuld des Sünders weg, aber es nahm nie der Sünde ihre Herrschaft. Doch wo das Bild des Gekreuzigten uns heller vor Augen steht, da schämen wir uns der Sünde, da fließt uns göttliche Kraft zu Kampf und Selbstverleugnung zu, und der Friede Gottes steigt vom Kreuze hernieder in unser Herz, indem wir empfinden, wie lieb Gott die Welt hatte, als er seines einigen Sohnes nicht verschonte, um sie mit sich selbst zu versöhnen; wie lieb Christus seine Schafe hatte, da er als guter Hirt für sie sein Leben ließ.

Und während nun die christlichen Theologen streiten über das Geheimnis der Versöhnung, das die Engel zu schauen begierig sind, und der, der sich selbst weise zu sein dünkt, darüber spottet, gehen die Boten des Friedens aus an die Kranken- und Sterbebetten, in die Zellen der Gefangenen, oder die Höhlen der Unzucht, in den Schlamm der christlichen Gesellschaft und die Finsternis der Heidenwelt mit dem hocherhobenen Panier, das einstmals sicher überwindet, weil es den Menschen mit seinem Gott versöhnt: Friede durch das Blut des Kreuzes.

Aber dieser Friede erstreckt sich noch weiter als auf eine Versöhnung mit Gott. Suchen wir dies Wort des Paulus im Briefe an die Epheser, der den Inhalt des Kolosserbriefes mit anderen Worten wiedergibt, da heißt es: Christus ist unser Friede, der aus beiden eines hat gemacht und hat abgebrochen den Zaun, der dazwischen war . . . daß er beide (Juden und Heiden) versöhnte mit Gott in einem Leibe durch das Kreuz . . . und hat verkündigt im Evangelium den Frieden euch, die ihr ferne waret, und denen, die nahe waren. — So ist das Kreuz auch der Friede zwischen Menschen und Völkern, die Versöhnung der sittlichen Welt ebenso in ihren Gliedern untereinander wie mit Gott, und der Apostel dehnt dies hier so weit aus, daß er alle Dinge nennt, die im Himmel und auf der Erde sind, Menschen und Engel zugleich. Ich glaube nicht, daß es nötig ist, diesen Erguß eines feurigen Glaubens so nach dem Wortlaute zu pressen, daß wir auch an die abgefallenen Engel oder an die Sünde der Himmelsbewohner denken müßten: der Apostel will einfach den Frieden des Gottesreiches, die Vereinigung

von Himmel und Erde ausdrücken, als das erste und letzte Wort des Evangeliums.

Wir alle kennen die schöne Weihnachtserzählung, und seit den Tagen unserer Kindheit klingt uns der Gesang der Engel, das Lieblingslied der Gemeinde in den Ohren: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. — Bei seiner Wanderung durch sein Vaterland wurde denn auch von Jesus dieser Friede auf Erden verkündigt, Versöhnung mit dem Gegner, ein Gebet für den Feind, Wohltat für alle. Insbesondere in dem kleinen Kreise, der ihn umringte, mahnte er nachdrücklich: Habt Friede untereinander! Und noch in der letzten Nacht sprach er: Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt (Mark. 9, 50; Joh. 13, 35). Lieblich ist denn auch das Bild des Friedens, das Morgenrot der christlichen Kirche, in der ersten Gemeinde. Die Scheidemauer ist durch Christi Opfer abgebrochen, kein Religionsgesetz schied hinfort Juden und Griechen; in Christus werden Feinde versöhnt, Fremde werden Brüder, die Reichen wie die Armen, die Herren wie ihre Sklaven. Ein allgemeiner Geist der Versöhnung und Aufopferung durchdringt die erste Muttergemeinde in Jerusalem, und alle, die ihrem Vorbilde folgen. Das prophetische Gesicht Jesaias scheint seiner Erfüllung nahe, das Reich des Friedens und der Gerechtigkeit, in dem der Wolf mit dem Lamme verkehren wird, und der Säugling ruhig spielt am Otternloche, wo man kein Leid noch Schaden mehr tun wird auf dem ganzen Berge der Heiligkeit Gottes.

Es konnte wohl auch nicht anders sein. Diese Versöhnung mit Gott mußte auch die Menschen untereinander versöhnen. Sünde und Lügen schieden vom Paradiese an den Menschen von seinem Gotte; aber Sünde und Lügen scheiden auch Menschen von Menschen und erzeugen bitteren Haß im Herzen. Wo nun die Sünde versöhnt ist durch das Blut des Kreuzes, und die Lügen überwunden durch das Evangelium der Wahrheit, da kehrt auch der Friede zur erlösten Menschheit zurück, und da wird die Zeit vorbereitet, von der geschrieben steht: Sie werden alle eins sein, und Gott alles in allen.

Herrliches Ideal, das aber den Gläubigen mit bitterer Wehmut erfüllt, wenn er die Verwirklichung dieses schönen Bildes in der christlichen Welt sucht. Die Zeiten der blutigen Verfolgung mögen unter uns vorbei sein, aber leider noch nicht die des Hasses und Neides und Streites, ja, des tödlichen Hasses und der blutigen Rachsucht. Oder haben durch das Evangelium des Friedens die Kriege aufgehört, und sind die Schwerter bereits zu Sicheln umgeschmiedet worden? Dieweil in einem Erdteil die Geschütze schweigen, wird in einem anderen die Erde getränkt, ja, überströmt von Bruderblut. Oder haben die Missetaten keine Stätte mehr im Christenlande, wo der Kreuzespfahl nicht mehr vom Blute naß ist? Doch an seine Stelle sind die Zuchthäuser getreten, wo die wütenden Leidenschaften in Ketten gelegt werden, wie der Löwe im Kerker, der seine Art nicht ändert. Oder schweigt der

Streit der Parteien im Staate, der Bürger in der Gesellschaft? Doch noch immer kämpfen Autorität und Freiheit, noch immer üben Fürsten Zwang aus und murren die Völker, noch immer ziehen Mitbürger und Mitchristen einander vor Gericht. Oder wohnt der Friede wenigstens in den Häusern? Aber wie manches Haus ist uneins mit sich selbst! Und doch ist Christus der König des Friedens, und sein Name steht selbst bei Ungläubigen in Ehren. So wird denn nur in seiner Kirche, seiner Gemeinde, unter den Getreuen, die sein Kreuz umringen, dieser Friede wohnen? Doch bei dieser Frage schlagen wir beschämt die Augen nieder. Es liegt eine traurige, entsetzliche Wahrheit in dem alten Sprichworte: Religionshaß — Teufelshaß! Nicht nur, daß die katholische Kirche die Kinder der Reformation haßt und verfolgt, und den Frieden damit stiften will, daß sie alles, was ihr entgegensteht, unterdrückt, zerschmettert, vernichtet, — auch die Protestanten untereinander haben sich schon im Zeitalter der Reformation getrennt, und stehen sich auch in unserer Zeit oft schroff gegenüber. Ja, das schöne Wort des Paulus: Friede durch das Blut des Kreuzes, erweckt uns eine düstere Erinnerung in unserer Seele. Diese Worte wählten einst unsere Väter als Losung für die Missionsgesellschaft, in der sich alle Christen evangelischer Konfession trotz aller Verschiedenheit ihrer Richtungen und Kirchengemeinschaften vereinigen sollten. Mit diesem Panier zog man aus zur Eroberung der Heidenwelt und nannte sich untereinander Brüder. Aber kaum hatte diese Bruderschaft ein halbes Jahrhundert bestanden, da drang auch in sie Streit und Parteisucht ein und haben das Banner des Friedens wiederholt zerrissen. Ist dies, dies alles, die Erfüllung des paulinischen Wortes, und nicht viel eher das, was ein alter Prophet aussprach: Von Friede, Friede reden sie, und es ist doch kein Friede!

Da wir das nicht in Abrede stellen können, lieber Leser, so müssen wir uns wenigstens damit trösten, daß es in Gottes Ratschluß nicht anders geschrieben stand, und auch Jesus selbst es nicht anders erwartet hatte. Bereits über den Frieden, den die Engel bei seiner Geburt verkündigten, fiel ein dunkler Schatten durch die Worte Simeons: Dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler, zu einem Zeichen, dem widersprochen werden wird, zu einem Schwerte für das Mutterherz. Und als nun Jesus als Friedefürst auftrat, und sich von Tausenden umringt sah, die an seinen Lippen hingen, was läßt da auf einmal sein Auge so feucht werden, und breitet einen so tiefen Ernst auf seinem Gesicht aus? Es ist ein Blick in die Zukunft, der ihn in schmerzlichem Tone ausrufen läßt: Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, was wollte ich lieber, denn es brennete schon! Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde! Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert! (Luk. 12, 49 f.; Matth. 10, 34.) — Und daß Jesus nicht nur Verfolgung und Unterdrückung voraussah, Krieg über sein Vaterland und die Verwüstung Jerusalems, sondern auch über seine Gemeinde selbst Unruhe und Streit und Sünde,

geht aus dem schönen Gleichnisse vom Unkraut hervor, wo der Sohn des Menschen bei Tage sät, und der Fürst der Finsternis bei Nacht, und beider Gewächs zusammen aufgeht und wächst bis zum Tage der Ernte.

Und hier liegt nun die Lösung des großen Rätsels: ein Friede, der nur noch mehr Streit erregt, ein Friede sogar, den Jesu Gemeinde nicht bewahren konnte. Der Böse sät das Unkraut, und es ist vom Weizen nicht zu unterscheiden; nicht nur Feindschaft gegen Christen, sondern auch unter Christen, oder wenigstens unter solchen, die den Christennamen tragen. Denn wie Paulus sagt: Es sind nicht alle Israeliter, die von Israel sind, so können auch wir, ohne jemanden zu richten, getrost versichern, daß nicht alle die Christen sind, die Christen heißen. Für viele ist das Kreuz nichts weiter, als ein Zeichen ihrer Herkunft, ein Wappen ihres Geschlechts. Sie sind Christen, weil sie keine Juden sind, Protestanten, weil sie keine Katholiken sind. Für andere ist das Kreuz sogar eine Parteilosung und damit eine Waffe, um den Bruder zu verwunden; denn das Schwert des Petrus wiegt leichter, als die Dornenkrone seines Meisters. Nur die kleinste Zahl derer, die ihren Namen von Christus führen, sind wirklich Kinder der Wahrheit und des Friedens, mit Gott und Menschen versöhnt durch das Blut des Kreuzes, und selbst in ihnen hausen noch immer Hochmut und Leidenschaft, die den Frieden so oft stören in dieser Welt.

Doch nun wenden wir unsere Blicke auch zum Gegenbilde hin und betrachten die Lichtseite der neueren Zeit. Wo findet man im Altertume eine Gemeinschaft der Völker, wie sie Christus gestiftet hat? Wo sind in der Heidenwelt die Anstalten der Liebe, und die Werke jenes Friedens, die unter uns von Christi Geiste Zeugnis geben? Und auch in unserer Mitte, wie mancher Streit wird beigelegt im Abendmahle, durch das Blut des Kreuzes; wie manche Familie ist unter uns, in der Christi Friede wohnt, wie manches edle Gemüt, das zu dulden, zu ertragen, zu vergeben weiß! Seht, liebe Leser, dies vor allem tröstet uns: das Kriegsgeschrei dröhnt in der Ferne, aber sanft erklingt das Friedenslied; wild entbrennt der Streit, aber die Versöhnung greift hinein ins verborgene Leben. Für Gott sind die Söhne und Töchter des Friedens offenbar, und sie sind vielleicht viel zahlreicher, als wir vermuten. Das ist die Gemeinde, die Christus sich erkauft hat mit dem Blute seines Kreuzes.

Meine darum niemand, daß er schon zu der Schar der Erlösten gehöre, wenn er nur mit einstimmt in das Friedenslied der Engel oder sich zum Evangelium des Friedens bekennt, selbst nicht, wenn er mit Tränen, Seufzer und Gebeten den Frieden für sein geängstetes Gewissen sucht. Nein, wir müssen auch kämpfen, auch bereit sein zu opfern, zu vergeben, um des Friedens willen lieben, wie Christus selbst es für uns getan hat. Das siebzig mal siebenmal Vergeben, das unermüdliche Wohltuen und Segnen müssen wir erst gelernt haben, ehe wir vollkommen ruhen können in der Gnade Gottes. Und Zeiten des Streites und der Entfremdung, der Bitterkeit gegen Menschen und der Unruhe

in unserm Kreise, das sind alles Proben, die der Herr mit uns vornimmt, ob wir auch wahre Bürger des Himmelreiches sind, über dessen Pforte die Inschrift steht: Selig sind die geistlich Armen und die reinen Herzens sind, selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gott schauen und Gottes Kinder heißen.

Friede durch das Blut an seinem Kreuze — hat die Welt dies nötig in ihrer Feindschaft mit Gott, die Menschheit, in ihrem Streite unter sich, du und ich, lieber Leser? Wir bedürfen seiner auch für unser eigenes Herz. Darum ruft auch Paulus wiederholt den Kolossern zu, daß sie nun auch versöhnt sind, beseelt von der Hoffnung des Evangeliums, eingewurzelt, erbaut, lebendig gemacht in Christus.

O, wie unruhig das Herz klopfen kann, jetzt in jagenden Pulsen, die uns ermatten und erschöpfen, und dann wieder so leise und matt, daß uns der Atem fast ausgeht. Woher kommt diese ewige Unruhe in uns, dieses Gejagtsein und die Ermüdung, dieser Kleinmut und diese Leidenschaft, diese endlosen Begierden und dies ewige Kämpfen mit uns selbst? Der eine klagt: Das Geschick verfolgt mich, einem anderen glückt alles, und mir schlägt alles fehl. Es kann sein, lieber Bruder. Aber wenn dir alles günstig wäre, hättest du dann vollkommen Ruhe? Der andere sagt: Ich möchte wohl gern Frieden haben, wenn nur die Menschen mich in Ruhe ließen, aber es gibt ja keinen Verlaß, keine Ehrlichkeit, keine Liebe mehr. Ist das so, nun dann sind solche Tugenden auch bei dir nicht mehr vorhanden. Oder willst du in der ganzen Menschheit eine Ausnahme sein, der einzige Heilige in einer Welt von Sündern? — Und noch tiefer nagt der Wurm am Herzen. Wenn man nur die eine Sünde vergessen könnte, das eine Unrecht wieder gut machen, seine Rechnung mit Gott begleichen könnte! Als ob diese Rechnung je anders als durch einen unglückseligen Selbstbetrug beglichen erscheinen könnte! Oder wenn man nur auf den Glauben, der sich so leicht bekennen läßt, in der Zeit der Not vertrauen, und darin auf sich selbst rechnen könnte! Aber wer wird bauen auf Wüstensand und ruhen in der Brandung? — So ist Unruhe hier und Unruhe da, außer uns und in uns. Nun gut, mein Lieber, du gehst der Ruhe entgegen. Die Toten leiden nicht mehr, sie streiten sich nicht mehr, sie sündigen nicht mehr. Ermüdet vom Kampfe des Lebens ruht der Gestorbene im Grabe . . . Aber mit diesem Troste finden wir keinen Anklang. Nein, der Kampf des Lebens macht zwar müde, aber diese Ruhe begehrt man nicht. Der Gedanke an sie schafft nur neue Unruhe. Weg mit dem Tode! . . . Doch er kehrt sich nicht daran, und kommt näher, langsam, unmerklich mit leisem, aber festem Schritte, immer näher. Vergebens lehnt sich der Kranke dagegen auf, weil er erst noch etwas zu beschicken habe. Vergebens sucht der Alte seine Jahre hinwegzutäuschen, bis er wenigstens ruhmvoll scheiden könne. Den Ärzten wird erst noch viel Gut geopfert, die Mittel, um alt zu werden, werden teuer bezahlt, der Tod wird noch zehn Jahre, Monate oder Wochen hinausgeschoben. Und das alles, um die Unruhe des Lebens noch zu verlängern, weil das

Herz, das hier keinen Frieden fand, durch den Tod noch weniger befriedigt wird.

Und doch brauchen wir diesen Frieden des Herzens, und das gestörte Gleichgewicht des inneren Lebens sucht sich auf diese oder jene Weise wieder herzustellen. Doch wie? Siehe selbst! Besuche die Stätten des öffentlichen Vergnügens, des geselligen Verkehrs, steige von den glänzenden Festen der Reichen herab in den schmutzigen Krug der Bettler. Wie sind alle diese Menschen so fröhlich und glücklich! Welcher Genuß liegt in diesem Weine und in diesem Tranke! Doch nein, ihr wißt es wohl besser, auf diese Weise vergißt man wohl seinen Verdruß, betäubt man seine Sorgen, spottet man die Unruhe des Lebens weg. Es ist wie das Schlafpulver, wonach die bebende Hand des Kranken auf dem Krankentischchen greift. Es betäubt die Pein; nun schläft er und träumt, aber wie erwacht er? . . . Jüngling und Jungfrau, in deren Herzen es noch so heftig klopfen kann, ach, meint doch nicht, daß in der Erholung und Zerstreuung der Friede des Herzens liegt — es ist ein Friede ohne Gott.

Aber darin suchen es diejenigen auch nicht, deren Herzen brennt vor Wissensdurst, deren Friede am meisten gestört wird durch die Rätsel, die sie nicht zu lösen wissen. Das menschliche Denken ist ein Suchen nach Einheit, und das Forschen der Weisen war von altersher ein Versuch, für den gestörten Frieden des Gemütes Ruhe zu finden. Wie manch einer grübelt und sucht noch Tag für Tag, liest oder schreibt bis tief in die Nacht, um Wissen und Kenntnisse zu sammeln; weniger um dieser Kenntnisse selbst willen, als deshalb, weil er zum Frieden mit sich selbst kommen will, zum Frieden mit der Welt und mit Gott. Und manch anderer, der es so gern auch tun möchte, aber der durch das Leben fortgejagt wird, hält sich für tief unglücklich, weil er die großen Streitfragen der Zeit unmöglich gründlich untersuchen kann. Wenn ich nur das wissen und dieses beurteilen könnte, wenn ich nur an der Quelle der Wissenschaft selbst trinken könnte! So seufzt er. Und meint ihr, daß er dann Ruhe haben würde, liebe Leser? O, die Wissenschaft ist eine schöne, eine herrliche Sache. Der Weise, sagt der Prediger, hat Augen im Kopfe, und der Tor wandelt in der Finsternis. Aber wenn es wahr ist, was auch die Weisen unserer Zeit sagen, daß bei den wichtigsten Fragen des Lebens — den Fragen nach Gott und der Regierung der Welt, nach der Ewigkeit und unserm zukünftigen Sein — die Wissenschaft uns vor eine verschlossene eiserne Türe stellt, zu der sie uns den Schlüssel nicht geben kann: sollte dann ein Leben des Studiums und der Forschung euch den wahren Frieden bringen können?

Siehe, da wird uns ein anderer Friede angekündigt. Wie lieblich, sagt der Evangelist unter den Propheten, sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen. Und Jesus selbst sagt, nachdem er das Evangelium des Friedens verkündigt hat und zu seinen Jüngern zurückkehrte: Meinen Frieden

gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch, nicht gebe ich ihn, wie die Welt gibt. Daher der apostolische Friedenswunsch: Der Friede Gottes sei mit euch. Der Herr des Friedens gebe euch Frieden allenthalben und auf allerlei Weise. Daher auch ihr Rühmen in der Verfolgung, ihr Bauen auf den Frieden Gottes, der höher ist, als alle Vernunft begreift; der Friede durch das Blut des Kreuzes.

Es schrecke euch nicht ab, liebe Leser, wenn dies Evangelium des Friedens im Anfange eure Unruhe nur noch größer zu machen scheint, indem es euch von Sünde, von Tod und Gericht redet und euch erniedrigt vor euch selbst und vor Gott. Muß nicht der Arzt erst Schmerzen machen, ehe er heilt? Wird nicht der Kopf vom Lernen, werden nicht die Glieder von der Arbeit, die Füße vom Laufen müde? Tut nicht das Licht den Augen wehe, wenn wir aus der Finsternis kommen, und wird nicht selbst vom Troste das Auge des Leidenden feucht? Christus am Kreuze stellt das wahre Verhältnis des Menschen zu Gott wieder her, indem er die Wurzel aller Unruhe in der Sünde finden läßt, in der Sünde, die den Himmel von der Erde verbannt hat und den Frieden aus unserem Gemüte. — Christus am Kreuze ist uns das unvergängliche Sinnbild der göttlichen Gnade und dadurch der Mittelpunkt der Weltgeschichte, der Wendepunkt in der Geschichte des Sünders, dessen zerschlagenes Herz die Nähe Gottes am deutlichsten empfindet. — Christus am Kreuze versöhnt den Gläubigen mit seinem Lose, da selbst der Gerechte so viel leiden muß, und darum der Sünder um so mehr Demut und Gehorsam im Leiden lernen muß und ein unbegrenztes Vertrauen zu Gottes Vaterliebe, der nie plagt, um zu plagen. Von Christi Kreuz her richten wir getroster unsere Blicke auf die unruhige Welt und können ihr Unrecht und ihre Schmach leichter ertragen, indem wir mit unserem Erlöser bitten: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Und wenn der Tod immer näher herankommt, und endlich an unser Bett tritt, steht zwischen uns und ihm der Christus in all seiner göttlichen Größe, der noch am Kreuze von einem Paradiese spricht, und legt uns das letzte Friedenswort auf die Lippen: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.

Und das alles ist nicht eine logische Schlußfolgerung oder rednerische Phrase, nicht ein Ideal dessen, was möglich ist, oder eigentlich so sein müßte — nein, es wird keine Medizin angepriesen und noch viel weniger durch Klügelei erfunden: am Krankenbett wird es erkannt. So ist es auch mit dem Frieden durch das Blut des Kreuzes. Nicht im Parlamentssaale oder auf dem Schlachtfelde dürft ihr ihn suchen, nicht in den Lehrsätzen der Theologen oder im Streite der Philosophen. Die Welt, die Gesellschaft, die Gemeinde selbst, sie alle tragen den christlichen Namen zwar, sind aber noch zu wenig vom Geiste des Gekreuzigten durchdrungen, um ein lebendiges Bild seines Friedens zu sein. Nein, aber um diesen Frieden zu schauen, müßtet ihr mit uns gehen in die Stille des häuslichen Lebens, in die Hinterkammer, wo bei einer düsteren Aussicht auf die Dächer eine fromme Alte ihr

Leben überdenkt und Gott für alle ihre Leiden dankt; müßtet uns begleiten zu der schwergeprüften Dulderin, die ihren Trost darin findet, andere zu trösten und wohlzutun; in die Familie, wo der Herr seinen Segen walten läßt, weil Liebe dort wohnt, oder auch zu dem Weißgewordenen, dessen greises Haupt ermüdet auf die Brust herabsinkt nach einem Leben, das der Forschung und dem Denken geweiht war, der nun aber den matten Blick zu dem Kreuze emporhebt, zum Ruhepunkte seines Alters; oder müßt mit uns gehen ins Siechenhaus an das schlichte Bett des Sterbenden, der nach einem unruhigen und sündigen Leben hier das Haupt unter Fremden niederlegt, aber in seinen letzten Tagen mit Gott versöhnt durch das Blut des Kreuzes.

Daß nur auch unter uns das Kreuz Christi nicht zunichte werde, denn das Wort vom Kreuze ist eine Torheit denen, die verloren werden, denen aber, die selig werden, ist es eine Gotteskraft (1. Kor. 1, 17. 18.). Und das Kreuz wird zunichte, wenn uns der Sterbende auf Golgatha nicht mehr ist als ein Märtyrer, den wir bewundern, verehren, aber in dem unser armes Herz und unser schuldiges Gewissen keine Ruhe und keinen Frieden findet. Möge Gott diesen Frieden durch das Blut des Kreuzes, einen Frieden, durch Kampf erworben, in unsere Herzen ausgießen durch seinen heiligen Geist! Wer ihn in sich trägt, wird auch Frieden säen um sich her. Denn wie das Licht, das an der Sonne entzündet ist, eine Sonne im kleinen wird, so muß auch der Friede im Blute des Kreuzes auf Erden durchdringen und allen Widerspruch verstummen machen, nicht durch Gewalt und Zorn, nicht durch das Gesetz oder durch die Wissenschaft, sondern durch den Frieden, der davon ausgeht, von jedem wahren Christen und vor allem vom Evangelium, als dem Worte Gottes. So erhebe sich das Kreuz auf jedem Hügel und werde aufgerichtet in jedem Kämmerlein! So dringe es auf das Schlachtfeld zwischen die streitenden Heere hinein und in die christliche Kirche zwischen die streitenden Parteien! So spreche es auch zu unserem Herzen vom Frieden bis zu unserem Sterbebette und verkündige über die ganze Welt hin Frieden denen, die nahe, und denen, die ferne sind, bis einst die Sterbestunde der ganzen Menschheit schlagen wird und — der Herr kommt.

———*———

IX

Die Auferstehung

Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich.

1. Kor. 15, 14.

In der griechisch-russischen Kirche herrscht ein eigenartiger Brauch. Wer da am Ostermorgen dem andern zuerst begegnet, ruft ihm statt des gewöhnlichen Morgengrußes die Worte zu: „Der Herr ist auferstanden!" und der Gegengruß dazu lautet: „Ja, er ist wahrhaftig auferstanden." — Man erzählt, ein Vorübergehender habe einmal einen auf Posten stehenden Soldaten mit diesen Worten begrüßt, allein dieser schüttelte den Kopf; und als der andere noch einmal wiederholte: „Der Herr ist auferstanden!" gab der Soldat nur zur Antwort: „Ich bin Israelit."

So war es, abgesehen von der äußeren Form, früher auch bei uns. Während der Frühling die Natur wieder aufleben ließ, hüllten sich Katholiken und Protestanten in ihre Festgewänder; nach dem Palmsonntage, dem Karfreitage und dem stillen Sonnabend wurde das Osterfest eingeläutet, und die Wände der Kirchen hallten wieder von dem Jubelrufe: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden! Denn das ganze Christenvolk feierte das Fest der Auferstehung, und nur die unter uns lebenden Juden murmelten — leise genug, um diesen Festton nicht zu stören —: „Er ist doch nicht auferstanden!" Und die Verständigen unter den Christen haßten darum diese morgenländischen Exulanten nicht, denn für ihre Lippen würde unser Osterlied eine Verleugnung von fünfzig Vorfahrengeschlechtern bedeuten, die auch nicht daran glaubten, und die von seiten der Christen genug zu ertragen hatten, um ihren Kindern den Haß gegen Christus von früh an einzuflößen. Mit dem einzigen Worte: „Jesus ist auferstanden!" verläßt der Jude für immer Vater und Mutter, die Hoffnung seines Volkes und das Ergebnis der Ausdauer so vieler Jahrhunderte — wir wundern uns darum nicht, daß auf Israels Herz eine Decke liegt, bis der Herr kommt.

Dann kann das auch unsere Osterfreude durchaus nicht stören. Mißtönend aber schallt mannigfach aus dem eigenen Lager der Ruf: Christus ist nicht wahrhaftig auferstanden! Und was nützt es dann, wenn man sich selbst zu dem Jubelrufe stimmt: Jesus lebt! Tröste die Betrübten mit diesem Troste; sprich ihn aus an jedem Grabe; sage von den Frommen: Sie leben alle ihrem Gott! — aber singe nicht mit

der falschen Begeisterung jemandes, der mit Gewalt fröhlich sein will, Festlieder in einem Sterbehause.

Aber was hat sich denn nur inzwischen so verändert? Ist die alte Geschichte eine andere geworden? Oder, da dies unmöglich ist, wurde dann vielleicht ein altes, echtes Dokument ausgegraben, der Beweis, daß sich die Geschichtsschreiber über achtzehnhundert Jahre lang irrten? Ist etwa ein fünftes Evangelium, das von der Auferstehung nichts weiß, entdeckt worden? Oder haben die Juden das Argument ihrer Väter wieder aufgenommen und nun endlich einen zweiten „Betrug" ans Licht gebracht, der noch schlimmer ist als der erste, den sie entdeckt zu haben meinten?, oder haben sie das wohlverschlossene Grab Jesu, des Nazarethaners, nachgewiesen? — Nichts von alledem! Es ist ganz einfach, wie Paulus an die Korinther schrieb: Einige unter euch sagen, daß keine Auferstehung der Toten sei.

Also ist diese Leugnung nichts Neues, selbst in der christlichen Gemeinde nicht? — denn es sind Christen, nicht Juden oder Heiden, an die Paulus schreibt. — O, nein, auch in dieser Hinsicht gibt es nichts Neues unter der Sonne, wenn sich auch das Alte in ein neues Kleid hüllt. Die Predigt des Paulus, die stets vom Kreuze und von der Auferstehung ausging, gab oft Ärgernis durch das Kreuz, und reizte durch die Auferstehung die Spottlust. Als er auf dem Areopag sprach, hörten ihm die Athener mit Vergnügen zu bis zu dem Worte: Gott wird richten den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, den er von den Toten auferweckt hat. Da aber erhob sich plötzlich ein lautes Lachen; das war ihnen doch gar zu töricht: „von den Toten auferweckt"! Ebenso war es, als sich der Apostel später vor dem Landvogte und dem Könige verantwortete. Da bemerkte er ein Lächeln auf dem Gesicht des Festus oder bei den Hofleuten Agrippas, als er von der Hoffnung der Väter sprach, und er fragte plötzlich in ernstem Tone: „Warum wird das für unglaublich bei euch geachtet, daß Gott Tote auferweckt?" Und in der christlichen Gemeinde selbst mußte Paulus, abgesehen davon, daß er sich in Korinth und Thessalonich mit denen auseinander zu setzen hatte, die über die Toten trauerten als solche, die keine Hoffnung hatten, noch in seinem letzten Briefe an Timotheus vor den beiden Irrlehrern warnen, welche lehrten, die Auferstehung der Toten sei bereits erfolgt, sie müsse sinnbildlich oder geistig aufgefaßt werden, und warnend ruft er mit bebenden Lippen seinem jungen Freunde zu: „Halt im Gedächtnis Jesum Christum, der auferstanden ist von den Toten."

Im allgemeinen denkt man sich die ersten Christengemeinden viel zu ideal, man sieht in ihnen ein Ideal, das es nie gegeben hat. Unkraut unter dem Weizen, das ist die Regel, von dem Kreise der Zwölf an, bis zu dem letzten Geschlechte, das Christum auf Erden bekennen wird. Man darf das Wort nicht allzu buchstäblich verstehen: das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden. In dem Maße verändert sich der Mensch nie, daß alle Spuren seines früheren Lebens verschwinden. Da saßen in der Versammlung der Gemeinde bekehrte Pharisäer,

die zwar Jesum als den Christus angenommen, damit aber ihre Anhänglichkeit an Gesetz und Überlieferung nicht aufgegeben hatten, so wenig wie ihre Erwartung einer fleischlichen Auferstehung und eines irdischen Messiasreiches. Und ihnen gegenüber saßen auch einige Sadduzäer, die gewohnt waren, diese Erwartung lächerlich zu machen. Von den Heiden war neben einer Menge ungelehrten und ungläubigen Volkes auch der zweifelnde Philosoph und der leichtsinnige Freidenker dem neuen Glauben beigetreten. Und in Korinth, der Stadt des Luxus und des Handels, wo allerlei Lebensanschauungen und Sitten einander begegneten und sich kreuzten, gab vielleicht gerade die streng jüdische oder Petruspartei Veranlassung, daß für diejenigen, die der Erkenntnis einen großen Wert beimaßen, selbst ein Paulus oder Apollos noch nicht erleuchtet genug waren, und daß jene öffentlich erklärten: Wir glauben etwas derartiges nicht; es gibt keine Auferstehung.

Es ist nicht völlig ausgemacht, ob diese Ungläubigen in der korinthischen Gemeinde bereits so weit gingen, die Auferstehung Jesu zu leugnen. Wenigstens beruft sich Paulus ihnen gegenüber noch darauf. Aber weit waren sie davon doch nicht entfernt. Ihr Unglaube versteifte sich, wie überall und auch heute noch, auf das Prinzip, nichts für sicher und ausgemacht anzunehmen, was sie nicht verstandesmäßig begreifen konnten, was nicht mit ihrer Natur- und Weltanschauung übereinstimmte. „Wie ist so etwas möglich?" fragten sie, „mit welchem Leibe werden die Toten erscheinen, wenn sie auferstehen?" — Und sie hatten jener pharisäischen, grob sinnlichen Vorstellung gegenüber so unrecht eben nicht. Die Wahrheit leidet den größten Schaden durch ihre ungeschickten Verteidiger. Aber Paulus beantwortet ihre Frage mit dem Hinweise auf den Acker, worin die Saat erstirbt, um herrlicher wieder daraus zu erstehen.

Allein, davon reden wir jetzt nicht. Bevor Paulus die Auferstehung der Toten im allgemeinen zu erklären sucht, so weit das überhaupt möglich ist, legt er für ihre Gewißheit Zeugnis ab. „Was besteht, das ist auch möglich, und was geschieht, das kann auch geschehen," sagt eine alte Regel. So auch hier. Ist Jesus auferweckt als der Erstling der Entschlafenen, dann folgt auch auf die Erstlinge die Ernte. Aber gibt es keine Auferstehung der Toten, und ist sie nicht möglich, so ist auch Christus nicht auferweckt, und wenn Christus nicht auferweckt ist, dann ist unsere Predigt eitel, und auch euer Glaube ist eitel.

Paulus setzt viel, ja, er setzt alles aufs Spiel, um die Unentbehrlichkeit der Auferstehung Jesu, den Kern und das Wesen seines Evangeliums, fest zu halten und so auf ihre Gewißheit das höchste Gewicht zu legen, ihre Seligkeit für die Gläubigen über alles zu stellen. Wir lassen uns hierin von seiner Hand leiten, fassen aber dabei nur die Umstände unserer Zeit ins Auge, wie er es mit den Umständen seiner Zeit tat.

Ist Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, schreibt Paulus; wir würden aber auch erfunden, falsche Zeugen Gottes

zu sein, daß wir wider Gott gezeugt hätten, er hätte Christum auferweckt. — Aber auch euer Glaube ist dann eitel, denn ihr seid dann noch in euern Sünden, und auch die in Christo entschlafen sind, sind verloren.

Ohne Bedenken rechnen wir noch Christi Auferstehung zum Evangelium, wenn auch viele, die sich früher ohne sie kein Christentum denken konnten, zu der Meinung gelangt sind, daß von einer geschichtlichen Tatsache, die bereits vor so vielen Jahren geschehen, und die einer so verschiedenen Auffassung fähig sei, unser religiöser Glaube nicht abhängig sein könne. Und nachdem man einmal die Auferstehung Jesu ins Gebiet des Zweifelhaften gezogen hat, wobei man die Wahl besitzt, anzunehmen oder zu verwerfen, ohne sein Christentum davon berühren zu lassen, gibt man diesen Glauben allzu leicht auf, und es gilt geradezu als intolerant, noch daran festzuhalten und in diesem Punkte so exklusiv zu sein, — so exklusiv wie Paulus.

Paulus, der liberale Mann seiner Zeit, dem man nicht nur von seiten des orthodoxen Judentumes fluchte, sondern dem auch die Christen mit Mißtrauen begegneten; Paulus, der Apostel des gebildeten Europa und der Vater der christlichen Theologie — er läßt doch sonst einen Petrus und einen Apollos, und wer es sonst wollte, nach eigenem Ermessen, jeden auf seine Weise, auf dem einigen Grunde weiterbauen, aber in diesem Punkte läßt er keine Meinungsverschiedenheit zu, weil es eben das Fundament selbst betrifft. Ist Christus nicht auferweckt, dann ist unsere Predigt eitel, und ebenso eitel auch euer Glaube, der darauf gebaut ist.

Es wird allgemein zugegeben, daß die christliche Kirche auf dem Glauben an Jesu Auferstehung von den Toten gestiftet worden ist. Diese Kirche ruhte auf der Erkenntnis der göttlichen Sendung Jesu. Bei den Juden: Gott hat diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christ gemacht. Bei den Heiden: Gott hat einen Mann gesetzt, durch den er den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit richten wird, und hat es für jedermann glaubhaft gemacht dadurch, daß er ihn von den Toten auferweckte. Eine Erzählung von einer wunderbaren Geburt Jesu finden wir nirgends als Beweis angeführt, sie gehörte nicht zum apostolischen Zeugnisse. Selbst seine Wunder und Zeichen, die man wohl auch einem falschen Propheten zugetraut hätte, treten dabei in den Hintergrund. Seine Himmelfahrt wird nur beiläufig erwähnt, — aber nicht so seine Auferstehung. Was die Juden verlangen, ein irdisches Messiasreich mit Zeichen vom Himmel, konnte durch Art und Wesen des Himmelreiches nicht gegeben werden. Der Hohe Rat hat ihn, der sich noch ohnedies Messias und Gottes Sohn zu nennen wagte, zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde vollstreckt. Was ist ihm gegenüber zustellen? Die Freisprache des Himmels: durch die Auferstehung von den Toten hat er kräftig erwiesen, daß er Gottes Sohn ist. Gott hat den großen Hirten der Schafe, unsern Herrn Jesum Christum, durch das Blut des neuen und ewigen Testamentes von den Toten

ausgeführt. Damit ist auch das zur vollen Wahrheit geworden, was sonst als eitle Selbstvermessenheit erscheinen könnte: „Niemand nimmt mein Leben von mir, sondern ich lasse es von mir selber. Ich habe es Macht, zu lassen, und habe es Macht, wieder zu nehmen." Dieses „Lassen" als ein freiwilliges Opfern, wird nun erst ein Gehorsamsein bis zum Tode des Kreuzes, ein Tragen der Sünde, um die Seinen davon zu erlösen. Darum sagt auch Paulus, sie seien noch in ihren Sünden, wenn Christus nicht auferweckt wäre. Und nicht nur von der Sünde, sondern auch vom Tode erlöst er, da er in seinem Sterben und Auferstehen den Tod überwunden und Leben und unsterbliches Wesen ans Licht gebracht hat, und der Erstling geworden ist von denen, die da schlafen, so daß der Apostel bei dem Gedanken an die Möglichkeit, sich darin zu irren, ausruft: Hofften wir allein in diesem Leben auf Christus, so wären wir die elendsten von allen Menschen, die Welt verleugnend und in der Welt unterdrückt und verfolgt, ohne Gewißheit des ewigen Lebens, zu dem Christus die heftigste Begierde in uns erweckt hat.

Daher kam es, daß alles übrige demgegenüber in den Hintergrund trat, und daß Petrus bei der Wahl eines Jüngers keine andere Bedingung stellte, als daß er ein Zeuge der Auferstehung Jesu sein müsse. Mit diesem Zeugnis haben die Apostel die Juden zum Schweigen gebracht, und die Heiden überzeugt. Auf dieses Zeugnis hin sind die Märtyrer der ersten drei Jahrhunderte fröhlich dem Tode entgegengegangen. Auf diesem Steine, den die Bauleute verwarfen, aber den Gott zum Eckstein werden ließ, ist die christliche Kirche erbaut und hat sich unter hundert verschiedenen Namen und Formen über achtzehnhundert Jahre lang erhalten. Und sollte sie jetzt auf diesen Glauben verzichten? Sollte dies nicht, wie man immer gemeint hat, ein festes Fundament Gottes sein, sondern bloß eine hölzerne Stütze, die wieder entfernt wird, wenn das Gebäude fertig ist?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns erst über eine andere klar werden: Was ist das Christentum? Ist es bloß eine Entdeckung oder Offenbarung religiöser Wahrheiten, die hinreichende Gewißheit in sich selbst haben, so daß sie auch unabhängig von dieser ersten Offenbarung fest stehen, wie z. B. die Geometrie auch ohne Euklid bestehen kann, und die Technik ohne Archimedes? Ja, dann ist auch kein selbst noch so wichtiges Ereignis zur Bestätigung dieser religiösen Wahrheit nötig. Streng genommen, kann es sie gar nicht einmal bestätigen, höchstens sie lehren. Das ist dann auch die notwendige Folgerung aus dem „nicht mehr auf Autorität hin glauben" gewesen. Das Christentum ist auf diese Weise nicht die einzig wahre, vom Himmel geoffenbarte Religion, sondern die Philosophie der Religion, und aller Unterschied zwischen Natur und Offenbarung ist dann von selbst aufgehoben. So wurde mit Christi Auferstehung nichts verloren, und man setzte neben die Stelle, auf die wir so großen Wert legen, einfach die Bemerkung: Hierin hat Paulus geirrt.

Aber so macht man dann auch aus Christentum und Evangelium etwas ganz anderes, als es ursprünglich ist; man behält den Namen und gibt die Sache selbst verloren. Ich will damit nicht sagen, daß von denen, die Christi Auferstehung leugnen, nicht sehr vieles, was christlich und was gut ist, gelehrt und geglaubt werde, daß sich nicht unter ihnen viele achtungswerte Leute befinden. Ich will ihnen nicht einmal den Anspruch auf den Christennamen bestreiten; sie verdienen ihn vielleicht eher, als manch einer, der nie die Tatsachen des Evangeliums in Zweifel zog. Aber das alles nimmt nicht weg, daß ihr Christentum gebrechlich und unbeständig sein kann, da das Evangelium vom ersten Tage an etwas anderes gewesen ist: eine frohe Botschaft, auf die Gott durch die Auferstehung seines Sohnes das Siegel gesetzt hat; und der Glaube der ersten Christen „ein Glaube an Jesus als den Christus, den Gott von den Toten auferweckt hat."

Stellen wir uns einmal vor, Paulus käme zum ersten Male zu uns, wie er tatsächlich noch zum ersten Male kommt zu den gebildeten Völkern Indiens, Chinas und Japans, denen es an philosophischer Religions- und Weltanschauung wahrlich auch nicht fehlt. Was würde Paulus zu der jetzt in der Wissenschaft herrschenden Richtung sagen? Und was würde sie ihm zu sagen haben? Würden sie auf sein Wort hin Christen werden, sie, die es jetzt sind, weil sie es nun einmal sind? Würde er mit einem Glauben zufrieden sein, der seine heiligste Überzeugung als eine Sinnestäuschung, seine Unterscheidung von Glauben und Unglauben als exklusiv und veraltet verurteilt, und ihm die Gnade Gottes und das ewige Leben aus dem Menschen und nicht aus Christus bewiese? O, mich dünkt, er würde auf die Karte des christlichen Europa hinweisen und fragen: Ist das alles euer Werk, oder das meine? Die Frucht der Weisheit dieser Welt, oder die der törichten Predigt? So sehet denn zu, daß niemand euch eure Krone raube, und laßt euch nicht von allerlei Wind der Lehre irremachen.

Und diesem Bilde stelle ich noch ein anderes gegenüber. Ich habe ein festes Vertrauen auf die Zukunft, denn die Zukunft ist Gottes Rat, der sich vor unseren Augen entrollt, die Wahrheit Gottes, die einst sicher überwindet. Aber ich will einmal einen Augenblick mit den Ängstlichen und Unsichergewordenen unserer Zeit als möglich annehmen, daß das moderne Bewußtsein das alte Christentum überwinden müsse, und daß man es nur dann retten könne, wenn man die Tatsache der Auferstehung Jesu mit so vielen anderen aufgibt. Was wird die Folge davon sein? Ja, es muß in der Regel erst manches Geschlecht vorübergehen, ehe die letzten Spuren einer früheren Weltperiode verschwinden. Drei Jahrhunderte lang hat das Christentum gekämpft, ehe es das Heidentum überwand, und noch tausend weitere Jahre, ehe es seine Spuren — und noch nicht einmal die allerletzten — ausgewischt hatte. So würde unser Christenvolk noch lange die Frucht des Väterglaubens bewahren wie der Baum, der, inwendig bereits verfaulend, noch immer blüht und Früchte trägt, vermöge seines Rinden-

lebens. Allein, je nachdem der Naturalismus mit all seinen Folgerungen durchdringt, wird es doch mehr und mehr unmöglich werden, das Bild Christi höher zu stellen, als das anderer großen Männer. Und sobald nun der Christ mit dem gebildeten Juden in Jesus von Nazareth nur den weisen Rabbi sieht, der das Opfer der Beschränktheit seiner Zeit wurde, wird er natürlich auch dieses Bild aus etwas größerer Nähe betrachten und Flecken darauf finden — oder sind solche nicht auf jedem Menschenbilde zu finden? — „Eigentlich war dieser Jesus doch etwas schwärmerisch erregt, seine Anschauung einseitig, seine Lehre nicht praktisch genug; und sein Tod — nun ja, sein Verhalten dabei ist ja edel, aber diese Märtyrerkrone war doch etwas gesucht, seine Erwartung eines Wiederauflebens und Kommens in den Wolken war doch eitel Phantasie. Und seine Apostel waren Leute von ganz guter Gesinnung, standen aber doch nicht auf der Höhe ihrer Zeit, geschweige denn auf der Höhe der unsrigen. Und die kirchlichen Formen, die sie einrichteten, der Sonntag, den eine vermeintliche Auferstehung heiligte, das Osterfest, bei dem man darüber jauchzt — nun ja, man schafft solche alte Gebräuche nicht ab, aber . . ."

Und was soll dann der christliche Glaube und die christliche Wahrheit noch sein? Was ist dann das christliche Leben und Sterben unseres Volkes? Was wird der Vater seinem Kinde antworten, wenn es ihn fragt: „Was ist das für ein Fest?" Oder beim Lesen des Evangeliums: „Ist denn nun das alles wahr, oder ist es nicht wahr? Und wenn es nicht wahr ist, was ist dann die Wahrheit?" Nein, ich glaube wohl, daß es in der Christenheit solche geben kann, die Christi Auferstehung leugnen, ohne daß durch sie die Kirche in Gefahr kommt, aber daß die Christenheit selbst diesen Glauben entbehren könnte, und doch Christus und das Evangelium zu behalten vermöchte — davon vermag ich mich nach allen Erfahrungen, die vorliegen, nicht zu überzeugen.

Allein die Unentbehrlichkeit dieses Glaubens bietet noch keinen Beweis für seine Gewißheit. „Könnt ihr ihn nicht entbehren," so sagt man uns, „nun gut, so behaltet euern Glauben, wir wollen ihn euch auch nicht ausreden, aber uns lehrt die Wissenschaft etwas anderes." Als ob der denkende Mensch einen Glauben annehmen, behalten oder aufgeben könnte ganz nach seinem Belieben, wie ein alter Mann die Kleidung seiner Zeit weiter trägt, weil er eben alt ist! Die Wahrheit muß geglaubt werden, weil sie wahr, nicht weil sie neu oder alt, bequem oder verlockend ist. Ist Christus nicht auferstanden, nun gut, dann müssen wir auch den Mut haben, es einzugestehen. Und erscheint dann unsere Predigt eitel, und euer Glaube eitel, dann müssen wir eben an Stelle des veralteten und verschlissenen Christentums in Gottes Namen etwas anderes und besseres suchen. Man tut meines Erachtens heutzutage nicht gut, wenn man die moderne Weisheit auf der einen Seite verflucht, und auf der anderen Seite über sie jammert. Denn wer schilt, hat selten recht, und wer weint, hat wenig Kraft.

Paulus handelt besser: er beweist, und wir müssen es auch tun,

denn wir können uns dieser Aufgabe gar nicht entziehen, wo wir von Gewißheit sprechen. Nur will ich dem Leser zu bedenken geben, daß der große Umfang einer solchen Untersuchung, und der beschränkte Raum, der dafür zur Verfügung steht, mir nur gestatten, die hauptsächlichsten Beweise nur eben zu berühren.

Zuvor erinnere ich noch einmal an das früher bereits Gesagte. Es gibt, wie schon der Heiland bemerkte, einen Zustand des nicht glauben Könnens, gegen den nichts zu machen ist. Den Widerspruchsgeist, der dem Prinzip seines inneren Denkens und Lebens zufolge sich mit aller Macht gegen die Wahrheit auflehnt, kann man wohl zum Schweigen bringen, aber nicht überzeugen. Nach zehn Jahren des Schweigens wird er, wenn er den geeigneten Augenblick für gekommen hält, mit viel größerer Kraft wieder auffahren, wie eine Feder, die man niedergedrückt, oder wie ein Vogel, den man gefangen hatte. So ist auch der Unglaube gegenüber der Auferstehung Jesu nicht aus einer unbefangenen Untersuchung der Zeugnisse entstanden, sondern aus der inneren Überzeugung, daß Jesus leiblicherweise nicht auferstanden sein könne. Daß die Juden so dachten, war natürlich, bei den Heiden war es ebenso verständlich, wenigstens solange sie auf ihrem alten Standpunkte stehen blieben. Die Annahme dieser einen Tatsache brachte in ihrem Denken und Leben eine vollständige Umwandlung hervor. In der auf die apostolische Zeit folgenden Epoche, als von vielen die Gnosis als das höchste Ziel erstrebt wurde, gab es auch manche Partei, zu deren Grundsätzen die Tatsachen des Christentums nicht stimmen wollten, und die sie dann willkürlich in ihr System zwang. Von Zeit zu Zeit zeigte sich diese Erscheinung aufs neue, wurde aber durch kirchliche Autorität niedergehalten. Als diese Fessel im achtzehnten Jahrhundert zersprungen war, erhoben auch die Einwendungen, ja selbst der Unglaube und die Verleumdungen von neuem ihr Haupt. Der sogenannte Rationalismus, die Auffassung des vernünftelnden und alles aufklärenden Verstandes, gewann damit seine Blütezeit, allein er ging auch wieder vorüber. Es folgte die Zeit des Naturstudiums und die Philosophie der Erfahrung, und damit ihre überreife Frucht: der Naturalismus. Lange schon hatte man die Außenwerke der Festung des Glaubens dem Feinde preisgegeben; lange schon waren durch die höher steigende Überschwemmung des Unglaubens die Deiche rissig geworden, und noch waren viele ruhig. Niemand werde doch Jesu göttliche Größe und seine Auferstehung zu leugnen wagen — als ob alles Natur sein, alles nach den uns bekannten Gesetzen erklärt und mit dem Maßstabe unserer Zeit gemessen werden könnte, nur allein Christi Auferstehung nicht! Die heilige Scheu, die noch immer den Arm des Gegners zurückhielt, ist endlich vor der Macht der Prinzipien gewichen. Mit bebender Hand schlug zuerst der Kühnste wider die Türen des Heiligtums. Und nun, nachdem bereits viele hineingedrungen sind, wundern sie sich, daß sie so lange gezaudert haben, und reißen die Steine der alten Festung auseinander.

Aber wenn Jesus nicht auferstanden ist, dann muß doch etwas geschehen sein, von dem das ganze christliche Altertum zehrt. Und dieses Etwas, was mag es doch wohl sein?

Die erste Antwort auf diese Frage wird nach Matthäus durch das unter den Juden verbreitete und bis auf den heutigen Tag geglaubte Gerücht gegeben: „Seine Jünger stahlen den Leichnam." Die Annahme, daß die Apostel einen Betrug begingen, wurde auch von Celsus, dem ersten gelehrten, literarischen Gegner aus dem Heidentum, bereits im zweiten Jahrhundert vertreten, und noch im achtzehnten wurde sie in einer Schmähschrift, von der noch immer einiges Aufheben gemacht wird, verteidigt. Indes hat doch auch schon jeder Ungläubige, der ehrlichen Sinnes die apostolischen Schriften las und die Geschichte der ersten christlichen Zeit verfolgte, den Gedanken an einen so listigen, so unverschämten und hartnäckig wiederholten Betrug, der mit der Absicht erfunden sein müßte, ins Gefängnis geworfen, gegeißelt und verfolgt zu werden, und der von allen, im übrigen so achtbaren Männern bis zum Märtyrertode festgehalten wurde, noch stets aufgeben müssen.

Eine zweite Annahme wurde auch schon früher geäußert, aber erst durch den Rationalismus des 18. Jahrhunderts weiter ausgeführt: die des Scheintodes. Es ließ sich ein hübscher Roman ausspinnen über Jesu Ohnmacht und seine Wiederbelebung unter der liebreichen Fürsorge der Seinen oder unter der Einwirkung der kühlen Grabesluft. Aber am Ende aller dieser Zufälligkeiten, wobei dann der Krieger mit seiner Lanze ebenso wie die Wächter am Grabe ganz außer Betracht kommen müssen, folgte doch immer noch ein neues Leben Jesu und ein wirklicher Tod, wobei man schließlich keinen Ausweg weiter fand und darum diese Erklärung aufgab.

Aber eine dritte Ansicht, oder, wenn man will, Erfindung, hat zu unserer Zeit viel Beifall gefunden und gewann ihren entsprechenden Ausdruck in dem Zauberworte Vision. Die Jünger, noch unter dem mächtigen Eindrucke der Persönlichkeit und des Messiaswerkes Jesu, vielleicht auch erregt von dem abergläubischen Schrecken der Frauen bei ihrem ersten Grabesbesuch, sollten sich im Dämmer des Morgen- oder Abendlichtes solche Erscheinungen eingebildet haben. Diese krankhafte Nervenanspannung teilte sich den andern mit. Auch Paulus wurde gerade durch seine heftige Gegnerschaft und durch die Erinnerung an Stephanus' letzte Worte bei einem plötzlich hereinbrechenden Unwetter davon überwältigt. Später bildete die Legende das Werk der Phantasie noch weiter aus. Und auf diese Weise erhielt die Überzeugung, daß Jesus als Messias leben und herrschen müsse, eine sichtbare Gestalt und wurde zum Glauben der Kirche.

Wir bemerken gleich hier, daß die Waffen gegen jede dieser drei Auffassungen — und eine vierte ist ja kaum möglich — im Evangelium selbst niedergelegt sind. Der Gedanke an Betrug wird als jüdische

Verleumdung gekennzeichnet und durch die stärksten Beteuerungen der Ehrlichkeit und des guten Glaubens zurückgewiesen. Der Annahme des Scheintodes widerspricht Johannes, wenn er zu dem, was der Kriegsknecht tat, die Bemerkung macht: „Und der das gesehen hat, der hat es bezeugt, und sein Zeugnis ist wahr." Und der Gedanke an eine Vision — nach der älteren Anschauung eine Geistererscheinung — ist ja gerade der erste Gedanke der Jünger, sie selbst sind auf diese Weise die ersten Ungläubigen gewesen. Das war die Meinung der Elf, als sie den Bericht der Frauen für bloßes Geschwätz hielten; auch die Meinung derer, die am Abend, und die auf dem Berge versammelt waren, als sie ihn sahen und doch zweifelten, und erst durch das Herzeigen der Nägelmale und durch die Teilnahme an ihrer Mahlzeit überzeugt werden mußten; insbesondere aber die Ansicht des Thomas, der sich nicht einmal mit dem Augenschein zufrieden geben, sondern auch greifen und fühlen wollte. Endlich macht Paulus bei anderer Gelegenheit deutlich einen Unterschied zwischen dem, was in, und dem, was außer dem Leibe geschieht und läßt dies bei anderen Offenbarungen und Gesichten in Zweifel, versichert dagegen von Jesu Auferstehung ganz bestimmt, daß er den Herrn „gesehen" habe (2. Kor. 12, 2; 1. Kor. 9, 1), während Lukas am Ende der Auferstehungsberichte schreibt, Jesus habe sich nach seinem Leiden lebendig erzeigt durch mancherlei Erweisungen, und sich unter seinen Jüngern vierzig Tage lang sehen lassen, und mit ihnen vom Reiche Gottes geredet. Wo so viele und so ganz verschiedene Menschen vor der Möglichkeit einer Sinnestäuschung auf der Hut, alle so viele gewisse Kennzeichen bemerkt haben, wäre doch die Vision ein gar zu starkes Stück, und die Mischung eines Zustandes von Geisteskrankheit und kaltblütiger Untersuchung, Phantasterei und vernünftiger Schlußfolgerung doch gar zu sonderbar. „Was wir gesehen haben mit unseren Augen," schreibt Johannes, „das wir beschaut haben und unsere Hände betastet haben vom Wort des Lebens, das verkündigen wir euch." (1. Joh. 1, 1—3.)

Die einzelnen Zeugnisse aufzuzählen, und jedes besonders abzuwägen, ist hier nicht möglich. Nur das will ich bemerken, daß bei jedem Evangelisten Berichte aufgezeichnet sind, wie sie eben zu ihrer Kenntnis gelangten. Matthäus gibt im allgemeinen Bericht durch die Frauen, und die Ausführung des Befehls und Versprechens in Galiläa; Johannes erzählt seinen eigenen Besuch am Grabe; Lukas hat außer dem allgemeinen Frauenberichte eine eigene ausführliche Erzählung, in der wir, wie häufig, Berührungspunkte mit Johannes finden; Markus gibt eine Übersicht aller Erscheinungen, die aber wahrscheinlich erst einer späteren Ausgabe seines Evangeliums angefügt worden ist. Sie gehen alle aus von dem Grabesbesuch der Frauen; ein leeres Grab ist der Anfang ihrer Erzählungen, und der Schluß lautet: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden! — Aber bei der Verschiedenheit der Meinungen über den Ursprung und die Geschichte der Evangelien sind noch die wichtigsten Zeugen Petrus in seinem ersten Briefe, und vor allem

Paulus an die Korinther. Ja, das Zeugnis des Letztgenannten in bezug auf die Tatsache, daß der begrabene Christus am dritten Tage auferweckt wurde, ist so schlagend, daß die Gegner tatsächlich verlangten, diesen Vers einfach als unecht zu erklären und ausfallen zu lassen, — sicherlich die allerbequemste Weise, um das Zeugnis eines Petrus, Jakobus, der Zwölf, der fünfhundert Brüder auf einmal, von denen die meisten zur Zeit des Briefschreibers noch am Leben waren, mit einem einzigen Federstriche aus der Welt zu schaffen.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf die Erscheinungen, so lenkt besonders Beginn und Ende derselben in ihrer scharfen Begrenzung unsere Aufmerksamkeit auf sich. Am dritten Tage: — selbst wenn man die Prophetie der drei Tage in dem Bilde von Jonas und in dem vom Tempel aus den Worten Jesu ausscheidet, wie wäre dann der bestimmte Ausgangspunkt, der der gesamten christlichen Welt den Sonntag gegeben hat, den doch niemand besonders einrichtete, überhaupt zu erklären? Und wenn die Einbildung, Jesum zu sehen, dieses Zeichen einer krankhaften Schwärmerei, wie man es nannte, etwas so Gewöhnliches geworden war, daß selbst eine Versammlung von fünfhundert Männern in ihren Bann geriet, warum hört dies denn mit einem Male binnen vierzig Tagen auf, während doch auch später ein Brausen vom Himmel das Haus erfüllte, und man in fremden Zungen sprach, kurzum, gerade Zustände erhöhten Geisteslebens hervorgerufen wurden, von denen wir aus der Zeit dieser vierzig Tage nie etwas hören, obwohl sie doch viel leichter Anlaß zu Visionen bieten konnten?

Und nun das leere Grab. So viel ich weiß, hat sich gegen das Begräbnis Jesu nie ein Widerspruch erhoben — bei einem Gekreuzigten eine sehr bemerkenswerte Tatsache! — und ebensowenig dagegen, daß schon sehr bald die Auferstehung Jesu in Jerusalem verkündigt wurde. Und war denn das Grab nicht mehr zu finden? Hat der Hohe Rat keine Untersuchung darüber angestellt? Sollte das pharisäisch gesinnte Jerusalem an Jesu Auferstehung geglaubt haben, wenn sein Staub noch aufzuspüren gewesen wäre? Matthäus, oder wie auch der geheißen haben mag, der sein Evangelium griechisch herausgab, spricht von einem Gerüchte über einen Leichenraub und sagt, daß es unter den Juden verbreitet sei, und zu seiner Zeit noch immer unter ihnen umlaufe; und bemerkenswert ist eine Erzählung im Talmud, die das Verstecken der Leiche Jesu dem Judas zuschrieb. In so tiefe Verlegenheit wegen des leeren Grabes gerieten die ungläubigen Juden, die das apostolische Zeugnis mit Geißelhieben und Gefängnis zu beantworten gewohnt waren.

Meine letzte Bemerkung dazu ist die, daß man ein Heer nicht dadurch schlägt, daß man alle Krieger, einen nach dem anderen, herausfordert. Mit anderen Worten, daß die evangelischen Tatsachen und Zeugnisse in ihrem Zusammenhange als ein schönes, göttliches Ganzes aufgefaßt werden müssen. Die Auferstehung ist der Schlußstein des Evangeliums, die Erfüllung von Gesetz und Prophetie und der ganz

einzigartigen Erscheinung Christi. Auch die Worte, die er nach seiner Auferstehung sprach, setzen den früher von ihm gesprochenen die schönste Krone auf und bilden für sie eine notwendige Ergänzung. Wer sollte sie ausgedacht haben? Und dann vor allem — vor diesem Beweise sind selbst frühere Gegner der Auferstehung zurückgewichen — die veränderte und zwar so plötzlich veränderte Stimmung der Apostel, ihre erst jetzt völlig zur Reife gelangte Anschauung vom Himmelreiche auf Erden, die mutige Stiftung und kräftige Ausbreitung des Christentums, sie sind vollkommen unerklärbar ohne eine große, göttliche Tat, die ganz unmöglich aus dem so in Trauer gehüllten und schwer bedrückten Seelenleben der Elf entstehen konnte. Daher stellen sie selbst diese Tatsache überall und stets in den Vordergrund als Zeugnis für seine Auferstehung, und bei allen Kirchenvätern, — und zwar bereits bei den ältesten — findet dies Zeugnis kräftigen Widerhall.

Stellt man nun die Frage nach der Erklärung so mancher unerklärlichen Besonderheit oder scheinbaren Widersprüche? Bei den Berichten über jedes Ereignis, das so großen Schrecken und so große Freude hervorrief, wird man dieselbe Verwirrung der Begriffe, bei Einheit in der Hauptsache, bemerken können. Die Evangelisten selbst haben dies nicht auszugleichen oder zu erklären gesucht, und hätten sie es getan, dann hätte man mit Recht sagen können, sie wären nicht verschiedene Zeugen, sondern hätten alles aus einer Quelle geschöpft, oder hätten, was sie bezeugen wollten, zuvor erst miteinander verabredet. Nun haben sie einfach das gegeben, was sie wußten oder fanden. Schließlich stehen wir nicht stets vor Übernatürlichem, das wir nicht zu fassen vermögen? Und ist denn der Ursprung aller Dinge nach den Regeln der Natur zu erklären: der Anfang der Welt und der Menschheit? Ebensowenig ist das der Fall bei dem Anfang der wahren Religion und des Christentums, des Himmelreiches auf Erden. Oder ist die Grundlage unseres eigenen zukünftigen Lebens, worauf wir doch alle hoffen, natürlich? Und was bleibt von dieser Erwartung, wenigstens von ihrer Gewißheit übrig, wenn der Herr nicht auch den Tod zunichte gemacht hat?

Doch was ich da anführe, verdient noch eine reifere Erwägung. Sie wird uns, hoffe ich, die Seligkeit des Glaubens an Jesu Auferstehung erkennen lehren und uns damit zu dem Punkte zurückbringen, von dem wir ausgingen: zur Unentbehrlichkeit des Glaubens.

Wenn das Evangelium von des Menschen „Seligkeit" spricht, so ist eigentlich sein „Behaltenwerden" gemeint, denn diesem Seligwerden gegenüber steht das Verlorengehen, Verlorensein für Zeit und Ewigkeit. Diese Wahl hat Paulus auch hier vor Augen, darum spricht er auch so bestimmt: Ist Christus nicht auferstanden, dann ist euer Glaube eitel, dann seid ihr noch in eueren Sünden, und verloren sind auch die, die schon entschlafen sind. Entsetzlicher Gedanke! Für unsern denkenden Verstand kein Glaube, für unser Gewissen keine Versöhnung, für unser Herz keine Hoffnung mehr!

Die Tatsache der durch Augenzeugen bestätigten Auferstehung ist auch sonst für Paulus das Siegel des christlichen Glaubens an sein Evangelium. Er hat nichts mehr zu predigen, wenn Gott darin nicht spricht. Ist Jesus der Christus, die Erfüllung der Prophetie? Ist das Reich Gottes von ihm gestiftet worden in seinem Blute? Ist sein Kommen zum Gericht gewiß? Das alles hängt für Paulus von der einen Tatsache ab, und diese ist die Auferstehung Jesu. Und die gesamte apostolische Kirche hat es so verstanden. Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist von Gott zum Eckstein gemacht worden. Ohne diesen Eckstein kann das Gebäude nicht bestehen. Wer ohne ihn noch wirklich an Christus glauben kann, als an den Sohn Gottes, den Heiland der Welt, der tut es sicher in einem anderen Sinne, als Paulus einst, und als es die christliche Kirche über achtzehnhundert Jahre lang getan hat. Er verdenke es uns darum nicht, wenn wir uns noch nicht von jener Wolke von Zeugen losmachen können, und auf den Felsen dieser Jahrhunderte unseren christlichen Glauben zu bauen fortfahren. Und ist uns das Kreuz die Versöhnung der Sünde, so kann dies, wie man es auch betrachten möge, nur als die Tat einer völlig freiwilligen Selbstaufopferung verstanden werden. So selig für uns der Glaube an den Einzigen ist, der über Tod und Sünde erhaben war, so sicher ist es uns, in der Gnade dessen zu ruhen, der kein Sünder war, wie wir. Der Friede durch das Blut des Kreuzes muß einen besseren Grund haben, als den Tod eines Märtyrers. Wenigstens fühle ich bei dem herrlichen Ende eines Stephanus und so vieler anderer Blutzeugen mein Gewissen von drückendem Schuldgefühl nicht erleichtert. Viel eher bedrücken mich so große Vorbilder, denen zu folgen ich mich noch nicht imstande fühlen würde. Christus allein hat den Schuldbrief unserer Sünden an das Kreuz genagelt, nachdem er sich selbst zur Knechtsgestalt erniedrigt hatte, wiewohl er Herrlichkeit beim Vater besaß, noch ehe die Welt war. Ist das alles nur die Poesie einer frühzeitigen Christusvergötterung, so ist auch die Versöhnung unserer Sünden nur ein schöner Traum und nichts weiter. Doch nun lebt er, von den Toten auferweckt, auf immer, um für uns zu bitten. Im Geiste des Paulus müssen wir hier noch hinzufügen, daß wir in sittlichem Sinne bereits mit Christus auferweckt sind, um die Dinge zu suchen, die droben sind. Ist das Haupt der Gemeinde zum Himmel erhöht, so ist auch der Gläubigen Bürgerrecht im Himmel, und das Leben mit ihm ein neues Leben, worüber die Sünde nicht mehr herrscht.

Doch auch wenn Paulus sagt: Ihr seid selig geworden durch den Glauben, und Jesus selbst spricht: Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben, so sind wir doch bei der Unvollkommenheit der irdischen Dinge meist gewohnt, die Seligkeit und das ewige Leben uns als etwas Zukünftiges, an jener Seite des Grabes Liegendes, vorzustellen. Diese Hoffnung auf die überschwängliche Größe einer ewigen Herrlichkeit ist in dem Maße ein eigenartiges und unauslöschbares Kennzeichen des

Christentums, daß es manchmal den Christen zum Vorwurfe gemacht ward: „Sie sind mehr Bürger des Himmels, als der Erde, für das Ideale und eine Gedankenwelt, für eine Zukunft, die niemand sieht, opfern sie gegenwärtig vorhandene und wesentliche Interessen auf.“ Es ist hier nicht der Ort, diesen Einwand zu widerlegen. Paulus selbst würde uns sonst der stärkste Gegenbeweis dafür sein. Nur das wollte ich hier noch bemerken: der Sadduzäismus, der die Auferstehung leugnet, konnte in Israel Daseinsrecht besitzen, er spricht selbst deutlich aus einigen alten Bibelbüchern, aber im Christentum ist er undenkbar. Denn ohne diese herrliche Zukunft ist das ganze Christentum eine Torheit, ein Betrug, oder ein Selbstbetrug. Und darum können wir auch das tiefschmerzliche Gefühl verstehen, dem Paulus in den Worten Ausdruck verleiht: Ist Christus nicht auferstanden, so sind auch die verloren, die in Christus entschlafen sind, und wir würden, wenn wir nur in diesem Leben auf ihn hofften, die Elendesten unter allen Menschen sein. Es ist nicht die Wahrheit der dauernden Unsterblichkeit Jesu, die Paulus festgestellt sehen will, als Gewähr für die, welche in Christus entschlafen sind. Der Apostel war ein zu tiefer Denker, um nicht zu wissen, daß ein Zirkelschluß ohne Beweiskraft in den Sätzen liegen würde: „Der Mensch ist unsterblich, also lebt Jesus auch, und so wird Jesu ewiges Leben uns zum Beweise für die Unsterblichkeit.“ Nein, schon als Pharisäer, der er war, fühlte er das Bedürfnis einer anderen Gewährschaft, die Gott selbst bot in der Auferstehung des Herrn.

Aber wie? fragt man uns verwundert, glauben wir, die wir Christi Auferstehen aus dem Grabe leugnen, denn nicht auch an Unsterblichkeit und ewiges Leben? Ich bin nicht ein Richter über deinen Glauben, lieber Leser, und wiederhole meine Ansicht, daß die großen Prinzipien des Christentums noch lange fortwirken werden, auch wo man den Grund, auf dem sie ruhen, unterminiert hat. Aber was ich mit Gewißheit zu behaupten wage, ist das: Wie zuerst Christus das Leben und die Unsterblichkeit ans Licht gebracht hat, so würde dieses Licht wieder langsam in der Nacht der Gräber untergehen, wenn es allgemein für unmöglich gehalten werden würde, daß Gott Christum aus ihr erweckt hätte.

Auf dieses „Unmöglich“ muß ich noch einmal zurückkommen. Wenn man nichts anderes als möglich und somit auch als wirklich geschehen betrachten will, als das, was mit den zurzeit uns bekannten Naturgesetzen übereinstimmt, so wird man mit oder ohne seinen Willen zu der Schlußfolgerung gedrängt, daß unsere Existenz auf diese Erde beschränkt ist, und daß wir nach den kurzen Jahren unseres Lebens nichts mehr zu erwarten haben, nichts als eine eingebildete, unpersönliche Unsterblichkeit, durch die wir in kommenden Geschlechtern fortleben, oder vielleicht unser Andenken oder unser Werk nicht untergeht. Ja, etwas derartiges mag wohl hier und da sogar von den Kanzeln verkündigt werden, wobei dann schließlich der Prediger noch glaubt, auf diese Weise Geist und Hauptsache der christlichen Lehre richtig zur Darstellung ge-

bracht zu haben, während andere um des lieben Friedens willen ihm beipflichten.

Ich sage das ohne Bitterkeit; aber es gibt eine Logik der Tatsachen, eine notwendige Folge der herrschenden Gedankenwelt, eine Logik, der sich die Weltgeschichte, und somit auch die Welt selbst nicht entziehen kann. So führt die Weltanschauung, für die die Natur das einzige Gesetz bildet, und bei der gut und böse im Grunde ein und dasselbe ist, zu einer Kreislinie, in der alles auf- und untergeht, statt in eine unendliche Linie, auf der sich alles vorwärts bewegt. „Was geboren wird, stirbt; was zusammengesetzt wird, löst sich wieder auf; das Ganze bleibt, aber alle Einzelwesen vergehen." Das ist das ewig eine Naturgesetz. Außer diesem Einen, das ist und das ewig sein wird — nenne es Natur, oder nenne es Gott — kann nichts ein bleibendes, und noch viel weniger ein ewiges Dasein haben. Eine Seele, die auch außerhalb des Körpers fortleben könnte, während sie doch in und mit dem Körper entstanden ist, ist undenkbar; eine Welt, die stets mit neuen Bewohnern bereichert werden würde, ohne daß je ein zweiter Tod ihr Platz verschaffte, ist womöglich noch viel weniger mit der Natur in Einklang zu bringen. Das allgemeine Verlangen nach einer Fortdauer nach dem Tode ist für die Erwartung von etwas Übernatürlichem, ja selbst Unnatürlichem ein viel zu wenig fester Grund, besonders, weil dieses Verlangen unter der Herrschaft einer früheren Weltanschauung entstanden ist und von den heute veralteten Religionen genährt worden ist. . . . Siehe, das ist Geist und Richtung unserer Zeit, gegen die sie, durch ihren eigenen Schatten erschreckt, vergebens noch ankämpft. Das beweist die Verherrlichung zweier großer Denker, die indes zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts noch fast unbekannt oder bereits wieder vergessen waren: Buddha und Spinoza. Denn das Schlußergebnis ihrer Lehrsysteme ist: Vernichtung!

„Aber müssen wir denn nun einer Legende zuliebe auf den Verstand verzichten und, weil wir sonst in einen Abgrund stürzen würden, uns in einer Grotte einschließen?" Ohne Bild gesprochen: „Müssen wir denn etwas Unnatürliches, Ungereimtes annehmen, um der Konsequenz des Naturgesetzes zu entfliehen?" — Allein, wer hat euch denn gesagt, daß Christi Auferstehung etwas Unnatürliches ist? Paulus selbst, der doch, sobald er nur für sein Herz Ruhe gefunden hatte, auch Frieden suchte für seinen Verstand, findet die Auferstehung, und somit auch Jesu Auferstehung, nicht einmal im eigentlichen Sinne übernatürlich. Es ist einfach ein höheres Naturgesetz, das in das niedere eingreift, das himmlische Leben, wozu sich das irdische erhebt. Er unterscheidet im Menschen Seele und Geist; die Seele, als in Verwandtschaft stehend mit allem irdischen Leben, wozu der stoffliche Körper das Organ bildet; der Geist, als der Atem vom Vater der Geister und in Verwandtschaft stehend mit dem Himmel. Und er versichert, daß aus dem Körper der lebendigen Seele, der hier im Staube der Toten gesät wird, auf dem Acker Gottes ein Körper des Geistes, das

Organ eines höheren, himmlischen Lebens hervorgehen werde. Bis zum Tode tragen wir Adams Bild, in und durch die Auferstehung werden wir dann das Bild Christi tragen.

Siehe, das ist des Paulus Erklärung, die noch einmal erwogen werden mag, auch von denen, die ihm keine apostolische Autorität zugestehen wollen. Ich habe sie hier nur angeführt, um darauf hinzuweisen, daß ja auch noch eine andere Natur bestehen kann, deren Gesetze wir nicht kennen, eine Welt, die wir nur erst wie durch einen schimmernden Spiegel sehen. Ja, diese höhere Natur und diese unvergängliche Welt müssen bestehen, wenn von unserer christlichen Hoffnung noch etwas übrig bleiben soll. „Christus oder Spinoza!" ist die Losung unserer Zeit, und wieder sagen wir mit Elia auf dem Karmel: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten?"

Spinoza, der grübelnde Verstand, der sich schließlich selbst wie ein Tropfen im Ozean des Alls verliert, — oder Christus, der uns in seiner Auferstehung zu einem Unterpfande eines höheren und ewigen Lebens wird, ein Unterpfand, das keine Macht der Welt seiner Kirche entreißen wird.

X

Die Bibel

Es steht geschrieben.

Matth. 4, 10b.

Nahe am Jordan liegt ein felsiger, dürrer Landstrich, mit Steinen besät, von Dornen bewachsen, wo nur die seltsamen Gebilde der Kalkfelsen und Steinhaufen spärlichen Schatten spenden, wenn die Sonne auf sie niederbrennt und den Augen Schmerz bereitet. Diese wüste Gegend hieß seit alters Quarantania und galt für den einsamen Ort, wohin sich Jesus auf vierzig Tage zurückzog, als er vom Geiste in die Wüste geführt ward, gerade wie auch Moses und Elias auf ihre große Aufgabe in der Welt vorbereitet worden waren in einer Wüste. Aus jener Wüste hören wir nun das erste Wort, womit Jesus in den Kreis des Kampfes eintritt, im Griechischen ist es nur ein einziges Wort: Es steht geschrieben.

Dies Wort gibt zugleich auf die alte Frage Antwort, was Jesus wohl getan habe in den achtzehn Jahren, die zwischen seinem ersten Tempelbesuche und seiner Taufe durch Johannes liegen. Das Evangelium schweigt darüber. Die neueren Leben-Jesu-Verfasser haben es einander nachgeschrieben, daß er wahrscheinlich mit seinem Vater gearbeitet habe, und daß ihn die Juden darum geringschätzig „den Zimmermann" nannten. Es kann ja sein, und es war auch bei den Juden Regel, daß, wer später als Rabbi auftreten wollte, erst ein Handwerk erlernen mußte, um überall unabhängig leben zu können. So sehen wir, wie Paulus noch in Korinth als Zeltmacher arbeitete. Aber darin bestand doch eigentlich Jesu Bildungsgang nicht. Aus der Zimmermannswerkstatt ging kein Weltheiland hervor. Fassen wir dagegen ins Auge, daß Jesus bereits in seinem zwölften Jahre die Schriftgelehrten im Tempel durch seine Fragen und Antworten in Staunen setzte, und hören wir dann später in demselben Jerusalem die Frage: Wie weiß denn dieser die Schriften, da er sie doch in unseren Schulen nicht gelernt hat? — dann können wir uns schon einigermaßen denken, womit sich Jesus in den Jahren seiner Kindheit und seines Jünglingsalters am liebsten beschäftigte, was ihm Lust und Leben war. „Du denkst an das Bibellesen?" fragt mich da jemand. Ja, aber der so fragt, hat wahrscheinlich keine klare Anschauung von der alten Zeit. Würde Maria, die überglückliche Mutter, die aber nicht einmal die Mittel besaß, als Dankopfer für ihr Glück ein Lamm

zu bezahlen, bei der Vermehrung ihrer Familie, oder vielleicht schon Witwe geworden, imstande gewesen sein, sich alle die kostbaren Pergamentrollen anzuschaffen, die damals die heiligen Schriften des Alten Testamentes ausmachten? Nein, aber es war sicher, daß Jesus in der Synagoge von Nazareth das Gesetz und die Propheten kennen lernte und sie sich ins Gedächtnis einprägte. Und er dachte darüber nach bei seiner Arbeit oder in der einsamen, reichen Natur, und er sann darüber in seinen Nachtwachen und Gebeten, bis ihm seine höhere Bestimmung mit der Zeit immer klarer vor dem Geistesauge stand. Vielleicht durfte er auch hier und da einige von diesen geweihten Blättern leihen und abschreiben, oder er schrieb sie aus seinem Gedächtnis nach, und erwarb sich auf diese Weise die Schriftkenntnis, wodurch er in derselben Synagoge schon bei seinem ersten Auftreten sich so gut zurechtfand und später selbst die Juden in Jerusalem so in Staunen setzte. Aus der Anwendung, die Jesus während seiner Lehrtätigkeit von diesen Schriften machte, ersehen wir zugleich, was ihn darin am meisten anzog. Nicht das Aufzählen und die haarspalterischen Erklärungen der äußeren Gebote, oder das Suchen nach einer geheimen Weisheit in den Buchstaben und Zahlen, worin die Gelehrsamkeit der Rabbinen bestand, noch viel weniger das Aufzählen der Gefühle und Erklärungen, die von den Alten überliefert worden waren. Nein, das war es nicht, wohl aber die schöne Geschichte seines Volkes, die ergreifenden Reden in Mosis letztem Buche, die erhabene Poesie der Psalmen, und vor allem die Prophetie des kommenden Gottesreiches, wie sie insbesondere bei dem Fürsten der Propheten, bei Jesaias, aufbewahrt ist. Darauf weisen die beständigen Anführungen aus Jesu Munde hin. Darin hatte ihn die Weisheit, die von oben ist, nicht nur das Gesetz lesen lassen, dem buchstäblich gehorcht werden müßte, sondern die Schrift, die vollkommen erfüllt werden sollte im Reiche Gottes. Wenn jemand noch einmal mit unbefangener Wahrheitsliebe und mit Ehrfurcht vor dem Heiligen ein neues Leben-Jesu schreiben will, so möge er dann vor allem diese stille Vorbereitung nicht vergessen. Denn alles, was der Herr später sprach, war, soweit wir es menschlich erklären können, die Frucht davon. Nachdem Jesus einmal öffentlich aufgetreten war, finden wir ihn nicht mehr mit den Rollen der Heiligen Schrift in der Hand, oder es müßte denn sein, daß er sie anderen auslegen wollte. Paulus konnte wohl mit Büchern und Pergamenten reisen, Jesus konnte sich nur noch eine nächtliche Stunde für das Gebet absparen, aber in Haupt und Herzen bewahrte er, was „geschrieben steht".

Und wie bald kommt ihm diese Waffe zugute! Vom Gefühl seiner inneren Berufung beseelt, geht er an das Jordanufer und wird von Johannes getauft. Nun ist er bereit, seine Aufgabe zu beginnen, aber er muß sich erst noch durch Fasten und Beten darauf vorbereiten. Durch den Geist Gottes in die Wüste getrieben, vergißt er Speise und Trank, um sich in den Gedanken zu versenken, was ihn erwartet, wenn

er auftritt im Kampfe gegen die Macht der Finsternis, um das Reich des Friedens und der Gerechtigkeit aufzurichten. Noch einmal geht der herrliche Plan Gottes, den er mit einer verlorenen Menschheit vorhat, an seinem Geiste vorüber; die Kraft der Wahrheit und der Liebe in allen Gerechten, von Abel, Henoch und Noah an, die für seinen Fuß den Weg des Leidens, Streitens und Glaubens eröffnet haben, und von fern her die Zukunft vorbereiteten, den neuen Himmel und die neue Erde, wo die Gerechtigkeit wohnt, und die auch das schwerste und blutigste Opfer, von dem die Prophetie spricht, wert ist . . . Doch auf alle Überspannung folgt eine Erschöpfung. Die Natur verlangt ihre Rechte, und den Heiland der Welt hungert. Seine gereizte Einbildungskraft sieht in den grauen Steinen der Wüste das Bild der Brotkuchen, nach denen die Natur der Sinne so sehr verlangt. Da hört er die Stimme des Versuchers: „Wie? bist du Gottes Sohn und solltest Hunger leiden? Ist dir die Macht über die Natur gegeben, so sprich, daß diese Steine Brot werden, und es wird geschehen!" Doch nein, dieser Gedanke kommt nicht vom Vater. Soll er Wunder und Zeichen tun, so wird es doch nie für sich selbst geschehen. Da steht ihm plötzlich Moses in der Wüste vor dem Geiste, er hört, wie dieser Israel erinnert, daß Gott sie ohne Brot vierzig Jahre lang ernährt hat, und er spricht es ihm nach: „Es stehet geschrieben: der Mensch lebt nicht vom Brote allein, sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes geht." — Die erste Versuchung ist überwunden. Es war noch nicht die schwerste. Für ihn, in dem der Geist so stark entwickelt war, war körperliches Leiden nicht die schwerste Last, wohl aber Verkennung, Undank, Verspottung und Verketzerung. In düsteres Sinnen versunken sieht Jesus bereits seine Stadtgenossen ihn beschimpfen, als er vor ihnen auftritt, sieht seine eigenen Brüder sich kühl von ihm wenden, eine besorgte Mutter, die ihn zurückzuhalten sucht, Pharisäer und Schriftgelehrte, die ihn als Eindringling zurückstoßen. Aber was braucht er denn auch in dem schlichten Kleide eines Rabbi in einer unbekannten Ecke des Landes aufzutreten? Wie, wenn er nun einmal mitten in Jerusalem eine kühne Tat wagte? Und in seinen Gedanken steht er bereits auf den Zinnen des Tempels, und der Versucher flüstert ihm zu: Steige von hier wie aus dem Himmel hernieder. Oder steht nicht im Buche der Psalmen geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl tun, daß sie dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest? O, diese Versuchung ist sicher die schwerste, da die Schrift selbst ihn versucht. Doch nein, zu einer solchen Ruchlosigkeit ist dies Wort nicht geschrieben. Ein anderes kommt ihm in den Sinn, ebenfalls aus Mosis Abschiedsreden an Israel: Wiederum steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen! — Aufs neue weicht der Versucher eine Zeitlang zurück, und vor Jesu Geistesauge tritt das Spiegelbild des zukünftigen Messiasreiches, das für ihn bestimmt ist. Er legt die Hand auf die Weltkarte und auf das Ende der Zeiten. Es ist, als ob er

sie alle sieht von einem hohen Berge her, alle diese Königreiche der Welt, die jetzt noch begraben liegen unter der Macht der Finsternis. O, wenn er nur ein wenig Rücksicht nehmen möchte auf die Lügen und die Sünde, die die erste und größte Lüge ist. Wenn er nur ein wenig dem Vorurteile schmeichelt, den Großen durch die Finger sieht und so den schrecklichen Kampf vermeidet, der ihm das Leben kosten wird. „Falle nieder vor mir," spricht der Versucher, „vor mir, der ich nun einmal der Fürst dieser Welt bin, und ich will dir all diese Reiche geben." Aber jetzt hat der Böse seine Maske völlig sinken lassen, und mit einem „Hebe dich weg, Satan! Denn es steht geschrieben: du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen" reißt sich Jesus los, und der Versucher weicht eine Zeitlang von ihm, und die Engel kommen und dienen ihm.

So wird uns der erste innere Kampf beschrieben, der bei allen wahrhaft großen Männern ein für allemal über den äußeren Lebenskampf die Entscheidung bringt. Uns war es dabei nur um die Waffen zu tun, mit denen Jesus kämpfte, und die er fest in der Hand hielt; um den Felsen, auf dem er stand, und von dem ihn der Versucher nicht losreißen konnte. Auch unsere Bibelübersetzung sucht diese Festigkeit zum Ausdruck zu bringen, wenn sie viermal dasselbe Wort nicht mit „es ist" ..., sondern „es steht" geschrieben wiedergibt. — Und auch aus der Wüste folgte Jesu das Vertrauen auf die Schrift nach, der Schrift, die nicht gebrochen werden kann, sondern erfüllt werden muß. In der Synagoge sagt er: „Heute ist diese Schrift erfüllt vor euern Ohren." Im Kampfe mit den Pharisäern: „Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habet darin das ewige Leben, und sie ist es, die von mir zeugt." Zu den Sadduzäern: „Ihr kennet die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes." Der Schrift entlehnt er die beschämenden Beispiele, er nimmt sie in Schutz gegen menschliche Lehren, aber er faßt sie auch auf nach der Freiheit ihres Geistes und nicht nach der Knechtschaft ihres Buchstabens. Und vor allem, wenn der Streit heiß entbrennt, hält er sich an ihr fest. Er verläßt den Tempel gleichsam mit dem Finger auf den Stein hinweisend, der von den Bauleuten verworfen, von Gott aber zum Eckstein gemacht wird. Als das Kreuzesleiden den höchsten Punkt erreicht hat, liest er bei dem ersten Lichtstrahle auf den dunkeln Wolken das: „Mein Gott, mein Gott!" aus dem Leidenspsalm, um bald wiederum mit einem den Psalmen entnommenen Worte den Atem auszuhauchen: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!"

Und als dann der von den Toten Erstandene die Seinen dadurch zu einem festgegründeten Glauben zu bringen suchte, daß er ihnen die Schrift, die von ihm geschrieben stand von Moses an bis zu den Propheten und Psalmen (d. h. den späteren Schriften) auslegte, gab er ihnen einen Wink, daß auch die christliche Kirche, ebenso wie ihr Stifter, ihre Festigkeit und ihre Kraft in der Heiligen Schrift zu suchen habe. Und Petrus verstand diesen Wink, als er am Pfingsttage mit Worten

auftrat, die er den Psalmen und der prophetischen Weissagung entlehnt hatte.

„Aber das war für die Juden," wendet vielleicht jemand ein; „sie waren nun einmal Sklaven des Buchstabens und mußten von der Schrift aus zur Anbetung im Geiste und in der Wahrheit weiter geleitet werden. Für uns gilt die Autorität der Schrift nicht mehr. Bei Moses und den Propheten heißt die Losung: Schrift. Aber Jesus befiehlt seinen Jüngern: Predigt! Im Himmelreiche ist allen der heilige Geist verheißen, der uns alle Dinge lehren wird. Der Buchstabe, welcher tötet, ist vorüber, der Geist, welcher lebendig macht, ist uns geschenkt. Wollte nicht Gott im Himmelreiche sein Gesetz in die Herzen schreiben, sollten wir nicht alle von Gott gelehrt sein? Haben sich darum unsere Väter von der Tyrannei der Kirche frei gemacht, um sich unter das Joch der Schrift zu beugen? Wir, die wir bestehen in der Freiheit, womit uns Christus befreit hat, werfen auch die Schriftautorität von unseren Schultern ab."

So spricht es der eine dem anderen nach, und schon wird es selbst von christlichen Kanzeln verkündigt, daß ganze Blätter aus der Bibel herausgerissen werden müssen, wenn sie vom heiligen Geiste in uns — d. h. vom sittlichen und religiösen Gewissen — abgelehnt werden. Und hie und da erhebt sich auch unter Protestanten eine Stimme gegen den unbedachtsamen Gebrauch von Bibel und Evangelien, aus denen die Leute eine so beschränkte Schriftautorität und so viel veraltete Anschauungen herleiten. Andere dagegen, die sich ängstlich an das bedrohte Palladium der Kirche festklammern, wollen kein Tüttelchen oder Jota von dem einmal angenommenen Bibeltexte fallen lassen, da ja alle Schrift von Gott eingegeben sei, und sind heftig aufgebracht gegen jede menschliche Vorstellung, jede abweichende Erklärung, jede neue Übersetzung der Bibel, ja, einige verteidigen selbst hartnäckig die alte Orthographie und die altgewohnte Buchstabenform. Allein allen ruft der Herr zu: Suchet in der Schrift! und der Bibelfreund freut sich, daß diese Untersuchung noch nie mit so viel Ernst, Verständnis und Fleiß betrieben wurde, wenn sie auch nicht immer Ruhe und Unparteilichkeit bewahrte.

Aber um uns nicht von großen Worten und kleinen Leidenschaften fortreißen zu lassen, müssen wir noch einmal zu der allereinfachsten Frage zurückkehren: Was ist die Bibel? Nicht: was war die Heilige Schrift der Juden für die Juden, sondern: was ist unsere Bibel für uns?

Die Antwort auf einfache Fragen kann oft schwierig, eine Antwort auf eine kurze Frage recht lang sein. So müssen wir hier, um nicht mit einem Machtspruche zu antworten, etwas weiter ausholen und gehen dabei von der allgemeinen Bemerkung aus, daß sich jede Religion, die ein gewisses Maß von Kraft entwickelt, und sich über ihre natürliche Grenzen ausgebreitet hat, auf Geschriebenes stützt: der Parsismus auf das Zend-Avesta, die indischen Religionen auf die Veden und die

Sprüche Buddhas, und die Lehre des Konfuzius auf die heiligen Bücher der Chinesen. Ja, die einzige Religion, von der die christliche Kirche mit Erfolg bekämpft worden ist, hat einen Koran an die Stelle der Bibel setzen müssen, und selbst das ungläubige Israel muß sich hinter dem Talmud verschanzen. Noch in unserer Zeit endlich ist es den Mormonen in Nordamerika nur dadurch geglückt, einen eigenen Staat für ihre mißgestaltete Religion zu gründen, daß sie ihr ein Buch, dem sie ein hohes Alter andichteten, zugrunde legten.

Woher kommt das? Weil jede Religion im Gegensatz zur Wissenschaft ihre Kraft nicht in ihrer höchsten Entwicklung besitzt, sondern in ihrem ersten Prinzipe, das ohne Schrift niemals rein und anschaulich bewahrt bleiben konnte. Im hohen Alter liegt ihre Autorität, und bei jeder Reformation hat sie das Bedürfnis, sich aufs neue an dem Brunnen, aus dem sie geflossen ist, zu verjüngen. Für uns enthält nun die Bibel diesen Brunnen. Wie man ihn auch in unserer Zeit beurteilen oder verurteilen mag, mißhandeln oder vergöttern: es sind darin eben doch die ältesten Urkunden der jüdischen und der christlichen Religion enthalten.

Die Schrift ist das bleibende Bild der Sprache. Ein Erfinder dafür ist nicht bekannt. Wir wissen nur, daß sich im westlichen Asien und in Ägypten schon sehr früh eine Buchstabenschrift bildete. Das In-Stein-Graben von Namen und Tatsachen war schon im höchsten Altertum allgemein. Auch das Geschlecht Abrahams bewahrte in Stammeslisten und Denksteinen die Geschichte der Vorfahren; und in Ägypten war zur Zeit des Moses das Schreiben bereits so allgemein, daß es uns Wunder nehmen müßte, wenn er, der seinem Volke Gottes Gesetz tief einprägen wollte und dieses Ziel auch vollkommen erreicht hat, es nicht durch das Mittel der Schrift getan hätte. Hierzu gesellte sich jedoch, bedingt durch die Mühseligkeit der Anfertigung und die Kostbarkeit der Schriften, die mündliche Überlieferung, die nach der Weise des Morgenlandes fast ebenso wörtlich bewahrt wird, wie es sonst nur die Schrift vermag. In späteren Zeiten wurde das Schreiben im Volke Gottes vor allem in den Prophetenschulen betrieben, während die nationalen Lieder durch Sängerchöre mündlich und schriftlich bewahrt wurden, und erst viel später wurden nach dem Vorbilde anderer morgenländischer Fürsten Reichsgeschichtschreiber angestellt. Auch die späteren Propheten hatten bisweilen ihre eigenen Schreiber. So bildete sich unter Israel eine Volksliteratur, die national und religiös zugleich war; eine andere ist nie recht zur Entfaltung gelangt.

Bei Judas Gefangenschaft war es, als ob die Gottesstimme zu dem Feinde spräche: Verbrenne Jerusalem, verwüste den Tempel, zerstreue mein Volk, aber taste die heiligen Schriftrollen nicht an! Aber war es eine göttliche Rettung, so war es doch zugleich ein sprechender Beweis des tief-religiösen Gefühls des jüdischen Volkes und ein Beweis von dem Bewußtsein seiner erhabenen Bestimmung in der Weltgeschichte, daß es stets seine heilige Schrift bewahrte, und zwar so, daß außer ihr

kein hebräisches Buch aus der Zeit vor Jesus uns erhalten geblieben ist. Indes hielt man mit dem Verstummen der Prophetie die alte, heilige Schrift für abgeschlossen, so daß selbst die schönen Sprüche eines Jesus Sirach nur in griechischer Übersetzung erhalten geblieben sind. Und nun mag man Esra, als den Vater der jüdischen Schriftgelehrsamkeit allzusehr verherrlicht haben, die Pharisäer mögen im Zählen der Buchstaben und in Wortklaubereien recht beschränkt gewesen sein — wir haben ihnen doch ganz unglaublich viel zu verdanken. Bemerken wir hierbei nur, wie immer eine Schrift auf der anderen fortbaute, wie wir einige Teile noch zwei- oder dreimal unverstümmelt besitzen, und wie überhaupt die Schrift in Israel eine Gewissenssache war: — dann können wir ruhig annehmen, daß uns diese heiligen Bücher aus dem fernsten Altertume so genau und unverstümmelt erhalten geblieben sind, wie das nur überhaupt bei menschlichen Schriften möglich war.

Anders scheint es mit den Anfängen des Christentums zu sein. Jesus schrieb nicht, wie Moses es tat, und gab auch nirgends Auftrag dazu. Doch wählte der Herr in Matthäus, dem Zöllner, einen Mann, der gewohnt war, zu schreiben, und der nach dem bestimmten Zeugnisse des Altertums schon früh die „Reden des Herrn" aufzeichnete. Unter denen, die von Mund zu Mund Zeugnis ablegten, stand Petrus voran, und in der Art und Weise der jüdischen Rabbinen wurde seine Unterweisung auf seinen Missionszügen von Markus wiederholt und erklärt. Durch diese beständige Wiederholung vor einer wechselnden Zuhörerschaft hatte seine Verkündigung eine gewisse feste Form erhalten und wurde so schriftlich fixiert. Aus solchen und anderen apostolischen Zeugnissen entstanden die Evangelien, und zwar ebensowohl die, die wir noch besitzen, wie die, die verloren gegangen sind und einige Verschiedenheiten aufwiesen. Das Johannesevangelium allein liest sich wie eine Christusanschauung aus einem Gusse, langsam im Geiste und Gemüte eines verehrungswürdigen Greises gereift. — Inzwischen war mit Paulus ein neuer, gelehrter Schriftsteller in den apostolischen Kreis eingetreten. Durch Wort und Schrift gründete er Gemeinden. Das fand selbst bei den älteren Aposteln Nachahmung. Endlich schloß das geheimnisvolle Buch der Offenbarung mit der Aussicht auf das Gottesreich in seiner Vollendung die evangelische Verkündigung.

Und so ist bereits im ersten Jahrhundert neben der mündlichen apostolischen Überlieferung der kirchliche Bücherschatz entstanden, wozu indes nicht überall die gleichen Schriften gerechnet wurden. Unter den fortwährenden Verfolgungen und in der Zerstreuung konnte das ja nicht anders sein, und wir müssen nur die Sorgfalt bewundern, die von den alten Christen auf ihre Bücher verwandt wurde. Nach dem Tode der Apostel wurden ihnen diese Bücher zu einem lebendigen apostolischen Zeugnisse, das nie wieder untergehen sollte. Irregehende Sekten bearbeiteten oder erdichteten Bücher, um ihrer Lehre Eingang zu verschaffen, aber die apostolische Kirche hielt das, was ihr die ersten Zeugen Christi hinterlassen hatten, sorgsam in Ehren. „Woher," frag-

ten erstaunt die Verfolger, „woher kommt diese Kraft, die unserer Scheiterhaufen spottet und den Kampf gegen die wilden Tiere besteht?" „Ihre Prediger und Bischöfe hetzen sie auf," meinten manche. Aber auch als diese gefallen waren, hielten die Christen noch stand,. denn sie hatten ihren Johannes, Petrus und Paulus, Matthäus, Markus und Lukas, ja, sie hatten Jesum selbst in Bild und Schrift bei sich. „Entreißt ihnen diese Bücher!" befahl da der römische Kaiser, und diese Verfolgung wurde tatsächlich die gefährlichste. Aber, Gott sei Dank, sie kam zu spät. Die Bücher waren schon viel zu sehr verbreitet, und die Kirche ruhte bereits auf dem unerschütterlichen Felsen: Es steht geschrieben.

Die Verfolgung ging vorüber. Die Kirche verlor ihre erste Einfachheit und Niedrigkeit, als die Leiden der Unterdrückung aufhörten. Doch hatte sie ihre weltüberwindende Kraft noch nicht verloren, so lange selbst Roms Bischof noch mit der Bibel in der Hand herrschte, und den Goten und Franken das Evangelium in ihrer eigenen Sprache verkündigt und übergeben wurde. Allein trotz aller äußeren Prachtentfaltung stand das Wachstum der Kirche still, und ihr Leben siechte dahin, wie das eines Baumes, des Wurzel durchnagt ist, denn die heiligen Schriften waren im Staube der Klöster begraben worden. Da traten plötzlich die schlichten Waldenser auf, mit dem Evangelium in der Hand. „Entreißt ihnen das Buch!" schnaubte die Inquisition, „denn daraus saugen sie Ketzerei und Aufstand gegen die Kirche." Aber die frommen Bekenner verbargen es in den Höhlen, oder lehrten ihre Kinder die Bibel auswendig, um sie in ruhigeren Zeiten wieder aufzuschreiben. Dieses Schild und Schwert hat sie geschützt, und auf diesem Felsen stehen sie noch. Denn von allen alten christlichen Gemeinden, die außerhalb der katholischen Kirche ein selbständiges Dasein gesucht haben, sind nur die Waldenser übriggeblieben.

Die Reformation will ich hier nicht beschreiben. Allgemein bekannt ist es, daß sie in Luthers Herz, wiewohl ihm selbst noch unbewußt, eine beschlossene, bereits entschiedene Sache war, sobald er in der Bibliothek von Erfurt zuerst eine vollständige Bibel, wie einen Schatz im Acker, entdeckt hatte. Luther verdankt die Christenheit auch die erste, treue Bibelübersetzung. Von der Zeit ab lautete das Fundament aller protestantischen Gemeinden: Es steht geschrieben. Wer diesen Felsen antastet, verleugnet sein protestantisches Prinzip, wie der, der ein Haus abbricht, nicht mehr zu den Bewohnern desselben gerechnet werden kann.

Doch hier legt sich auf das Gesicht mancher meiner Leser ein Schatten, während andern wieder ein spöttisches Lächeln um die Lippen spielt. Ja, sagt man, in unserer Jugendzeit herrschte noch eine solche Bibelautorität. Da genügte es noch, zu wissen, daß etwas in der Bibel stehe, worauf man sich still und ruhig verlassen könne. Allein nunmehr, nachdem man überall Fabeln und Legenden darin zu entdecken meint, ganze Bücher als unecht bezeichnet, und was echt ist, recht menschlich, ja, größtenteils veraltet und kindlich zu sein scheint, ist denn nunmehr

dieser Spruch: „Es stehet geschrieben" nicht eine Verspottung oder eine Heuchelei?

Laßt uns sehen, daß uns die Geschichte hierbei ein Licht aufsteckt, ihre Bedächtigkeit lasse uns inmitten einer leidenschaftlichen und streitsüchtigen Zeit vorsichtig unsern Weg gehen.

Die Christenheit war einmal an Autorität gewöhnt. Die Reformation stellte darum die Bibel an die Stelle der Kirche. Doch war die Anschauung über die heiligen Schriften bei Luther und selbst bei Calvin eine viel freiere, als in späterer Zeit. Die Epoche, die von Luther eröffnet und von Hugo Grotius beschlossen wurde, war die schöne Blütezeit der Bibelerklärung, aber die Bibel wurde später verherrlicht, und ihre Erklärung verpönt. Die Annahme einer buchstäblichen Eingebung und damit einer absolut göttlichen Autorität aller einmal rezipierten Bibelbücher nahm überhand, und die freie Schrifterklärung verlor ihr Recht. Doch hat ihre unbeschränkte Herrschaft während zweier Jahrhunderte die Streitigkeiten und Spaltungen nicht verhüten können. „Jeder Ketzer hat seinen Kopf," pflegten unsere Alten zu sagen, und so wurde wieder eine offizielle Bibelerklärung nötig, eine Kirchenlehre, ebenso wie die der römischen Kirche, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich auf die Schrift stützte, und nicht auf die Überlieferung. Dadurch in ihrer Erklärung gebunden, spielten nun die Gelehrten mit Worten und Buchstaben ganz im Geiste der alten Rabbinen, und die tiefste Gelehrsamkeit bestand in der Kunst, aus der Bibel herauszuklauben, nicht was darin stand, sondern, was nicht darin stand. Indessen machte es das Volk besser: es verehrte die Bibel hoch und las sie zur Erbauung, vermischte freilich darin nicht selten Altes und Neues, Israels Gerechtigkeit mit christlicher Vollkommenheit.

Nach diesem zweihundertjährigen Ruhen auf der alles entscheidenden Autorität: Es steht geschrieben! wurde eine freiere Bibelerklärung mit Widerwillen und Mißtrauen aufgenommen. Wer hatte auch je von verschiedenen Lesarten, von eingeschobenen Stücken oder unechten Bibelbüchern gehört? Wütend griff man da nach der Waffe: Alle Schrift ist von Gott eingegeben. Aber die unerbittliche Wissenschaft antwortete, Paulus habe damit eigentlich nur gesagt: „von Gottes Geist beseelt," und mit dem Worte „Schrift" könne er auch nur die Bücher des Alten Testamentes gemeint haben. Sie lehrte weiter, daß auch nicht ein einziges Buch, wenigstens in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht, auf Gottes Befehl geschrieben sei; daß die alte christliche Kirche wenigstens in ihren eigenen Urkunden den Unterschied zwischen göttlichen und menschlichen Büchern nicht kannte; daß die vollständige Sammlung des Neuen Testamentes drei Jahrhunderte lang bei verschiedenen Gemeinden eine verschiedene war; mit einem Worte, es wurde so lange und so nachdrücklich vor der Bibelvergötterung gewarnt, daß die Zeit kam, wo wieder eine Warnung vor Bibelverachtung am Platze ist. Und als nun der Zeitgeist sich immer mehr und mehr dem Geiste der Bibel entfremdete, sprach man hier und da bereits von einer neuen Bibel,

einer Bibel des neunzehnten Jahrhunderts, wie beispielsweise ein geistreicher Franzose sein Werk „Die Bibel der Menschheit" nannte.

Seid ihr vielleicht durch all den Lärm erschreckt, liebe Leser, und nehmt ihr lieber wieder die ganze Bibel unbesehen an, als Gottes unfehlbares Wort von Anfang bis zu Ende auf die Gefahr hin, auch einen Teil Menschenworte darin mit zu übernehmen? Allein euer Wunsch geht über euer Vermögen hinaus. Man kann Augen und Ohren schließen, aber man kann nicht das Bild auswischen, das man nun einmal gesehen hat, kann nicht den Klang vergessen, den man einmal vernahm.

„Aber was soll denn diese neue Bibel heißen, die unsere alte, treue Bibel, auf die unsere Vorfahren bauten und im Leben und Sterben sich stützten, ersetzen will?" Nur gemach, vernimm ein Gleichnis. Im Haag, an einem großen Platze, steht ein altes, würdiges Gebäude, das die alten Staatsdokumente enthält, die Schriften, Unterschriften und Siegel von mindestens sieben Jahrhunderten. Was würdet ihr von einem Manne sagen, der dies Gebäude mit all seinem Inhalte vernichten wollte, vor allem diese vergilbten, gebräunten Pergamente mit den fast unleserlichen Buchstaben, und der dann ein neues Reichsarchiv baute? Täte er das erste, so könnte er das andere füglich unterlassen; denn das Vergangene kann kein Sterblicher erneuen, und wo nichts mehr aufzubewahren ist, bedarf es auch keines Archives mehr. Nun gut, wer uns eine neue Bibel schenken will, gebe uns auch neue Vorfahren!

„Wenn aber nun doch die Bibel Gottes unfehlbares Wort nicht mehr ist?" Hat denn, mein Lieber, die Autorität einer vollkommnen Unfehlbarkeit und Göttlichkeit die heilige Schrift so groß und so kräftig gemacht? Ist sie denn geschrieben, um als Gesetzbuch, als Rechtskodex für die Christenheit zu dienen? Wahrlich, dann ist sie ein Irrgarten mit Rätseln ohne Ende. Und welcher von den heiligen Schriftstellern sagt uns etwas von dieser besonderen Eingebung? Lukas doch nicht, wenn er schreibt, nur weil er's für gut angesehen hat, seinem Freunde alles ordentlich mitzuteilen, nachdem er es noch einmal mit Fleiß erkundet hat. Und Johannes doch auch nicht, der sein Evangelium nur darum schreibt: „daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen." Und Paulus doch auch nicht, der wiederholt die Bemerkung macht, daß er etwas schreibt, ohne ein Gebot vom Herrn erhalten zu haben, nur als ein väterlicher Freund.

„Aber was hat denn dann die Bibel noch vor neueren Büchern voraus?" Gerade das, daß jene neuer sind. In der Bibel haben Propheten und Apostel Gottes Wort niedergelegt und dazu ihre Kämpfe und ihren Glauben, ihre Zweifel und ihre unvergängliche Hoffnung. Die Bibel ist wie ein Felsen, auf den ein Jahrhundert nach dem andern mutige Reisende ihre Namen eingegraben haben; das Bild des Gottes-

reiches auf Erden, dessen erstes Wort lautet: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, und dessen letztes: Amen, ja, komm, Herr Jesu!

Die Autorität der Bibel ist also die des Alters, daneben die der Wahrheit, und vor allem die des Wortes Gottes. Keine Kirche oder Gemeinde lebt von abstrakten Gedanken, wie die Schulen der Philosophen. Wie das Wort einer Mutter, besonders, wenn es vom Grabe her tönt, eine ungemein große Kraft ausübt, wie sie das eines Fremden unmöglich haben kann, ebenso ist auch das Bibelwort lebendig und kräftig. Beseelt vom Geiste der Vorfahren und geprüft im Feuer des Martyriums bringt es Gottes Wort zum Ausdruck. Da auf Erden alles ausartet, auch Offenbarung und Christentum, muß sich die Christenheit durch die Bibel von einer Zeit zur anderen erneuern und verjüngen, wie an einer Quelle, die auf ihrem Gebiete sprudelt. Wer eine neue Religion begehrt, die mit dem apostolischen Evangelium nichts gemein hat, sei es eine Religion der Sklaverei oder eine Religion der Ungebundenheit, kann nicht damit einverstanden sein, daß wir die Bibel ohne allen Vorbehalt das Volksbuch einer christlichen Nation nennen. Aber wer noch auf die Gemeinschaft der Heiligen mit den gläubigen Vorfahren Wert legt, und darauf, wie er dies alte Buch, oder vielmehr diese alte Bücherſammlung, beurteilt und auslegt, der baut auch mit Ehrfurcht und Vertrauen auf dem alten Grunde weiter: Es steht geschrieben. Mit einem Worte: wo die Bibel aus dem Volksleben verschwindet, schwindet auch evangelisches Christentum dahin.

Endlich, das, was die Kraft Christi und die Gewähr der Dauer seiner Gemeinde ist, das ist auch der Fels und die Rüstung eines jeden Christen.

„Die Hausbibel, das Erbstück der Väter, ist, sagt man, für die Protestanten seit alters dasselbe, was der Fetisch oder die Terafim für die Heiden waren: der Hausgott, den man anbetet, aber dem zuliebe man nur auf wenig verzichtet, und noch weniger tut. Das einzige ist, daß man es gedankenlos herleiert und kaum recht zuhört, oder daß man in Bibelworten schelten, fluchen oder spotten lernt, was man auch sonst, wenn auch weniger profan, tun würde. Und so ist das Bibellesen der Alten schließlich nur ein protestantischer Götzendienst, wenig besser, als die römische Messe . . ."

Ein Säemann ging aus, zu säen, und ein Teil der Saat fiel an den Weg, ein anderer auf den Fels, und ein dritter Teil zwischen die Dornen. Hat er darum umsonst gesät? Wird denn der eine gute Ernte erleben, der mit jedem Saatkörnchen knausert? Ja, wir geben zu, daß das Bibellesen zu Hause mit viel mehr Verständnis und Gefühl betrieben werden muß, behaupten aber, daß es deshalb noch lange nicht als etwas Vergebliches zu betrachten ist, selbst wo es vergeblich unternommen zu werden scheint.

Wenn ich im Hinblick auf Jesus in der Wüste von der Kraft der Schrift sprach, meinte ich auch nicht so sehr ihre augenblickliche Wir-

kung, als vielmehr den Schatz, der damit im Gedächtnis für den Tag des Übels aufgespeichert wird. Gottes Wort, eingegraben in die steinernen Tafeln des Herzens. Gott allein weiß, wie oft, genau wie einst in jener Wüste Juda, der Versucher mit dem Worte, das kürzer und kräftiger ist, als jeder Vernunftbeweis: Es steht geschrieben, abgewiesen worden ist. Das ist das Schwert des Geistes, Gottes Wort, gedeckt durch den Schild des Glaubens, durch den alle feurigen Pfeile des Bösewichtes ausgelöscht werden. Gott allein weiß es, er, dessen Auge dem Saatkorne folgt, wenn es vor unsern Augen im Boden verschwindet, und der es dort langsam keimen und sprossen sieht. Gottes Auge allein folgt all diesen tausend Bibeln und tausend mal tausend Bibelworten, die vom weiten Acker der Welt nicht leer wieder zu ihm zurückkehren.

Seht dort jenen Soldaten, der einsam auf seinem Posten steht. Er ist ein Sohn armer Eltern, die ihm nichts mitgeben konnten, außer einem kleinen Büchlein, das sie umsonst erhalten hatten. Er liest zuweilen darin, weil er seine Mutter lieb hat, aber meist tut er es verstohlenerweise, denn er wird von losen Burschen wegen seiner Frömmigkeit und Einfalt verspottet, und das ist ihm dabei doch im Wege. Heute noch ward er zur Sünde gelockt, gereizt, genötigt. Schon war er wankend geworden; warum sollte er's nicht auch so machen, wie so viele andere? Doch da richtet er mechanisch den Blick nach oben zu dem Sternenhimmel, und es ist, als ob er in den Sternen lese: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Ja, so steht es in seiner Bibel geschrieben. Er erinnert sich nun deutlich an die Seite, die Zeile, die Buchstaben, an den Finger seines Vaters, der hier ein Zeichen in das Buch legte, und — der Versucher ist gewichen.

Einer seiner Schulkameraden aus demselben Dorfe ist bei einem reichen Manne in Dienst getreten, der seinen Leuten zuviel Vertrauen schenkt, weil er nur ehrliche Menschen und Halunken kennt, nicht aber schwache, deren Tugend eine Stütze bedarf. Die Mitbediensteten mißbrauchen straflos das Vertrauen, und er weiß nichts dagegen zu sagen, wenn jene angeben, der reiche Herr achte gar nicht auf solche Kleinigkeiten und könne sie auch sehr leicht entbehren. Auch ihn reizt der Klang des Geldes und die früher noch unbekannten Genüsse der Großstadt, und er wird nicht einmal wegen seiner Ehrlichkeit gelobt, höchstens von den andern nur noch mit Mißtrauen betrachtet und bei ihrem Herrn verdächtigt. Endlich streckt er zum ersten Male die noch bebende Hand nach dem aus, was nicht ihm gehört. Das ist doch wohl noch kein Diebstahl? Es ist ja nur ein kleiner Vorteil, den man sich dabei wohl verschaffen kann! Aber da ist es ihm, als ob er im Dämmerlicht des Abends an der hohen Wand des prächtigen Saales die große Kirchentafel sähe, von der er als Kind die zehn Gebote ablas und lernte, und darauf stand geschrieben — er kann es jetzt wieder ganz deutlich erkennen —: Du sollst nicht stehlen!. Und als hätte ihn eine Otter gestochen, so wirft er das Judasgeld von sich, für das er noch eben bereit war, sich selbst zu verkaufen. Was hülfe es dem Menschen —

so glaubt er irgendwo gelesen zu haben — wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Noch ein anderes, viel traurigeres Bild. Dort liegt auf dem Krankenbette ein junger Mensch, ein Jüngling oder ein junges Mädchen, das alle Sittlichkeit und Scham verloren hat und nicht einmal am Grabe der frommen Eltern, die sie so herzlich liebten, eine Träne der Reue hat. Schon lange sind Bibel und Gesangbuch zur Seite gelegt, aber was davon tief eingeprägt wurde in die Erinnerung des Kindes, das kann nicht wieder ausgelöscht werden, es gelangt wieder zur Verwendung. Auf dem Krankenlager verrinnen die Stunden langsam, und die Frucht der Sünde ist bitter. Aber was steht dort unten auf dem Fußende des Bettes oder auf dem Vorhange des Krankenlagers geschrieben? Der Schuldige verhüllt sich das Gesicht. Es waren die Worte der Schrift: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, spricht der Herr; und: Schrecklich ist es, in die Hand des lebendigen Gottes zu fallen. Aber als er noch einmal aufsieht und in seiner Angst zu beten versucht, schlägt seine Erinnerung ihm eine andere Seite des Evangeliums auf, und er sieht den verlorenen Sohn bei den Schweinen mit den Worten auf den Lippen: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. Ja, so steht dort, und auch das andere Wort noch, das ihn oder sie völlig aufrichtet: Das ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist, die Sünder selig zu machen.

Und besuchen wir nun einmal die Wohnung des geheimen Elendes. Da ist kein Brot, kein Feuer, keine Decke mehr, nur noch eine Bibel, die auch der Arme nicht leicht fortgeben wird, um das elende Leben seiner Familie noch einen Tag länger zu fristen. Aber in dumpfe Verzweiflung versunken, sieht er auch nicht mehr in diese Bibel hinein. Häßliche Gedanken ziehen wie drohende Gespenster durch sein schwachgewordenes Hirn. Soll er für seine Kinder stehlen? Oder lieber den Tod suchen, als noch länger so leben? Schon hebt er murrend die Hand zum Himmel auf, aber er läßt sie wieder mutlos sinken, und richtet das Auge auf den leeren Tisch. Von da aber spricht die geschlossene Bibel zu ihm: Kein Sperling fällt zur Erde ohne euern Vater. Ihr Kleingläubigen, auch die Haare eures Hauptes sind alle gezählt!

Und nun das Gemach des altgewordenen Reichen, der sich aber arm fühlt, weil der Glaube seiner Kindheit ihm entschwunden ist. Was soll er einwenden gegen jene gelehrten Bedenken, die ihn tödlich treffen, gegen den kalten Spott, der ihm in die Seele schneidet? Womit soll er beweisen, daß sein Christus noch der eine ist, der unveränderliche, wenn man ihm mit mitleidigem Lächeln sagt, er stehe nicht auf der Höhe der Zeit, und es ihm doch auf dieser Höhe so kalt, so leer zu sein dünkt? Gedankenlos blättert er in seinem Evangelium und sieht es an mit traurigem Blicke wie den vertrockneten Brunnen, aus dem keine Wasser des Lebens mehr entspringen. Aber da fällt sein Auge auf das, was doch noch immer dort geschrieben steht: So jemand will

den Willen meines Vaters tun, der wird inne werden, ob meine Lehre aus Gott sei, oder ob ich von mir selber rede. Ich bin ein guter Hirte. Meine Schafe kennen meine Stimme und folgen mir.

Und nun noch den Prüfstein alles vorigen. Der sterbende Reiche liegt ausgestreckt auf seinem letzten Lager; der Atem ist kurz, die Augen sind halb gebrochen, das Antlitz deckt Leichenfarbe. Aus Schrecken vor dem Tode ist zuerst der Reichtum und der Genuß davongeflohen, dann ist Wissenschaft und Philosophie, schließlich auch der Trost der Liebe und Freundschaft verstummt. Der Mensch liegt da allein, allein mit Gott, allein mit der dunklen Ewigkeit, und läßt seine Blicke angstvoll durch das reiche Zimmer gleiten, das in seinen Augen nichts anderes mehr ist, als ein großer Sarg. Aber dort hinten, da steht doch ein Buch, zierlicher gebunden als die Bibel des armen Mannes, wie ja auch sein Leben eine reichere Einfassung besaß; doch dieser Unterschied fällt jetzt weg. Das Wort bleibt für Reiche und Arme dasselbe; auch was da geschrieben steht, und worauf er vorlängst brave Eltern getrost von hinnen gehen sah: Tod, wo ist dein Stachel? und dann: Ich lebe, und ihr sollt auch leben. Amen! sagt da der Sterbende und gibt seinen Geist auf.

Und nun sage man uns nicht wieder, es werde mit der so viel verbreiteten Bibel so viel Mißbrauch getrieben, und man treibe oft seinen Spott mit ihr. Schon zu Petrus Zeiten gab es Leute, die der Schrift Meister sein wollten und die heiligen Schriften ganz nach ihren Bedürfnissen verdrehten. Schrieb er darum nicht mehr? Man frage nicht, ob Bibelworte oft nicht mehr Übles als Gutes verursachen. Ganz gewiß, denn auch der Satan nimmt das Wort in den Mund: Es steht geschrieben. Aber Jesus gibt sogleich das Gegengift in der Bibel, die die Bibel erklärt: Wiederum steht geschrieben. — Wenn der unerfahrene Soldat sich mit seiner eigenen Waffe verwundet, oder ein Wüterich Mißbrauch damit treibt, sollte man darum die Übung in den Waffen abschaffen? Die Schärfe schartig machen, als könnte man sich nicht auch mit einem stumpfen Schwerte verwunden? Oder die Schwerter erst am Morgen des Schlachttages austeilen? Nein, wir müssen für uns selbst und für unsere Kinder die ganze Waffenrüstung Gottes in Bereitschaft halten und durch gründliches Bibelstudium die Gefahren einer oberflächlichen Bibelbenutzung abwenden.

Will euch also jemand eure Bibel entreißen, so fragt ihn nur einfach, was er euch an ihrer Stelle geben will, und so lange er selbst noch nichts Besseres gefunden hat, geht still von ihm eurer Wege. Aber trefft ihr einen aufrichtigen Freund der Bibel mit der Frage: Verstehst du auch, was du lieset?, so lernet gern von ihm. Nicht ein abergläubisches Festhalten an der Unfehlbarkeit des Buchstabens, nicht eine übergelehrte und mit dem Parteistempel versehene Schrifterklärung ist es, was wir brauchen; aber ebensowenig nützt uns auch jede mehr oder weniger verhüllte Bekämpfung der Bibel, die ihr das erste Kennzeichen der Göttlichkeit: Wahrheit und Glaubwürdigkeit, abspricht. Die

biblischen Schriftsteller sind ernste und ehrliche Männer gewesen. Laßt uns mit ihnen umgehen, wie mit unseren ältesten Freunden, indem wir uns in ihre Zeit zu versetzen und in ihren Geist einzudringen suchen. Die Bibel ist uns das Band der gläubigen Menschheit vom ersten bis zum letzten Geschlechte.

Was rühmt also der Unglaube: die Axt ist dem Baume bereits an die Wurzel gelegt, und spottet der Bibel mit einem Bibelworte? Was reißt die übermütige, unbarmherzige Kritik Bücher und Blätter auseinander und steht hilflos vor der Aufgabe, sie wieder zusammenzuheften? Die Bibel ist wie ein Spiegel, der, in tausend Stücke zerbrochen, das Licht des Himmels doch noch tausendmal widerstrahlt. Hieltest du, lieber Leser, auch nur ein Stück davon in der Hand, es würde doch groß genug sein, um dich dein eigenes Bild sehen zu lassen — das Bild eines Sünders, aber in dem Lichte der Gnade Gottes.

———*———

XI

Zank, Parteien, Spaltungen

> Es ist mir zu Ohren gekommen, daß Zank unter euch sei; — ich höre, es seien Spaltungen unter euch, und zum Teil glaube ichs. Denn es müssen Rotten unter euch sein, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar unter euch werden.
>
> 1. Kor. 1, 11; 11, 18. 19.

Die griechische Fabellehre erzählt, die erste Frau, Pandora oder die Allbegabte genannt, habe aus dem Himmel eine Büchse mitgebracht, und als der unvorsichtige Mann sie öffnete, seien alle Übel über das Erdreich ausgeströmt, während die Hoffnung auf dem Boden liegen blieb. Ist denn auch das Evangelium, ist auch die Bibel eine solche Pandorabüchse, aus der Zank, Parteiungen und Spaltungen über die Welt ausgeschüttet werden, während nur die Hoffnung zurückgelassen wird? Und ist nicht allein in denjenigen christlichen Ländern Friede und Ruhe, wo man die unselige Büchse wieder geschlossen hat und auf die Bibel das Siegel der Kirche drückte, das keiner für das Volk brechen darf? Wunderbar! Jesus selbst weissagte, daß er eher Unfriede, als Friede auf Erden bringen werde, so daß die Eltern gegen die Kinder, und die Kinder gegen die Eltern aufstehen würden; und so groß war überall die Unruhe, deren Gerücht den Boten des Evangeliums vorauslief, daß Paulus und Silas bei ihrem ersten Auftreten in Europa vor die Obersten gebracht wurden mit der Anklage: sie, die die ganze Welt in Aufruhr versetzen, sind nun auch hierher gekommen.

War denn Aufruhr in Korinth, bevor Paulus dahin kam? Auf religiösem Gebiete wenigstens nicht. Die Wortgefechte der Philosophen auf dem Markte, und die Schulstreitereien der jüdischen Synagogen brachten wohl einiges Leben — oder wenigstens eine gewisse Lebhaftigkeit — aber keine heftigen Kämpfe und Spaltungen. Erst der Mann, der so demütig und bescheiden in seiner Zeltmacherwerkstatt saß, anderthalb Jahr lang, ließ diesen Zankapfel hinter sich zurück, der nach seinem Weggange von diesem und jenem aufgegriffen wurde, bis die bereits blühende Christengemeinde, vielleicht gerade weil sie von den Draußenstehenden nicht viel zu leiden hatte, völlig in Verwirrung geriet. Die Parteien standen nun bald einander scharf gegenüber; allerlei Irrlehren unterminierten das apostolische Evangelium; Eifer, Mißgunst und

vielerlei böse Leidenschaften mischten sich in Glaubenssachen. Ja, das ging so weit, daß Paulus noch in seinem zweiten Briefe (12, 20), nachdem sein erstes Sendschreiben die höchsten Wogen bereits besänftigt hatte, die Befürchtung ausspricht, er werde, wenn er nach Korinth komme, noch immer Hader, Neid, Zorn, Zank, Afterreden, Ohrenblasen, Aufblähen und Aufruhr finden. Wahrlich, Paulus erschöpft den Reichtum der griechischen Sprache, und wir müssen ihm in unserer Sprache zu folgen suchen, um nur alle Züge zu beschreiben — von den Heiligen, die in Korinth sind.

Wir reden diesmal nicht von den verschiedenen Geistesströmungen, die in der Gemeinde herrschten. Wir lassen also die Petrus-, Paulus-, Apollos- und Christuspartei denken, was sie wollen. Diese Verschiedenheiten sind doch längst im Staube begraben, und wenn wir sie wieder ausgraben wollten, würden sie kaum wieder zu erkennen sein. Ich hatte mir diesmal vorgenommen, den Weg zu verfolgen, den alle solche Parteien von altersher in der Gemeinde einzuschlagen pflegen, und ich fand ihn in den drei Worten, die ich über dieses Kapitel setzte, wenigstens einigermaßen gekennzeichnet.

Paulus beginnt seinen Brief unter dem Eindrucke dessen, was er kürzlich vernommen hat. Denn alsbald nach dem üblichen Gruße bittet er im Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß keine Spaltungen unter ihnen sein möchten, denn, so sagt er, es ist mir zu Ohren gekommen, daß Zank unter euch sei. Es sind also bereits Streitigkeiten ausgebrochen. Paulus weiß das aus guter Quelle. Er hofft nur, daß keine Spaltungen daraus entstehen, und er bittet darum in allem Ernste. Eifer, Zank und Zwietracht, sagt der Apostel weiter (3, 3), sind ihm Beweis dafür, daß die Korinther noch fleischlich sind. Und nachdem er noch verschiedene Dinge, die die Gemeinde verunzieren und verwirren, ins rechte Licht gestellt hat, kommt er wieder auf die Uneinigkeit in der Gemeinde zurück und schreibt (11, 17. 18): Wenn ihr zusammenkommt in der Gemeinde, höre ich, es seien Spaltungen unter euch, so daß ihr nicht auf bessere Weise, sondern auf ärgere Weise zusammenkommt, und zum Teile glaube ich's. Paulus kann es also nur erst halb glauben. Daß Zwistigkeiten bestanden, wußte er schon lange, aber daß auch Spaltungen entstanden sein sollten, das kann er sich fast nicht denken. Und doch mußte wohl etwas Wahres daran sein: Es müssen Rotten unter euch sein, schreibt er, Parteien, Sekten, wie sie unter den Juden als Pharisäer und Sadduzäer bestanden, und wie jene beiden die Christengemeinde die Sekte der Nazarener nannten. Eine Partei hat ihre Losung, ihre Fahne, ihren Führer, ihre Gegenpartei, in der Kirche so gut wie im Staate.

Wie standen also die Sachen in Korinth? Es war Zwist in der Gemeinde, und zwar über die Religion. Man darf dabei nicht vergessen, daß die Zusammenkunft der ersten Gemeinden etwas ganz anderes war, als unsere gottesdienstlichen Versammlungen. Es war eine Vereinigung, in der sich jeder frei aussprach, da es noch keine allgemein anerkannten Lehrer der Gemeinde gab, wie es die Schriftgelehrten oder

Rabbinen waren, denen das Recht zustand, in der jüdischen Synagoge zu sprechen. War nun unter den Versammelten ein Mann wie Paulus oder Apollos, dann leitete er natürlich die Andacht, das Gebet und den Gesang, andernfalls aber wurde das Gespräch mehr allgemein. Dann trat wohl ganz von selbst die Verschiedenheit der Gefühle zutage, da die Apostel die Freiheit des heiligen Geistes in den Gläubigen durch keinerlei kirchliches Gesetz oder irgend ein formuliertes Glaubensbekenntnis in Fesseln legten. Aber, wie Paulus mit Recht bemerkte, war es ein sittliches Gebrechen, etwas Fleischliches, wenn diese Meinungsverschiedenheiten zu Zwistigkeiten führten. Dabei berief man sich auf die Autorität eines Petrus, Paulus, Apollos oder irgendeines anderen; im Namen dieser Häupter stellten sich manche an die Spitze, und wir brauchen nur den folgenden Brief an die Korinther zu lesen, um zu sehen, wie wenig selbst der Apostel von den Unruhestiftern geschont wurde. Besonders in Korinth, der prächtigen, an zwei Meeresteilen gelegenen Handelsstadt, die den Verkehr zwischen dem Osten und Westen vermittelte, war dazu reichlicher Zündstoff vorhanden. Der herbe und exklusive Geist der Juden verband sich da mit griechischer Lebendigkeit, der das Disputieren auf dem Markte zur Gewohnheit geworden war. So prägten sich die Streitereien zu Parteien aus, an deren Spitze man mit oder ohne Willen der Beteiligten einen berühmten Mann stellte oder wenigstens seinen Namen zum Losungsworte machte. „Ich bin von Petrus' Partei, das ist das alte Evangelium"; „Nun, ich gönne euch Petrus und halte mich einzig an Paulus"; so ging es herüber und hinüber, und so mußte es wohl gehen, sagt der Apostel, wenn er auch dadurch von Schmerz und Entrüstung erfüllt wird, so daß er ausruft: Wie? Ist nun Christus zertrennt? Ist denn Paulus für euch gekreuzigt? Oder seid ihr auf des Paulus Namen getauft?

Und wenn man nun in der Gemeinde zusammenkam (als Gemeinde also, nicht als besonderer Freundeskreis), so geschah es „nicht auf bessere Weise, sondern auf ärgere Weise." Die Zusammenkünfte wurden meist mit einem einfachen, brüderlichen Mahle beschlossen, wobei auch zur Erinnerung an den Gekreuzigten das Brot gebrochen wurde. Allein, „ein jeglicher nahm sein eigenes vorhin"; die Reichen ließen sich eine Auswahl von Speisen und Wein bringen. Ihre Parteigenossen setzten sich mit ihnen an den reich besetzten Tisch. Andere kamen erst später, oder gehörten zu dem armen Teil der Gemeinde und hatten das Zusehen. So entstanden verschiedene Tafeln oder Gesellschaften, wodurch allerlei besondere Fehden, Hochmut und Mißgunst erzeugt wurden, während die Verschiedenartigkeit der Auffassung religiöser Fragen Trennung verursachte. Wenn nun für alle das Brot gebrochen, und ein Wort zum Gedächtnisse Christi gesprochen wurde, wie Paulus ja auch in Korinth das Abendmahl eingesetzt hatte, dann war „der eine hungrig, der andere trunken". Das war allerdings ein „unwürdiges Essen und Trinken", indem man den Leib des Herrn nicht unterschied, die Armen beschämte und die Gemeinde Gottes verachtete. Paulus will

haben, daß, wer Hunger hat, vorher zu Hause esse, und daß man bei der Zusammenkunft der Gemeinde einander bediene und bewirte. Denn so, wie es jetzt gehandhabt wurde, war das Mahl kein Abendmahl des Herrn, wohl aber der Weg zu einer völligen Trennung und somit zu einem noch schlimmeren Übel.

Zwistigkeiten, Parteien, Spaltungen, zu welchem Ende mußten sie führen? Wozu sonst, als zur völligen Auflösung der christlichen Kirche? In Griechenland wenigstens konnte man sich so etwas leicht denken. Die jüdischen Sekten blieben vermöge der gemeinsamen Nationalität, des gemeinsamen Gesetzes und des einen Tempels untereinander verbunden, aber in Griechenland war auf diese Weise die Schule des Sokrates im Verlaufe des letzten Jahrhunderts auseinander gegangen und hatte sich in streitende Parteien aufgelöst. Doch nein, Paulus lebt des Glaubens, daß es nicht so weit kommen werde. Einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist: Christus. Auf diesem Grunde müssen sich alle vereinigen. Und streiten sich auch die Parteien untereinander, ja, droht sogar eine Spaltung, so ist doch Paulus voll Vertrauen, daß auch dies unter Gottes Leitung zum Heile der Gemeinde dienen wird. Es müssen wohl Rotten unter euch sein, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar unter euch werden.

Fragt man, was Paulus unter denen, die rechtschaffen sind, versteht? Es sind die, deren Glaube und Liebe die Probe besteht, die sonst mit dem Feuer verglichen wird, durch das Gold und Silber geläutert wird. Er will daher, daß der Gläubige in dieser ernstbewegten Zeit sich selbst prüfe, denn, sagt er, wenn wir uns selbst richten, so werden wir nicht vom Herrn gerichtet. Aber auch wenn der Herr uns richtet und züchtigt, geschieht es, damit wir nicht mit der Welt gerichtet werden. So sah Paulus in einem unvermeidlichen Übel eine heilsame Prüfung. Sollte es mit all den verschiedenen Richtungen, Parteien und Spaltungen in unserer Kirche nicht auch so sein?

Einst hatte Jesus inmitten der lauten Menge, die ihn wie eine Sturmflut umringte, ein prophetisches Gesicht. Er sprach von seinem Leiden als von einer Bluttaufe, von dem Schwerte der Verfolgung, und sagte: Ich bin gekommen, ein Feuer auf Erden anzuzünden, und was kann ich dafür, wenn es bereits angezündet ist? Was ein Feuer von Leben und Kraft war, reiner als das, was Prometheus der heidnischen Fabellehre nach aus dem Himmel raubte, das sollte auch bald ein loderndes Kampfesfeuer werden. Und weil er das wußte und die Feindschaft der Welt nicht hindern konnte, achtete Jesus so scharf auf die ersten Anfänge der Zersplitterung im Kreise der Zwölf und stellte die Niedrigkeit eines Kindes und seine eigene Dienstbeflissenheit bis zum Fußwaschen der Jünger als Vorbild hin. Noch in der letzten Nacht ermahnte er sie in tiefem Ernste: Einer ist euer Meister, ihr aber seid alle Brüder. Dies Gebot lasse ich euch, und die Welt wird euch daran erkennen, daß ihr Liebe untereinander habt; und er schloß mit dem feurigen Gebete, daß doch alle, die glaubten, eins sein möch-

ten, wie er und der Vater eins seien. — Die Apostel selbst haben dann auch nie als Häupter dieser oder jener Partei in der christlichen Kirche auftreten wollen, so oft sie auch dazu in Versuchung kamen, so verschieden sie auch selbst nach Art und Richtung waren, und so wenig sie es hindern konnten, daß andere ihre Namen zur Parteilosung machten. Aber nachdem Paulus das Haupt unter das Schwert gebeugt hatte, Petrus gekreuzigt und Jakobus, der Gerechte, getötet worden war, und endlich auch der Apostel der Liebe, der greise Johannes, entschlafen war, — siehe, kaum ist der erste Druck der Verfolgung ein wenig leichter geworden, da scheint auch die Geschichte der christlichen Kirche für den oberflächlichen Betrachter wenig mehr zu sein, als eine Stätte des Zanks, der Parteien und Spaltungen. Und die Kirchenversammlungen, die zu ihrer Beilegung berufen wurden, haben dadurch, daß sie die Meinungen der einen verurteilten und die der anderen zum Gesetz erhoben, den Streit noch viel heftiger, die Parteien noch unversöhnlicher und die Spaltungen noch dauernder gemacht, bis endlich die christliche Freiheit vollständig einer erstrebten Einheit des Glaubens zum Opfer gebracht wurde, und durch Feuer und Schwert und Folterbank aller Widerspruch erstickt ward. So ist der Eifer um die Wahrheit schließlich zur Tyrannei der Lügen geworden. Nein, einen solchen Frieden verlangen wir nicht zurück. Die Gewissensfreiheit ist uns durch unsere Väter nur zu teuer wiedererkauft worden. Aber darum hätte man sich auch nicht wundern dürfen, daß die freie Bibelforschung gar bald wieder Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten hervorrief, und am allerwenigsten hätte man wieder durch Kirchenversammlungen und Verfolgungen die Gegenpartei als Ketzer brandmarken dürfen. Denn es müssen ja immer Parteien unter den Gläubigen sein.

Es ist selbstverständlich, daß Paulus damit die Sache selbst nicht gutheißt, sie vielmehr nur als ein unvermeidliches Übel bezeichnen will. Oder predigt uns nicht die ganze Weltgeschichte vom Paradiese an die traurige Wahrheit, daß die Menschen überall und immer wie zur Geselligkeit so auch zum Streite geneigt sind? Wir wundern uns daher auch nicht über Parteiungen und Bürgerkrieg, sie sind der rote Faden, der sich durch die Geschichte jedes Volkes hindurchzieht. Was uns aber wohl Wunder nehmen kann, das ist die Tatsache, daß gerade über das Evangelium des Friedens so endlos gestritten wird, daß die Religion, die die Liebe predigt, zum heftigsten und blutigsten Hasse Veranlassung gegeben hat. Ist das der Wahrheit eigen? Es ist sonderbar, bei den Heiden wurde über die Staatsreligion nicht gestritten, wohl aber bei den Juden; und die Juden blieben doch noch vereinigt, die Christen dagegen nicht; und wo das Evangelium rein und frei bekannt wird, ist noch immer am meisten Zank, Parteiung, Trennung. Habt die Wahrheit und den Frieden lieb, mahnt Sacharja, aber wir könnten fast den Gegensatz aufstellen: Je mehr Wahrheit, desto weniger Friede.

Woher kommt das? Sieh, wenn dort ein Mann eine Fackel trägt, wirft sie ihren Schein weit vor sich her, aber es folgt ein langer und

breiter Schatten dem, der das Licht trägt. Und wenn dieser Schatten weniger dunkel ist und sich weniger scharf abzeichnet, ist dann nicht der Grund dafür der, daß das Licht weniger hell brennt, nicht aber der, daß es besser brennt? Das Licht ist die Wahrheit, und der Schatten ist die Parteisucht. Sie muß wohl kommen, auch unter uns, und zwar um so mehr, je freier und kräftiger die Wahrheit verkündigt wird.

Von zehntausend Blättern auf demselben Baume sind keine zwei, die einander vollkommen gleichen. So ist es auch mit den Menschen und mit menschlichen Gedanken. Ein Blatt bleibt ja zwar immer ein Blatt, und ein Mensch ein Mensch. Und es gibt einen gewissen allgemeinen Charakter, der, bei Verschiedenheit im einzelnen, die Einheit des ursprünglichen Typus gewährleistet. Doch versuche nur einmal, diesen Charakter genau zu umschreiben, z. B. die Menschenrassen abzugrenzen, oder für die ganze Menschheit ein vollkommenes Muster aufzustellen, und du wirst die Schwierigkeit, wenn nicht gar die Unmöglichkeit davon einsehen. Ebenso ist es in geistigen Dingen. Es ist wohl möglich, daß tausend Menschen auf dieselbe Weise gedankenlos sind oder einander nachschwatzen; aber daß sie ganz auf dieselbe Weise denken, das ist ganz unmöglich. Nur einige von vielen finden sich in den einzelnen Prinzipien oder Hauptwahrheiten zurecht, die allermeisten schließen sich an ein bekanntes Parteihaupt an und lassen sich durch seinen stärkeren Geist beherrschen. So entsteht die Partei, Menschen, die entweder durch denselben Gedanken, oder durch denselben Namen untereinander verbunden sind und sich von der Gegenpartei unterscheiden. Allein selbst die Partei setzt noch zuviel innere Einheit voraus — wenigstens für unser Jahrhundert und seine freie Bewegung — und so kommt es, daß unsere Zeit das Wort „Richtung" erfunden hat, das nur den Weg angibt, ohne daß man sich noch über das Ende des Weges einig ist.

Das alles kann man beklagen, aber es ist nun einmal so; es ist der unvermeidliche Lauf der Dinge, in den ein weiser Mann sich so gut wie möglich zu schicken sucht. Bei der herrschenden Verschiedenheit der Denkweise ist der Mensch nun einmal zum Streite geneigt, und wo dieser einmal entbrannt ist, wirft jeder ein Stück Holz ins Feuer oder gießt wohl gar Öl hinein. Nun müßten wohl eigentlich religiöse Unterschiede einen viel sanfteren, friedlicheren Charakter tragen, als andere, aber es ist gerade umgekehrt. Die Religion ist uns eine Sache des Herzens und des Gewissens, und das muß so sein. Unser zeitliches und ewiges Heil, unser sittliches, gesellschaftliches und häusliches Leben, die Erziehung unserer Kinder und die Hoffnung unseres letzten Lagers, dazu die Ehre der Vorväter, oder bei anderen der Ruhm einer neuen Weisheit — alles, alles hängt daran. Und wir haben in unserm Gewissen für die Heftigkeit der religiösen Kämpfe einen geschickten Vorwand, da wir wie Paulus vor seiner Bekehrung meinen, Gott damit einen Dienst zu tun. Werden wir das nicht auch heute noch um uns her gewahr? Fühlt ihr nicht in euch selbst diese Glut, dieses Jagen, dieses

Feuer der Entrüstung, das keineswegs immer ein heiliges Feuer des Altars ist?

Da stehen unsere friedfertigen Alten und schauen mit vergeblicher Klage auf die Zeit zurück, als alles so friedlich zuging, und man schon von einer Vereinigung aller Protestanten sprach, ja, als selbst römisch-katholische und evangelische Christen unter ein und demselben Dache Gottesdienst hielten, kaum durch eine leichte Mauer voneinander getrennt, die auch bald ganz verschwinden sollte . . . Schöne Tage des Friedens, wo seid ihr jetzt hingeschwunden!

Ich habe diese Tage noch miterlebt, und wahrlich, viele schauen jetzt allzusehr von oben her auf sie herab. Damals lagen uns viele Torheiten und viele Bitterkeit in Wissenschaft und Kirche, viel Schwärmerei und Unglaube, viel Aberglaube und Spott mit allem, was heilig ist, gänzlich fern; aber darum will ich noch nicht behaupten, daß alles wahrer Friede in Christus, und die Einheit des Geistes in Gott gewesen sei. Und außerdem ist ein solcher Friede unter der neuerungssüchtigen Menschheit nun einmal fast mehr ein Zeichen der Ermattung nach heftigem Kampfe, als die wahre Einigkeit der Liebe. Der Krieg von außen ruhte, so mußte wieder Unruhe von innen kommen. Dabei konnte unsere Heimat von der Sturmflut der neuen Denkweise nicht verschont bleiben. Indem man einen Strauß in Acht und Bann tat, konnte man einen Renan nicht beseitigen und bekehren. Die aufgeworfenen Dämme ließen den Strom nur noch höher anschwellen und mit größerer Gewalt hereinbrechen. Auch glomm in unserer Kirche noch immer das Feuer der alten Parteien, das mit der Ausstoßung einzelner Gemeinschaften nicht gelöscht werden konnte. Und als nun alles in hellen Flammen ausschlug, da entstanden auch wieder Zwistigkeiten, Parteien und Spaltungen, genau wie vordem und immer. Erst wird die Religion Christi, des Friedenskönigs, als Zankapfel zwischen die Gläubigen selbst geworfen. Dann entwickeln sich allmählich aus diesem wirren Chaos die verschiedenen Parteien, deren jede ihr Parteihaupt oder ihre Losung wählt. Je bestimmter und ausschließlicher sich die Meinungen aussprechen, um so mehr sucht der eine den anderen vom christlichen Boden abzudrängen, und die Partei wird schließlich zur Spaltung. Ist es nicht so? Wir sehen nicht nur die ausgeschiedenen Gemeinden unter immer wieder veränderten Namen auftauchen, sondern auch unter denen, die vorher noch beisammen geblieben waren, vernimmt man den Trennungsruf und weigert sich, die Bruderhand zu reichen. Sollte es nicht vielleicht besser sein, sich wirklich voneinander zu trennen?

Aber ist das die heilsame Prüfung, die der Apostel meint? Fragt er darum in so tiefem Ernste, ob denn Christus zerteilt sei? Das Mittel der Spaltung und Ausstoßung ist seit der apostolischen Zeit schlimmer als das Übel. Ihr, die ihr in der Hitze eures Zornes diesen Wunsch äußert, denkt noch einmal ruhig und mit bittendem Aufsehen zu Gott darüber nach. Was eine Kinderhand zerbricht, kann oft Män-

nerkraft und Weisheit nie wieder gut machen. Es sind wohl Spaltungen in der Kirche untergegangen und ausgestorben, aber nie, soweit ich mich erinnere, durch den Drang der christlichen Liebe wieder mit ihr ohne Riß vereinigt worden. Häusliche Streitigkeiten werden noch oft beigelegt, so lange sie innerhalb der Wände des Hauses bleiben.

Und in wieviel Parteien sollte man denn wohl unsere Kirche zerteilen wollen? Wieviele Glaubensbekenntnisse und Kirchenformen sollten dafür wohl erfunden werden? Und wer sollte uns denn noch eine Gewähr leisten gegen neuen Abfall? Etwa Zwang und kirchliche Autorität? Aber sobald der starke Arm des Staates die Kirche losgelassen hat, ist ihre Machtlosigkeit an den Tag getreten. Und das konnte gar nicht anders sein. Das Evangelium und die Bibel mögen ein Erbgut für unsere Kinder sein, aber nicht die uns eigentümliche Auffassung davon. Die Nachkommen der echten Lutheraner denken nicht mehr wie Luther, die der strengsten Calvinisten weichen von Calvin ab; niemand bindet die Geister oder umschließt die Herzen mit einem Harnisch, wo der Sauerteig des Evangeliums die Masse durchdringt und in Gärung versetzt.

Aber wir werden auch leichter die Unruhe unserer Zeit ertragen können, wenn wir darin nur die hohe göttliche Leitung zum Heile der Kirche erkennen, denn es müssen wohl auch unter uns Parteien sein, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar unter uns werden.

Das hier mit „rechtschaffen" übersetzte Wort wird in der Sprache des Urtextes gebraucht, um eine echte, gangbare Münze, die die Probe bestehen kann, zu bezeichnen. Der Grund, warum Parteien oft nicht nur unvermeidlich, sondern auch nützlich und nötig sein können, ist dann also der, damit es offenbar wird, wessen Christentum von echter Münze ist. Darum schreibt auch Paulus zweimal „unter euch", denn es ist nicht überall und unter allen so. Nach drei Jahren des ungestörten Umgangs mit dem Herrn bedurfte der Apostelkreis wie der Weizen einer Sichtung; so war es auch in Korinth, wo man nach Paulus Weggang schwere Erschütterungen und Prüfung brauchte. Hier war die Verfolgung noch nicht zur Wurfschaufel in der Hand des Herrn geworden. Wohlleben, Hochmut, eitles Prunken mit Geistesgaben, Sichbrüsten mit seiner jüdischen Abkunft oder mit dem Sinn für griechische Philosophie verdrängten die Schlichtheit und Reinheit des ersten christlichen Glaubens. Nun sollte es an den Tag kommen, wer noch fest darin stand. Denn, so schreibt Paulus später (2. Kor. 10, 17. 18), denn darum ist einer nicht tüchtig, daß er sich selbst lobt, sondern daß ihn der Herr lobt; wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn.

Es hat Zeiten des Ausruhens gegeben, in denen Christi Gemeinde Friede hatte von außen und Ruhe im Innern. So war das Morgenrot der Kirche in Jerusalem, als alle, die gläubig geworden waren, einmütig waren und Gnade hatten beim ganzen Volke. Solche Zeiten hat auch unsere vaterländische Kirche gekannt, aber es schien, als ob diese Ruhe, nachdem sie eine Zeitlang angehalten hatte, in eine Art

Schwindsucht überging. Weniger Feuer und Leben in den Dienern Christi, oder weniger Interesse in der Gemeinde; weniger strenge und tiefgehende Untersuchung der Wahrheit, oder weniger inniges Gefühl für die Bedürfnisse des Menschen als eines Sünders und für die Unentbehrlichkeit des Erlösers. Ja, oft drohte die angenommene Religion völlig zu einer festen Form und zur Starrheit eines für immer geeichten Glaubens zu werden, während auch die Sitten weniger streng blieben, und die Grenzlinien zwischen den Gläubigen und der ungläubigen Welt fast verwischt waren. Oder auch, die Religion wurde Poesie, historisches Studium, Rednerkunst, Theologie, kurz alles, nur das nicht, was sie hätte sein sollen: das Leben der Gemeinde. Und die Bibel war zur altväterischen Antiquität geworden, an der die alten Beschläge das Merkwürdigste waren. Dann war es, als ob Paulus wieder aufstände und wie zu dem üppigen und weltlichgesinnten Korinth spräche: Es müssen Parteien unter euch sein, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar unter euch werden.

Hier sind es Gewohnheitschristen, die so oder so denken, weil sie überhaupt nicht nachdenken, und dort sind es Verstandesmenschen, deren Religion nichts weiter als Berechnung ist; viele sind völlig gleichgültig, und ihre Losung lautet: Jedem das Seine! Nicht wenige sind es, deren Göttin die Mode ist, die sich stets etwas darauf zugute tun, daß sie „auf der Höhe ihrer Zeit stehen". Sie alle lassen sich vom Strome treiben. Es ist Ruhe. Was an Nachdenken abgeht, wird durch schöne Worte ersetzt, wie die Tiefe des religiösen Lebens durch seichte Oberflächlichkeit. Sie alle gelten als Christen, da sie sich Christen nennen. Es ist Ruhe, bis sie durch einen Angriff von außen oder durch innere Zwistigkeiten gestört wird. Wer unterfängt sich, dies zu tun? Es ist ganz ordnungswidrig! Erlegt ihnen Schweigen auf! Belegt sie mit dem Banne! So war es zu Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die wackeren Kriegsknechte Christi waren die Bewahrer der Ruhe geworden. Aber diese Ruhe war nicht die rechte, war nur eine Verzögerung der Unruhe. Die Orthodoxie, durch die Märtyrerkrone in den Augen des Volkes doppelt ehrwürdig, trug das Haupt stolz. Auch der wissenschaftliche Unglaube sah in dem Bannstrahle, den man gegen ihn schleuderte, die Krone der Überwindung. Lange noch dachte die Gemeinde, der theologische Streit gehe sie nichts an, und es gab noch viele, die nach dem Grundsatze handelten, alles vortrefflich zu finden, und mit allen Frieden zu halten. Aber die meisten fühlten schließlich doch, daß sich's um die Frage „Sein oder Nichtsein" handelte. Und so wurde der Streit wieder mitten in die Gemeinde geworfen, es entstanden Parteien unter Namen, die mehr besagen, als lange Erörterungen und Beweise. Dieser ist für Paulus, jener für Kephas, ein anderer für Apollos, als ob Christus zerteilt wäre! Aber während dabei viele unsaubere Leidenschaften im Spiele sind, ist doch für manchen die Frage zu einer Lebensfrage geworden: Was ist Wahrheit? und selbst die leichtsinnige Welt wird neugierig, was doch das Christen-

tum eigentlich sei, von dem man hört, daß ihm allenthalben widersprochen werde (Apostelgesch. 28, 22). Jeder spricht darüber, klug oder töricht, laut oder leise, günstig oder ungünstig, aber man spricht doch und liest und hört davon, und wäre es nur, um auf der Höhe seiner Zeit zu bleiben, und wir freuen uns mit Paulus, weil, wenn es auch unter einer Decke oder in verkehrtem Sinn geschieht, doch Christus gepredigt wird.

Meine nur nicht, lieber Leser, daß ich nicht auch Schmerz trüge über die Wunde, die unserer Kirche geschlagen wird, die Bresche, die man mit so wüstem Eifer in den Glauben unserer Väter schießt. Meine nur nicht, ich hätte kein Herz für die furchtbaren Qualen der Seelenkämpfe, die in unserer Zeit vielen zuteil geworden sind. Ich für mein Teil würde nicht leicht die Verantwortung übernehmen, das Feuer der Zwietracht und Parteiung so mitleidslos in die Gemeinde hinein zu werfen. Aber nun, da es einmal entbrannt ist, würde ich meinen, mich an der hohen Leitung Gottes zu versündigen, wenn ich länger betrauerte, was der Herr für seine Gemeinde als nötig erkannte. Fallen auch viele ab, deren Glaube auf sandigem Grunde ruhte; ist bei anderen die Gottesfurcht in heftigen und häßlichen Eifer oder in kaltblütigen Spott entartet, rufen die Ungläubigen: Unser ist der Sieg! und die Kleingläubigen: Herr, hilf uns, wir verderben! — in all dem werden die offenbar, die rechtschaffen sind, sie, die unter dem Geschrei der Parteilosungen und Parteinamen an Christus und seinem Evangelium festhalten, deren Glaube Leben und Friede ist, und die im Ringkampfe der Parteien die Ruhe bewahren und zwischen den kämpfenden Reihen als Boten des Friedens durchgehen und nach der Wahrheit in der Liebe streben. Und oft erkennen einander gerade in solchen Tagen die aufrichtigen Freunde Christi und reichen einander die Bruderhand über die baufälligen alten Scheidemauern hinüber, die im neuen Streite geschleift wurden.

Das stimme uns zur rechten Verträglichkeit. Sie besteht nicht in dem Laissez faire der Gleichgültigkeit. Nein, ihre Wurzel liegt tiefer, im Glauben und in der Liebe. Der Glaube ruht in des Herrn Wort: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig"; und: „Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzet, die werden ausgereutet." Und die Liebe denkt nichts Schlimmes, sondern hofft alles, sie urteilt nicht leichtsinnig und freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit. — Verurteilen wir Lüge und Abfall, scheuen wir den Unglauben, den Aberglauben und die Sünde, aber achten wir auch das Heiligtum eines fremden Gewissens nach dem apostolischen Worte: Lasset euch niemand das Ziel verrücken, der nach eigener Wahl einhergeht; und es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde. Unter jeder Partei oder Richtung gibt es aufrichtige Christen. Das Urteil steht dem Herrn zu. Selbst in einem unheiligen oder schwärmerischen Treiben kann ein gutes Prinzip verborgen liegen, und jeder Irrtum auf christlichem

Gebiete ist die Entartung einer göttlichen Wahrheit. Aus allem kann man Gewinn ziehen. Alles ist euer, und wenn Kämpfe und Parteinamen und -losungen unserer Zeit längst vergessen sein werden, wird der Gewinn, der auch von diesem Streite entsteht, der Gemeinde des Herrn zugute kommen.

Nur noch eins. Daß Zwistigkeiten in Korinth waren, bedauerte Paulus; daß dadurch Parteien entstanden, mißbilligte er, wenn er sie auch unvermeidlich nennt, aber vor allem wünscht und bittet er, daß keine Spaltung entstehe. Die alte katholische Kirche dagegen verurteilte, als sie das Wesen des Christentums in Glaubenssätzen festzulegen suchte, zumeist die von ihr abweichende Partei, die Häretiker, belegte sie mit dem Banne und verfolgte sie mit Feuer und Schwert, während sie die Spaltung, das Schisma, wobei das formulierte Glaubensbekenntnis erhalten blieb, als das kleinere Übel ansah. Kehren wir auch in dieser Hinsicht zum ursprünglichen, apostolischen Evangelium zurück, das die Einheit in Christus über alles stellt. Das Abreißen eines kranken Gliedes ist Verzweiflung an der Genesung, und daran dürfen wir nie verzweifeln, solange wir das Vertrauen haben, daß Christi Lebensgeist den ganzen Körper durchdringt und schließlich allen Krankheitsstoff austreibt, wenn es dazu auch erst schwerer Fieber bedarf.

„Aber die so und so denken," sagt der Saulus (nicht der Paulus) in uns, „die sind keine Christen mehr. Wir können sie nicht mehr als Brüder anerkennen, oder in unserer Gemeinschaft dulden. Das ist keine andere Richtung mehr, sondern das ist eine ganz andere Religion." Als Antwort gebe ich ein Bild. Ihr kennt die prächtigen Erscheinungen am Sternenhimmel, die man Kometen oder Schweifsterne nennt. Wem unter den Alten ist es je in den Sinn gekommen, daß sie zu unserem Sonnensystem gehören? Und doch ist es so. Nachdem wir sie eine kurze Zeitlang gesehen haben, mit dem hellen Strahle oder dem gezackten Schweife hinter sich, eilen sie in unermeßliche Fernen hin, als wären sie stolz auf ihr eigenes Licht, und entfernen sich Millionen und Abermillionen Meilen weit von der Sonne, oft dabei von Planeten aufgehalten oder abgezogen. Aber in dieser Kälte und Dunkelheit gehen sie immer langsamer weiter. Zu einem dichten Nebel um den festen Kern eingeschrumpft, scheinen sie endlich völlig still zu stehen, aber sie biegen langsam auf der Bahn um, die sie wieder nach dem Mittelpunkte zurückführt, dem sie darauf je länger, desto schneller wieder zueilen, immer der Sonne zugekehrt; und endlich, nach vielen Jahren, sieht sie die Erde wieder zurückkehren in ihrem glänzenden Lichte. So ist es auch mit Christus, der Sonne der Gerechtigkeit. Wer weit von ihm weicht, der wird doch, wenn auch nur ein kleiner Kern in ihm ist, durch das Licht der Welt angezogen, und wird sich umwenden und wieder zurückkehren. Stoßt ihn nicht ab. Laßt ihm Raum und freie Bewegung. Einst richtet der Herr, und die rechtschaffen sind, werden offenbar werden.

—*—

XII

Ich habe Glauben gehalten

2. Tim. 4, 7b.

Vor mehr als achtzehnhundert Jahren saß in einem Gefängnisse zu Rom ein Mann, dessen Name bis auf die späteste Nachwelt kommen sollte: der Apostel Paulus. Nach der Überlieferung der alten Kirche, der wir nach eingehender Untersuchung folgen möchten, saß er dort bereits zum zweiten Male, aber er wurde diesmal härter behandelt und strenger bewacht, als das erste Mal. Seine nicht große, aber gedrungene Gestalt ist bereits gebeugt, Bart und Haar sind ergraut. Er hat erst die Hälfte der Jahre erreicht, bei denen eines Moses Auge noch nicht dunkel geworden, und seine Kraft noch nicht verfallen war; aber vielbewegt und mühselig ist sein Leben gewesen wie das eines Kriegers, dessen Dienstjahre doppelt zählen und doppelt wiegen.

Seit er den Befehl des Herrn erfüllt hat: Wie du in Jerusalem für mich gezeugt hast, so sollst du auch in Rom zeugen, steht er unter dem Eindrucke, daß sein Leben dem Ende zueile, wenn er auch, wie es Menschen bis an ihr Ende zu tun pflegen, noch immer Pläne macht. So sitzt er dort einsam im Kerker. Er hat auch keinen Schreiber mehr zu seiner Verfügung. Vor ihm liegt die Pergamentrolle, und vor seinem Geiste steht sein junger Freund Timotheus, einer der wenigen, auf die er noch zählen kann. Wie ein Vater seinen erwachsenen Sohn bis ans Ende sein Kind nennt, so hat auch Paulus in Timotheus noch immer den zarten Jüngling vor Augen, wie er ihn aus den Händen der Lois und Eunice für den Dienst des Evangeliums empfing. Herzliche Ermahnungen hat er da niedergeschrieben, aber auch düstere Weissagungen von Irrtum und Abfall. Jugendlichere Kräfte sollen sie zu bekehren und zu bekämpfen suchen; seine Kraft fühlt sich der Aufgabe nicht mehr gewachsen. Bei diesem Gedanken läßt Paulus den Griffel einen Augenblick ruhen, stützt das Haupt mit der Hand und läßt sein Geistesauge rückwärts schweifen auf einen Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhundert. Sein Leben — und das bedeutet für den denkenden, gottesfürchtigen Menschen nicht nur sein äußeres Los, sondern wirkliches Leben — findet seinen entsprechenden Ausdruck in zwei Worten: Gerechtigkeit steht über seinen Jünglingsjahren, Glaube steht über den Jahren seines reiferen Alters geschrieben. Groß war die Umwandlung in seinem inneren Leben gewesen, groß sein Ringen und sein Seelenkampf bei diesem Übergang. Erzogen im strengsten

Pharisäismus und vertrauend auf seine Gerechtigkeit nach dem Gesetz und seinen flammenden Eifer, bedurfte er viel Betens, um sein Auge an das Licht der Gnade Gottes zu gewöhnen und sich mit unbegrenztem Glauben Christo zu übergeben. Aber nun darf er auch, noch einmal zurückschauend auf dies unruhevolle, wechselreiche Leben in frohem Aufschwunge seiner Seele an den jungen Freund schreiben: Ich werde schon geopfert, und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe Glauben gehalten; hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird, nicht mir aber allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb haben.

Schöner Schwanengesang des größten der Boten des Evangeliums! Nachdem er ihn niedergeschrieben hat, meine ich ihn zu sehen, wie er noch einen Augenblick auf die griechischen Buchstaben hinschaut und vor allem auf die beiden Worte, die den Mittelpunkt für alles übrige bilden: Ich habe Glauben gehalten. Glaube: Paulus braucht das Wort wiederholt ohne weiteren Zusatz, besonders aber in seinen Briefen an einen Freund, der, selbst zum edlen Glaubenskampf berufen, jedes seiner Worte versteht. Glaube, das ist für Paulus die Stütze und zugleich der Brunnen für sein religiöses und sittliches Leben geworden, nachdem ihm der eigene Ruhm vor Gott und die eigene Gerechtigkeit entsunken sind, und er nun bezeugen muß: Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Dieser Glaube ist denn auch für Paulus nicht nur eine Überzeugung von der Wahrheit des Christentums — dieser Ausdruck ist hier viel zu schwach — nein, vielmehr eine bedingungslose Annahme und ein Vertrauen auf Christus, seinen Herrn und Erlöser, und in ihm eine Hingabe an Gott, den himmlischen Vater. Mit dem Herzen glaubt man, schrieb er bereits viele Jahre früher nach Rom, und von diesem herzlichen Glauben, mit dem er sich ganz und gar auf Christus verließ, wie der Steuermann auf den Polarstern, der nicht von seiner Stelle weicht, hatte er nun seit fünfundzwanzig oder dreißig Jahren genug Beweise erhalten, ja, darin so völlig seine Ruhe gefunden, daß er zu jeder Zeit bereit war, dafür zu leiden und zu sterben.

Und Paulus betont es nachdrücklich, daß er diesen Glauben gehalten hat. Nicht nur, daß er ihn noch stets übrig behalten hat, daß er ihm noch immer geblieben ist, sondern, daß er ihn bewahrt, festgehalten hat mit seiner ganzen Kraft. Das Wort wird sonst von dem Krieger gebraucht, der seinen Posten, vom Wächter, der den Gefangenen bewacht, und auch Jakobus braucht es, wenn er die Gläubigen ermahnt, sich von der Welt rein zu behalten.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß hinter diesem „Behalten" die Gefahr des Verlierens sich verbirgt. Gerade die Erinnerung an einen schweren Kampf läßt Paulus darüber jubeln, daß ihm der Glaube unverletzt geblieben ist. Es war eine schöne, aber beschwerliche Laufbahn, zu der er durch Christus berufen ward. Kein Ringer im Kampfe, der einer so anhaltenden und kräftigen Anspannung bedurft hätte, der

so wenig Ruhe fand, bei so viel Kampf und Streit. Bereits auf seiner ersten Missionsreise wird Paulus von einem Freunde verlassen, und von seinen Feinden gesteinigt; aber der schon Totgeglaubte erhebt sich von neuem: er hat den Glauben behalten. Die Juden erschöpfen ihm gegenüber ihre Gelehrsamkeit, die früher auch die seine war; in den Gemeinden machen ihm unaufhörliche Zwistigkeiten Unruhe; selbst Barnabas verläßt ihn, und auf einer neuen Reise wird er in Philippi gegeißelt und ins Gefängnis geworfen; aber zu Mitternacht steigen Lobgesänge aus der Tiefe des Kerkers herauf zum Beweise, daß auch da der Glaube behalten worden ist. Und so geht es weiter, viel öfter, als es uns beschrieben worden ist. Von den Juden wurde er fünfmal durch Schläge gezüchtigt, dreimal gegeißelt, und einmal gesteinigt, dreimal erlitt er Schiffbruch, einmal schwamm er Tag und Nacht hülflos auf dem Meere; er war in Gefahr in der Wüste, auf Flüssen, auf dem Meere, unter Räubern und Fanatikern, in Kälte, Hunger, Durst und Blöße (2. Kor. 11, 24—27), stets aber hat er den Glauben gehalten. Schließlich wird er in Jerusalem von dem wütenden Volke fast zerrissen, und in Cäsarea ungerechterweise gefangen gehalten und leidet auf seiner Reise nach Rom noch einmal Schiffbruch; aber auch da, wo er alles verlor und auf eine Insel verschlagen wurde, von wo er aufs neue als Gefangener ausgeliefert ward, hat er das eine, den Glauben, noch bewahrt. Und nun in Rom vor dem kaiserlichen Gerichtshofe, hat seine Freunde Schrecken ergriffen, und er ist nur mit genauer Not und nur für den Augenblick dem Rachen des Löwen entgangen. Sie haben mich dabei alle verlassen, schreibt er, nicht aber der Glaube, denn der Herr hat mir beigestanden.

Wenn ich jedoch recht verstehe, dann ist für einen so feurigen und selbständigen Charakter, wie er ihn besaß, der äußere Kampf nicht die größte Gefahr gewesen, seinen Glauben zu verlieren. Hier und da läßt er uns in seinen Briefen einen tieferen Blick in sein Gemütsleben tun, der uns erkennen läßt, daß auch da vor dem Ende des Kampfes und vor dem Siege kein Frieden war. Wie treffend beschreibt er im Römerbriefe diese Kämpfe mit dem Gesetz in seinen Gliedern, das wider das Gesetz in seinem Gemüte streitet, und während es ihn gefangen nimmt unter das Joch der Sünde, ihn ausrufen läßt: Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? wenn er nicht sagen konnte: Ich danke Gott, daß ich erlöst bin durch Jesus Christus, unsern Herrn! Oder bei der Verkündigung des Evangeliums, wobei Paulus, der tiefdenkende Geist, so gern in die Geheimnisse der Ewigkeit eindringen möchte, muß auch er, obwohl er ein Apostel ist, bekennen: Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk. Oder die Zukunft Christi, die ihm erst so hell vor Augen steht, als ob er eben dem Herrn entgegen in die Wolken entrückt werden sollte, rückt immer wieder in weite Ferne, die Hoffnung, diesen Tag zu erleben, wird immer schwächer, und die Auflösung erscheint ihm noch immer als etwas Furchtbares; aber auch hierin überwindet der Glaube, da er weiß, daß er

doch, wenn der Leib, diese irdische Hülle, zerfällt, bei dem Herrn Wohnung finden wird. Die Feindschaft der Welt und die Uneinigkeit der Gemeinde, ein unermüdlich forschender Geist und ein leicht bewegliches Gemüt, die Mühsal des Lebens und die Dunkelheit des Todes haben Paulus oft zum Herrn seufzen lassen; aber er hat auch sein Wort verstanden: Laß dir an meiner Gnade genügen, und meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig; und er hat Glauben gehalten.

Ja, gewiß, du hast ihn gehalten, du treuer Kämpfer Christi, auch damals, als der blutige Nero dich, den mit Ketten Beladenen, durch die Straßen Roms treiben ließ, wie einst Jesus sein Kreuz tragend Jerusalem durchzog; damals, als du diese Tausende von Heiden sich zusammenrotten sahst, als das Hohngelächter der Juden dir in die Ohren drang, und die Furchtsamkeit der Christen für die zerstreute Gemeinde so wenig Gutes verhieß; damals, als man dich niederknien hieß, und das Schwert über deinem Haupte blitzte, dein letzter Blick aber nach dem Himmel sich richtete, dein letzter Gedanke dem Herrn und seiner Gemeinde galt, und als dein blutendes Haupt in den Sand rollte, die Seele sich zu Christus erhob auf das Wort hin: Ich weiß, an wen ich glaube! Mochte immerhin eine undankbare Welt ihren Wohltäter ausstoßen und töten, wie sie es auch mit seinem göttlichen Meister getan hatte, am Ziele des edlen Glaubenskampfes da droben ward Paulus die Krone der Gerechtigkeit beigelegt.

So starb Paulus, und die Christenheit erbte seinen Glauben, dazu aber auch seinen Denkspruch: Niemand wird gekrönt, er kämpfe denn recht.

Ich möchte diese Ausführungen mit zwei Worten beschließen, in denen uns Paulus das Ergebnis seines viel bewegten, herrlichen Lebens gibt: Ich habe Glauben gehalten. Treffendes Wort in einer Zeit, in der so viele klagen müssen: Ich habe meinen Glauben verloren, während andere ihn noch krampfhaft festhalten, aber stets in Gefahr sind, ihn loslassen zu müssen, und wieder andere zwar fest darin stehen, aber doch finden, daß es noch so wenig Glaube gibt.

Es ist eine sehr einfache Bemerkung, von der ich ausgehen will — das Einfache wird ja so oft vergessen — sie lautet: Um den Glauben zu verlieren, muß man ihn erst besitzen. Sollte denn so viel Glaube verloren sein, als manche meinen?

Was ist Glaube? Diese Frage ist schwieriger, als sie aussieht, und in letzter Zeit nicht eben leichter geworden, und es herrscht viel Verwirrung durch den Gebrauch alter Ausdrücke, denen eine neue Bedeutung untergelegt wird, oder deren ursprünglicher Sinn entartet oder fast unkenntlich geworden ist.

Beginnen wir mit dem Glauben, der am leichtesten wiegt. Wir fragen hin und her in den Häusern: Welches Glaubens sind die Menschen hier? Katholisch, ist die Antwort, oder lutherisch, oder man nennt uns irgendein anderes Wort. Jeder hat also bis auf ganz

wenige Ausnahmen einen Glauben, wie jeder sein eigenes Kleid trägt, und keiner sich unbekleidet sehen läßt, wie verschlissen auch sein Kleid sein mag. Dieser Glaube ist ihr Name, bezeichnet ihre Abkunft, ihre Erziehung, und das Volk zeigt seinen Glauben durch seine Gebete, oder indem es die Glaubensformeln seiner Kirche bekennt, oder auch wohl durch den Haß gegen alle, die nicht seines Glaubens sind. Diesen Glauben nun kann man leicht bewahren, oder man verliert ihn eigentlich nie, man vertauscht ihn nur, oder man wirft ihn weg.

Tiefer dringt der Glaube ein, wenn er nicht bloß euer Name ist, sondern auch eure Überzeugung, sei sie nun von den Vätern ererbt, oder sei sie durch eigene Untersuchung gewonnen. Der Glaube ist ein Fürwahrhalten, sagt man, und so viel ist gewiß, daß man nicht glaubt, was man für unwahr hält. Kann jedoch ein verständiger Mensch für wahr halten, was er will? Gewiß nicht! Es muß eine Überzeugung da sein, es müssen Gründe vorliegen, warum man etwas für wahr hält, mag es auch nur die Gewohnheit unserer Kindheitszeit oder die Ehrerbietung gegen unsere Eltern sein. Ein philosophischer Schriftsteller hat behauptet, der Glaube sei eine Art Geisteskrankheit, eine Monomanie, das hartnäckige Festhalten an einer Einbildung. In allen Stücken, sagt er, ist der Vernunftgebrauch der Menschen ein gesunder, nur in diesem einen nicht. Rührt man daran, so werden sie zornig und unvernünftig, genau so wie ein Geisteskranker, der seine fixe Idee mit wahnsinniger Kraft gegen eine ganze Welt verteidigt ... Es ist möglich, daß der genannte Philosoph solchen Gläubigen begegnet ist, aber dann bestand ihr Glaube doch meist in Glaubenswahrheiten, die sie um jeden Preis verteidigten. Sollte es so sehr schade sein, wenn sie diesen Glauben verlören?

„Nein, keine Glaubenswahrheiten mehr!" ruft unsere Zeit. „Glaube ist religiöses Leben. Jeder Glaube ist christlich, der Christo folgt in dem Wandel, den er gewandelt ist." Aber so verwirrt man, um die Religion frei von Theologie zu halten, den Glauben mit religiösem und sittlichem Gefühle. Ja, ich habe einen jungen Theologen mit gemütvollem Ernste behaupten hören, daß Pantheisten, Materialisten, ja, sogar Atheisten als Christen anerkannt werden müßten, so lange sie noch irgendwelchen Glauben besäßen.

Aber was ist denn Glaube im rechten Sinne? Was ist es nach der Bibel und dem Evangelium? Es bedeutet sicherlich immer ein Glauben an jemanden oder an etwas. Dabei ist der religiöse Glaube mehr, als eine Meinung, wie wir im täglichen Leben viele Dinge glauben, die uns einer Untersuchung nicht wert sind. Denn in der Religion muß er, wenigstens für uns, eine Sicherheit sein, unser einziger Trost im Leben und im Sterben. Glauben wir nun an etwas, an diese oder jene Wahrheit, die unsere Religion lehrt, so ist es mehr eine Überzeugung, die auf dem Gebiete des Verstandes liegt, und glauben wir an jemanden, z. B. an Christus, so ist der Glaube mehr ein Vertrauen, das seinen Sitz im Herzen hat, wiewohl eigentlich Ver-

stand und Herz, Überzeugung und Vertrauen in der Religion nie recht voneinander zu trennen sind. Da nun Vertrauen ohne Grund, und Überzeugung ohne Ursache des Menschen unwürdig und sogar gefährlich ist, so wird an einem blinden Glauben nur sehr wenig verloren. Allein darum ist es noch nicht nötig, daß jeder Christ ein Theolog sei, und jeder Gläubige ein Philosoph. Die Gründe unseres Glaubens sind auch für den Einfältigen fest genug, wenn sie nur unverfälscht sind, und es ihm aufrichtig um die Wahrheit zu tun ist.

„Aber für die Gebildeteren steht die Erkenntnis doch weit über dem Glauben. Wir sind diesen Kinderschuhen längst entwachsen." Ist das wirklich eure Meinung, liebe Leser? Aber so wenig man mit den Ohren sehen kann, oder mit den Augen hören, kann man sittliche Wahrheiten durch bloße Wissenschaft ausfindig machen, und noch viel weniger durch mathematische Beweise feststellen. Wenn es einen Menschen gäbe, der nur Verstand hätte, kein Herz oder Gefühl, kein Gemüt oder Gewissen, so würde er auch keinen Glauben, gewiß wenigstens keine Religion haben.

Wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei, und denen, die ihn suchen, ein Vergelter sein werde. So umschreibt der Verfasser des Hebräerbriefes (11, 1. 6) im allgemeinen den religiösen Glauben, auch den vor und außer Christus; aber sonst, wenn das Evangelium vom Glauben spricht, so ist es: das Zeugnis Gottes annehmen, das er zeugt von seinem Sohne; während in diesem Glauben ewiges Leben ist, und er dadurch die Welt überwindet, in enger Gemeinschaft ja eins mit und in Christus. So hängt unser Glaube mit unserm ganzen sittlichen Leben zusammen. So lange keine Wahrheit in uns ist, kein Gefühl einer Verwandtschaft mit Gott, kein Sündenbewußtsein und kein Bedürfnis nach Christus, können wir nicht in Wahrheit glauben, so daß wir fest darauf bauen dürfen, seiner freudig uns rühmen, dem Tode ruhig entgegengehen wie Paulus, ja, wie der erste Anhänger und Vollender des Glaubens, Jesus Christus, der wohl hätte Freude haben können, aber das Kreuz erduldete und der Schande nicht achtete.

Nennt euch nicht Gläubige, liebe Leser, wenn nicht dieser Glaube euer Herz erfüllt und in euch eine Kraft zum Leben geworden ist. Alle Meinung und Überzeugung, alle angenommenen religiösen Formen oder blinder Selbstbetrug kann die Probe der weltüberwindenden Kraft nicht bestehen, wodurch, wie Paulus schreibt, auf dem Schilde des Glaubens alle feurigen Pfeile des Bösewichts ausgelöscht werden. Und hat dieser Glaube in unseren Herzen einmal Wurzel gefaßt, ebenso wie die Freundschaft durch täglichen, vertraulichen Umgang gewinnt, wird dann auch durch Gottes Wort und das Gebet, ja selbst durch die Glaubensprüfung der Glaube gestärkt. Seht ihr nun wohl, daß ein lebendiger Glaube noch etwas anderes ist, als das Ergebnis eines theologischen Disputes, aber auch etwas anderes, als jene unbestimmte Religiösität, die gerade das Bedürfnis eines bestimmten Glaubens fühlbar macht?

„Ich habe für dich gebeten, Simon!" sagt Jesus zum Felsenmann, auf den er seine Kirche bauen wollte. Und was hatte Jesus gebeten? „Daß dein Glaube nicht aufhöre!" Der Herr sieht also eine große Gefahr voraus, die Gefahr, daß Petrus seinen Glauben verlieren könne. Und als diese Gefahr noch näher herantritt, warnt er wieder: „Wachet und betet, denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

Aber das wird nun gerade die erste Frage sein, ob unser Geist willig ist, den Glauben zu behalten und damit die Welt zu überwinden. Wer diesen Glauben, darin er erzogen ist, als eine Last betrachtet, überläßt ihn ohne Widerstand dem Räuber, und fühlt sich womöglich noch erleichtert dabei, und der, für den der Glaube eine Fessel ist, segnet die Hand, die ihn davon befreit. Können wir von Gefahr und Verlust sprechen, wo kein Interesse vorhanden ist?

Doch auch dem, der aus inniger Überzeugung und mit aufrichtigem Vertrauen gläubig ist, drohen Gefahren. Bald belagern sie unsere Sittlichkeit, dann wieder belagern sie unsern Verstand, oft auch bedrücken sie unser Herz.

Die Sittlichkeit, das ist die Herrschaft des Gewissens in uns, ist eine Frucht des christlichen Glaubens, aber auch wieder seine Kraft. Wie ein unmoralischer Mensch ein wirklich gläubiger sein könne, vermag ich nicht einzusehen. „Sein Glaube ist tot," sagt Jakobus, ein Körper ohne Seele; er hat die Werke nicht und darum auch keine Lebenskraft. Aber mit einem sittlich-guten Willen sind wir dennoch jeden Tag, ja jeden Augenblick der Versuchung ausgesetzt. Es ist wohl nicht die gleiche Versuchung, wie jene, die einen Petrus im Innenhof des Kaiphaspalastes überfiel, aber andererseits ist es vielleicht doch die gleiche. Bekennet mich vor den Menschen, und ich werde euch bekennen vor dem Vater, sagt Jesus, und dies Bekennen erfordert mehr, als mancher jugendliche Bekenner meint. Immer und überall, wo es erfordert wird, für unsern Herrn und Heiland einzutreten; es mag wohl schwer gewesen sein in den Zeiten der Verfolgung, es ist auch heute noch manchesmal schwer genug. Wer möchte gern als Sonderling erscheinen, oder als besonders fromm gelten, oder unter den Frommen ein Ketzer sein? Wer bleibt gern hinter der Zeit zurück? Wer möchte sich gern sagen lassen, sein Standpunkt sei veraltet, rückständig, längst überwunden? Man kann einen Hund abrichten, sich auf unsern Befehl tot und unbeweglich zu stellen, und wenn auch der Vergleich etwas kindlich erscheint, ergeht es denn nicht wirklich dem Glauben gar vieler so, wenn die herrschende Meinung ihn für tot erklärt? Und wenn er tatsächlich noch lebt, warum redet und kämpft und eifert er nicht? Da haben wir das Petrusbild in vielen Gläubigen. In einem Kreise Gleichgesinnter jauchzen sie: Wir haben erkannt und geglaubt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! Aber wo man von allen Seiten schmäht und verurteilt, ertönt es, trotz des Einspruches des Herzens, ebenso laut: Ich kenne ihn nicht! Prüfen wir uns nur selbst, liebe Leser! O, es gibt so wenig selbständigen Glauben, der unabhängig

ist von der ganzen Welt, weil er ruht in Gott. Der Glaube, der zeitweilig verborgen und verleugnet wird, ist schon halb verloren.

Gefahren für die Sittlichkeit drohen noch häufiger, und zwar von verschiedenen Seiten. Es würde schwer sein, sie aufzuzählen, denn was dem einen eine schwere Versuchung ist, das wird von einem anderen mit geringschätzigem Lächeln abgewiesen. Es gibt Versuchungen für das Alter und für die Jugend, für Reiche und für Arme, aber auch für die sinnliche Natur, für das hochmütige oder ehrsüchtige Herz, für den leidenschaftlichen wie für den ränkesüchtigen und den düsteren Charakter, kurz, für jeden denkbaren Fall. Es ist keiner unter uns, der die Sünde nicht kennt, selbst wenn sie jedem in anderer Gestalt naht. Es ist aber aller Sünde eigen, daß sie die Kraft unseres Glaubens schwächt, und eine völlige Sklavenherrschaft der Sünde uns auch den Glauben völlig verlieren läßt, so daß wir nur die Hefe, den trüben Aberglauben, übrig behalten. Und andererseits bricht ein reiner, starker Glaube die Kraft der Sünde. Diesen Zusammenhang zwischen Glaube und Sittlichkeit dürfen wir nicht übersehen. Und doch wird das oft übersehen. Man nennt jemanden untadelig im Glauben, gesteht aber zu, daß seine Sitten keineswegs tadellos sind; oder man nennt jemanden einen braven Mann, aber zugleich einen ungläubigen. Im gewöhnlichen Wortsinn mag es ja so sein. Schon Jakobus schreibt an die Judenchristen, die, inmitten der Heiden lebend, sich ihrer Kenntnis des wahren Gottes rühmten: Die Teufel (Dämonen) glauben auch, daß ein einiger Gott ist, und — sie zittern! Aber das wird denn doch der Glaube nicht sein, den Paulus unter so vielen Kämpfen sich erhalten hat. Wenn einer unter meinen Lesern sein würde, der von der Sünde umgarnt ist und sich doch noch einbildet, er habe sich doch noch den Glauben seiner unschuldigen Jugend bewahrt, der bedenke es wohl: es ist eine Glaubensformel, eine leere Form, höchstens eine noch wache Erinnerung, aber, um bei ihr zu zittern!

Die Gefahren für unseren Glauben belagern oft auch unseren Verstand, und ohne daß unser Leben merklich anders wird, drängen sich uns andere Gedanken, andere Grundsätze auf, oder, was noch häufiger vorkommt: das, was wir so über allem Zweifel erhaben wähnten, ist schwankend und unsicher geworden. Brauche ich erst zu sagen, daß gerade in unserer Zeit das Denken auf eine harte Probe gestellt wird? Von allen Seiten umringen uns die Zweifel. Mag ein Buch gegen Religion und Christentum auch noch so blendend und geschickt geschrieben sein, es hat im allgemeinen doch nur geringen Einfluß. Das erste Werk von Strauß, dem Celsus des 19. Jahrhunderts, hat nur wenige in ihrem Glauben gestört, und wurde wohl meist von solchen gelesen, die schon vorher ungläubig, oder Freidenker waren. Hingegen jener leichtfertige und zugleich freche Ton, womit in Broschüren und Zeitschriften, wie in den Tageszeitungen alles, was früher heilig war, für niedrig und gemein erklärt wurde, womit man das alte Christentum als abgeschafft betrachtete, und die neueren und neuesten An-

sichten als so unwiderleglich fest hinstellte, als hätten sie schon längst alle Proben bestanden: das war es, was die Leute staunend aufhorchen ließ und den Glauben unterminierte und stumm machte. Der Dunstkreis, in dem man lebte, wurde ein anderer, und man suchte sich an ihn zu gewöhnen, um nicht in ihm zu ersticken. Ältere Leute zogen sich verstimmt zurück und fragten: Wo soll das noch hinaus? Auf jüngere machte diese neue Weisheit, wie sie es ja stets tut, einen gewaltigen Eindruck. Manch einem kostete es auch einen schweren Seelenkampf, der trotz großer Treue nicht immer ohne Verlust abging. Liebe Leser, ich rate euch nicht, euch in gelehrte Streitigkeiten zu mischen, die über euere Fassungskraft hinausgehen. Der Kampf ist in unserer Zeit populär und oft trivial genug, und die großen Wahrheiten, um die man miteinander streitet, sind wohl zu verstehen. Wenn euch dabei nun manchmal mit viel Gelehrsamkeit entrissen wird, was ihr, die ihr keine Fachleute seid, nicht verteidigen könnt, dann kann euch euer gesunder Verstand sagen, daß jene Kämpen meistens gerade das wegnehmen, was ihnen im Wege steht, daß ihre Gelehrsamkeit der Advokat ist, der für sie plädiert, nicht aber der Richter, der für sie die Entscheidung trifft. Kurzum, in unserer Zeit ist die Gefahr für jeden groß, der nicht eine tiefgegründete Überzeugung hat. Denn die meisten Menschen haben das Bedürfnis, ihren Glauben durch andere stärken zu lassen, die ebenso denken, wie sie. Selbst Paulus verlangt danach, getröstet zu werden durch den Glauben, den die andern mit ihm teilen, wie er Röm. 1, 12 schreibt. Und als ihn im Gerichte alle im Stich ließen, würde er auch schwach geworden sein, wenn ihm nicht, wie er sagt, der Herr beigestanden hätte. Steht eins von euch so allein? Es ist wohl traurig, wenn einer zur Rechten und ein anderer zur Linken abfällt, und man je länger, desto einsamer den früher so viel gesuchten goldenen Mittelweg wandelt. Wenn nur auch euch der Herr dann beisteht, und er euch lehrt, euch an seiner Gnade genügen zu lassen! Haltet jedoch nicht allzufest an jedem Satze, den man gern eine Glaubenswahrheit zu nennen pflegt. Es war einst der Fehler einer vergangenen Zeit, daß man allzuviel in Formeln faßte, so daß man die Verbindung der zwei Naturen Christi oder die Geheimnisse des ewigen Ratschlusses Gottes für ebenso wichtig hielt, wie den Glauben an Gott, unseren Schöpfer, und an Christus, unseren Erlöser. Der Glaube, der alles ohne Ausnahme, mit göttlicher Autorität entscheiden will, hat die meisten Gefahren zu fürchten. Hat die Sonne vor Josua nicht stillgestanden, oder Bileams Esel nicht gesprochen, dann verliert jener Glaube seine Bibel und seinen Gott. Sehen wir vor allem auf das, was unsere Hauptsache ist, und unser Lebensprinzip, und schließen wir uns an diejenigen an, die darin mit uns übereinstimmen, duldsam und weitherzig in bezug auf alles, was nicht zum inneren Wesen unseres Glaubens gehört. Unsere Zeit bietet uns, wenn sie uns auch keine ganz neue Weisheit lehrt, doch zum mindesten neue Beweise für die Beschränktheit der menschlichen Erkenntnis. Bitten wir mit

allem Ernste, daß unser Glaube nicht aufhöre. Wahrlich, keine Erkenntnis würde ihn zu ersetzen vermögen!

Der Geist der Forschung bringt unsere Überzeugung bisweilen ins Wanken, aber eine bittere Erfahrung, die das Herz bedrückt und lähmt, unterminiert unser Vertrauen. Und was ist unser Glaube ohne Vertrauen? Ein Feuerherd, der nicht wärmt, ein Gemälde, das uns nichts zu sagen weiß, ein Buch, in einer uns unverständlichen Sprache geschrieben. O, diese Glaubensprobe, bei der das Leben selbst den Widerpart zu halten scheint, das Leben und die Erfahrung: sie ist nicht im Geschmacke der neueren und neuesten Zeit. Zu allen Zeiten, von denen Abels und Henochs, Abrahams und Mosis an, hat der Glaube Saat auf Hoffnung gestreut, sich an ihr festgehalten, als vermöchte er den Unsichtbaren zu sehen und die Wahrheit erfahren, daß Gottes Wege nicht wie unsere Wege sind. Und solche Proben sind nötig. Die Berge lehren das Bergsteigen, und der Ozean lehrt die See befahren; und wird mancher Glaube in der Not so klein, dann ist er sicher auch zuvor nicht besonders groß und fest gewesen. Denn der wahre Glaube gründet sich nicht auf unsere wechselnde Erfahrung, sondern auf das Wort des unwandelbaren Gottes, das stets dasselbe bleibt, so dunkel uns auch sein Weg zu sein scheint.

Der Novembersturm braust durch den Wald, und die Bäume schütteln ihre Blätter ab. Der Sturm wächst und streut dürre Zweige ringsumher. Er nimmt zu an Heftigkeit und Dauer, und dicke, alte Stämme, die aber hohl geworden waren und nicht tief genug wurzelten, stürzen krachend zusammen und zerschmettern in ihrem Falle den jungen Wuchs. Der ganze Wald wogt, ächzt und stöhnt unter der Gewalt des Orkans, es ist, als ob kein Stamm stehen bleiben sollte. Aber je heftiger, desto kürzer ist der wütende Sturm. Die Sonne geht wieder auf, die Holzfäller räumen die Stämme weg; es war schade, es war noch so viel gutes Nutzholz darunter. Die armen Holzleser kehren mit schweren Bündeln trockenen Reisigs zurück. Die Sonne geht auf und wieder unter. Der Lenz naht. Der Wald steht noch . . . Ist es euch auch so ergangen, liebe Leser, steht ihr auch noch? Habt ihr Glauben gehalten?

Still liegt die Wahlstatt, umwölkt von Rauch und mit Blut getränkt. Es war ein blutiger Kampf, aber er brachte keine Entscheidung. Die noch kampffähigen Truppen vereinigen sich; die Reihen sind gelichtet, und manche Träne, die man den Toten weiht, wird von rauhen Kriegerhänden abgewischt. Aber der Fahnenträger frohlockt und hebt das in Fetzen zerschossene Banner empor. „Behalten!" rufen alle und scharen sich um ihre Fahne . . .

Das Schiff ist zerborsten, und die wütige See spielt nur noch mit den Masten und Planken, wie mit Kinderspielzeug. Die Schiffbrüchigen sind gerettet und mustern in ihren Booten das wenige, was sie haben retten können. Aber der Steuermann hebt triumphierend die Hand empor. Es ist ein kleines Ding, das er darin hält, aber es

läßt die betrübten Mienen wieder fröhlich werden, und von Mund zu Mund geht's: Der Kompaß ist erhalten!

Es ist keiner, der seinen Glauben in so großen Gefahren erhält, und für den er dann weniger wert wäre, als Fahne und Flagge im Kriege, und der Kompaß im Sturm.

Wenn man nun klagt, daß in jüngster Zeit so viel Glaube verloren gegangen sei, wäre es dann nicht vielleicht weiser, zu klagen, daß viele so wenig Glauben hatten? In den Tagen der Ruhe, als der freie, etwas erneute Protestantismus alles so schön geregelt hatte, daß jeder verständige Mensch ein für allemal wußte, was er zu glauben habe, klagte der fromme Lukas Egeling: „Ungläubige sehe ich zwar nicht, aber ach, um so viel mehr Glaubenslose." Wenn nun die letzteren einmal bei weitem die Mehrzahl der Menge ausmachen würden, der Menge, die ihren Glauben verloren hat, sollte dann im rechten Lichte betrachtet, wirklich so viel verloren sein? Glaubenslos oder ungläubig, was hätte man noch zu verlieren?

Ob einer, der auf gutem Grunde und mit seinem ganzen Herzen an Gott und Christus glaubt, diesen Glauben jemals verlieren kann? Ich meine es nicht; wohl aber, daß der ihn verlieren kann, der die große Gefahr nicht erkennt, die selbst den Heiland in der Nacht zum Gebet trieb, und die ihn auch seinen Petrus mit besorgten Blicken ansehen ließ. Schon die Propheten riefen ein Wehe über die Sorglosen, die Friede, Friede! rufen, und es ist doch kein Friede.

Aber wenn auch der wahre Glaube nie ganz verloren geht, weil er im Herzen wurzelt, mit unserem ganzen Denken, unserem ganzen sittlichen Leben verwachsen ist, so kann er doch ebenso wie die Sonne verdunkelt werden und uns kein Licht mehr spenden auf unserem Pfade. Dies ängstliche Gefühl, die Furcht, das Eine, was für uns alles ist, zu verlieren, rührt nicht erst aus den letzten Tagen, und auch nicht erst aus den letzten Jahrhunderten her. Solange in der Religion der Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge erkannt worden ist, war auch der Seelenkampf der edelsten und tiefsten Denker und Gläubigen vorhanden. Voran steht Abraham, der Vater der Gläubigen, wenn er klagt: „Ich gehe dahin ohne Kinder!" oder wenn er später auf dem Wege zu seinem schwersten Opfer mit bebender Stimme spricht: „Mein Sohn, Gott wird sich ersehen ein Schaf zum Brandopfer." Dann kommt Moses, wo er mutlos bittet: „Tilge mich aus deinem Buche!" Elias, wenn er seufzt: „Es ist genug. So nimm nun, Herr, meine Seele, ich bin nicht besser, denn meine Väter." — Schmerzliches Gefühl, wenn der Glaube den Qualen des Lebens erliegt! Nicht minder schmerzlich aber, wenn er sich verwirren läßt durch die Rätsel des Wesens Gottes, der göttlichen Weltregierung, des Wortes Gottes, wie der hebräische Weise klagt: „Wo ist die Stätte der Weisheit, die uns alles erklären soll? Sie wird nicht gefunden im Lande der Lebendigen," oder wie der Psalmdichter beim Glück der Gottlosen und der Verlassenheit der Gerechten in seiner Seelenangst ausruft: „Der Gerechte muß viel

leiden!" — Aber wie auf die Krisis einer Krankheit, wenn nur noch Lebenskraft genug vorhanden ist, die Genesung folgt, so haben auch die Gläubigen zu aller Zeit die Erfahrung gemacht, daß die Prüfung des Glaubens, köstlicher als das Gold durch Feuer geläutert, in der Offenbarung Jesu Christi zur Ehre und Herrlichkeit dienen muß, und daß die Trübsal, so unerwünscht sie auch für den Augenblick sein mag, eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit bei allen zeitigt, die dadurch geübt, geprüft werden.

Etwas wieder erhalten, was bereits verloren war, das ist nach den schönen drei Gleichnissen Jesu das Loblied des Himmels über der Erde. „Den Glauben behalten", das ist der Jubelton, der sich von der Erde zum Himmel erhebt, und das Glaubenhalten ist uns unendlich viel mehr wert, als das, was wir ohne Kampf und Gefahr zu besitzen meinten.

Mitten in der Unruhe der Zeit stehe noch einmal, lieber Leser, einen Augenblick still und frage dich selbst ernstlich: Habe ich Glauben gehalten? Doch vor allem mußt du die Frage richtig verstehen. Sie besagt nicht, ob du dein altes Glaubensbekenntnis in allen Punkten beibehalten hast, und noch viel weniger, ob die Gründe deines Glaubens noch in jeder Hinsicht dieselben sind. Es gibt Christen, die sich hartnäckig an die Losung halten: Alles, oder nichts!, die Augen und Ohren verschließen und sich stets heftig erzürnen, wenn jemand dem einmal feststehenden Gedankenkreise ihrer jüngeren Jahre widerspricht, von denen man ja nie glaubt, daß sie je hätten veralten können. Ihr Glaube kann in ihren Augen tugendsam und fest sein, aber er ist dann doch allzu beschränkt, und der Philosoph, den wir anführten, hat gewiß einmal einen solchen Gläubigen getroffen, daß er an ihm eine fixe Idee zu tadeln fand.

Setzt einmal den Fall, ihr wohntet in einem Hause, das alt und fest, aber nicht eben wohnlich gebaut ist; sollte es nicht möglich sein, eine bessere Bequemlichkeit und Verbindung in den Zimmern herzustellen oder selbst, wenn die Wände sich hie und da senken, das Fundament teilweise zu erneuern, ohne darum aus dem Hause auszuziehen? Die Wohnung bleibt die euere wie bisher, euer Haus und Boden, auf dem ihr steht. Dasselbe sollte doch mit eurem Glauben auch möglich sein. Die Wahrheit Gottes ist ewig, unveränderlich; aber unser aller Wissen ist nur Stückwerk, und infolgedessen ist unser Wissen veränderlich, wenn es nicht von der Luft, in der wir leben, hermetisch abgeschlossen ist. Vielleicht hat die Erfahrung des Lebens, oder das Nachdenken über die Wahrheit euch einige Dinge in anderem Lichte gezeigt; was euch früher als Hauptsache erschien, als nebensächlich erscheinen lassen — was schadet das? Möglicherweise sind manche Gründe eures Glaubens dahingesunken, ist das Leben des Herrn und ein Leben mit dem Herrn an die Stelle der Autorität des Bibelbuchstabens getreten, die ganze apostolische Kirche an die Stelle einzelner Bücher — was hat es damit für Not? Ist darum das Wesen und

die Kraft eures Glaubens anders geworden? Oder, wenn ihr euch nicht verändert habt, aber bei einem anderen die Gründe vermißt, worauf euer Glaube noch steht, werdet ihr ihn darum einen Ungläubigen nennen? Ihr könntet ja auch alle eure Glaubensgründe behalten haben, ohne den Glauben selbst; ihr könnt auch manchen Grund missen, ohne noch den Glauben zu verlieren. Die Zeit wird es an den Tag bringen. Wenn auf der Welt nur noch wenig zu hoffen ist, und das Auge seinen Glanz verliert, dann wird sich's entscheiden, ob sich euer Glaube voller Kraft zu Gott erhebt, und das Glaubensauge auf Christi Herrlichkeit gerichtet ist. Wir glauben, Herr! Wir haben unsern Glauben, wie klein und schwach er auch sein mag, noch behalten. Ach, hilf unserem Unglauben!

———*———

Zweiter Teil

Vorrede zum zweiten Teile

Mit dem herzlichen Danke dafür, daß ich mein Zeugnis für das apostolische Evangelium völlig aussprechen durfte, schloß ich die Reihe der ersten zwölf Reden. Während von meinen früher herausgegebenen Predigten nur einige Hundert ihren Weg zu den Lesern fanden, wurden die genannten Reden zu Tausenden begehrt. Waren sie so ganz anders oder so viel besser? Nein, aber das Banner, das dabei erhoben wurde, lenkte in der Hitze des Streites die Aufmerksamkeit vieler auf sich. Insofern ist auch meine Absicht bereits erreicht. Die Erfahrung hat erwiesen, daß es noch Tausende gibt, die nur ungern eins der beiden Extreme wählen möchten, die weder orthodox noch modern, sondern evangelisch zu sein wünschen. Wenn mich meine Ahnung nicht täuscht, wird sich diese Richtung je länger je mehr bestimmte Formen und zuverlässige Führer suchen, und vielleicht findet sich noch unter den jüngeren Theologen der Mann, der ihr bald den Weg weisen wird. Welchen Namen dieser Weg führen, aus welcher Schule dieser Mann hervorgehen wird, ist mir ganz gleichgültig. Aber wer auch immer in dem Geschlechte der Jüngeren dazu Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit, Mut und Glauben genug besitzt — ich weiß, daß ihm viele, und zwar die ernsthaftesten und gemütvollsten Christen nachfolgen werden, voll Dankes, daß sie nun nicht mehr die Wissenschaft dem Glauben preisgeben müssen, noch auch den Glauben der Wissenschaft.

Was mich betrifft, so bin ich reichlich zufrieden, wenn ich die „Stimme des Rufenden" habe sein dürfen, der es ankündigt, daß die Zeit erfüllt, und der Tag nahe ist. Ich habe daher in meinen ersten Reden nur einige Grenz- und Meilensteine an den Weg setzen wollen, den unsere Kirche zu gehen hat. Daß dabei die Tausende von Lesern alle mit mir übereinstimmen würden, habe ich keinen Augenblick erwartet, und auch bereits hier und da das Gegenteil davon erfahren. Es würde ja auch ein schlechtes Zeichen für eine feste Überzeugung oder einen nur einigermaßen gegründeten Glauben sein, wenn man eine im Laufe der Jahre gereifte Anschauung dem Eindrucke eines flüchtigen Augenblickes oder einiger Broschüren preisgeben wollte. Aber man hat doch von einer Richtung Kenntnis genommen, die noch zu wenig laut und mutig ausgesprochen wurde und dadurch in den Verdacht der Lauheit und Prin-

zipienlosigkeit kam. Bei der uns so trotzig aufgedrängten Entscheidung: Orthodox oder modern! hoffe ich wenigstens einige meiner Leser überzeugt zu haben, daß die Weisheit nicht, wie Hiobs Freunde wähnten, mit den Älteren sterben werde, aber daß auch die Weisheit nicht erst mit den Jüngeren geboren wurde.

Ferner weiß ich, daß vor allem meine Auffassung der Bibel es ist, die mich bei den Rechtgläubigen und bei manchen von der alten konservativen Partei verdächtig macht. Schon vor mehr als acht Jahren ergriff ein Mitbruder die Feder gegen mich — und es war eine scharfe! — weil ich die apostolische Überlieferung (nicht über, aber) vor die Schrift zu stellen wagte, und mit Rom behauptete, daß nicht die Bibel die Kirche gestiftet habe, sondern die Kirche die Bibel. Ich kann mir denken, daß es einem Protestanten vom alten Schlage ebenso schwer fallen mag, sich von der göttlichen Autorität des Buchstabens frei zu machen, wie einem römischen Katholiken von der Autorität der Kirche. Es scheint ein so festes Fundament zu sein, wenn da ein von Gott ganz eingegebenes Buch vor uns liegt, das alle Wahrheit lehrt, allen Irrtum widerlegt, alle Streitigkeiten schlichtet. Verschiedene Auslegungen kann man noch leicht ertragen, selbst die ungereimteste, wenn sie nur vor der Autorität der Bibel halt machen oder sie stützen. Über ganze Kapitel kann man hinweggehen oder über ganze Bücher schweigen, wenn ihr Inhalt einige Schwierigkeiten bereitet. Aber die Bibel behält man dann doch noch. „Wenn man dieses Buch fahren läßt, dann ist in unserer Zeit alles verloren!" — Ich wünsche ja auch, meine lieben Leser, sie zu erhalten und sie zur Wirkung kommen zu lassen, aber doch so, wie die Bibel selbst sein will, nicht aber so, wie Menschen sie aufgefaßt haben. Ich sage es noch einmal und will es hundertmal wiederholen: die Bibel bezeichnet sich nicht als „von Gott eingegeben", und Christus gibt uns kein Buch zum Gesetzgeber und Richter. Dann würde wohl das apostolische Zeitalter gewiß nicht zu Ende gegangen sein, ohne daß ein authentisches und von den Aposteln selbst geprüftes Exemplar inmitten der Gemeinde niedergelegt worden wäre, das sie der treuen Sorge der Gemeindeaufseher befohlen hätten. Aber die Gemeinde bestand auch schon längst vor den apostolischen Schriften. Die mündliche Überlieferung ging mit der schriftlichen Hand in Hand; und noch im zweiten Jahrhundert versichert ein Kirchenvater, daß er in zweifelhaften Dingen lieber die Alten um Rat frage, die die Apostel noch gekannt haben, als die Bücher.

„Haben also die biblischen Bücher keine andere Autorität, als die ihrer vielfach unbekannten Verfasser? Darf man sie ebenso wie die anderen Schriften des Altertums hier für unecht oder gefälscht, dort für unrichtig oder lügenhaft, und an einer anderen Stelle wieder für

weniger sittlich und weniger fromm erklären, als ständen sie auf einer viel niederen Stufe der Bildung und Humanität?" Von den Büchern des Alten Bundes will ich jetzt nicht reden, wiewohl ich sie als den kostbarsten Schatz aus der vorchristlichen Welt hoch verehre. Aber die Evangelien, Briefe und Prophetie des Neuen Testamentes — sollten es nach dieser freieren Anschauung nicht mehr und nicht weniger als siebenundzwanzig alte Bücher sein? Hier kommt es mir vor, als ob man auf der linken Seite ebensoweit irre ginge, wie auf der rechten. Nicht nur durch ihren Inhalt legitimieren sich diese Bücher vor den anderen als echt. Wenn wir nicht mutwillig alles für unecht erklären, was in unser Prinzip nicht hineinpaßt, so kennen wir auch weitaus die meisten ihrer Verfasser. Diese stehen der Erscheinung Christi nahe genug, um in ihren Berichten glaubwürdig zu sein, und ihr Charakter ist über alle Verdächtigungen zu weit erhaben, um nicht auch ihre Gefühle für aufrichtig zu halten. Dazu hatten sie entweder als Apostel, oder auf Veranlassung der Apostel durchgängig eine besondere Berufung, mündlich oder durch die Schrift zu reden, und hatten in weitem Maße teil an der Gemeinschaft des heiligen Geistes, der die erste Gemeinde Christi beseelte und einigte. Setzen wir nun also zum Schlusse einmal den ganzen Gedanken einer besonderen göttlichen Eingebung beiseite, um einfach die Frage zu stellen: „Wenn Matthäus oder Lukas selbst uns etwas von Christus erzählten, Petrus, Johannes und Paulus uns ihn verkündigten, sollten wir ihnen nicht glauben?"

Und nun noch etwas, das viele in unserer Zeit übersehen. Die Bibelbücher mögen, jedes an sich, ursprünglich keine andere Heiligkeit besessen haben, als andere Bücher aus der prophetischen oder apostolischen Zeit, selbst als einige, die uns heute noch erhalten sind; sie tragen doch das ehrwürdige Siegel der Gemeinde Gottes und bewahren uns ihr Leben und ihren Glauben.

Bei der Frage nach dem Kanon, oder der gesetzlichen Sammlung der heiligen Bücher, hat man sich viel zu viel abgemüht, dieses Recht für alle biblischen Schriften in Anspruch zu nehmen und dadurch der Tatsache nicht genug Gewicht gegeben, daß doch in jedem Falle ein solcher Kanon da war. Um nun wieder nur vom Neuen Testament zu reden, so bestand also bereits im zweiten Jahrhundert in jeder einigermaßen in sich abgeschlossenen Gemeinde ein kirchlicher Bücherschatz, ohne daß dieser durch irgendeinen allgemeinen Befehl gesammelt oder geordnet worden war. Und dann mögen noch lange einzelne Schriften zu den angezweifelten gehört haben, manche wurden hier und da mit dazu gerechnet, die wir heute nicht mehr dazu zählen. In der Hauptsache herrschte Übereinstimmung, und die vier Evangelien bildeten durchgängig den Grundstock. Noch in der Zeit der Zerstreuung und Verfolgung über-

setzte man das Neue Testament ins Lateinische und Syrische. Wie kamen die weit voneinander zerstreuten Christen zu denselben Büchern, die aus Osten und Westen, von Babel bis Rom, gesammelt worden waren? Es waren doch nicht die einzigen religiösen Schriften, denn es wurde damals viel geschrieben; aber das Zeugnis des Heiligen Geistes in der Gemeinde hat diese ausgelesen und das Siegel darauf gesetzt, und unsere Zeit hat kein Recht, dieses wohlgeordnete Ganze auseinander zu reißen und dann jedes Buch besonders zu zergliedern, als wäre es eben erst zufällig in dieser oder jener Klosterbibliothek gefunden worden und nicht bereits durch den kirchlichen Gebrauch von mindestens siebzehnhundert Jahren geeicht.

Doch dazu kommt noch mehr. Kein Menschengeschlecht hat sein Christentum aus den geweihten Büchern abgeleitet, wenn schon es darin eine Stütze fand. Der Gelehrte kann die Bibel auf seinen Studiertisch legen und Prinzipien daraus herleiten. Aber die Studierstube ist nicht die Welt. In der Welt dringt der Geist der Väter zu den Kindern hindurch, und das Glaubensleben pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, indem es seine Adern durch das ganze Leben ausbreitet. Das ist der christliche Geist, dem sich niemand in der Gemeinde, niemand selbst in der bürgerlichen Gesellschaft ganz entziehen kann. Es gibt gewiß kein Volk, das sich strenger abgeschlossen hat, und das dem Zeitgeiste hartnäckiger Widerstand bot, als die Juden; und sind sie etwa ganz außerhalb des Einflusses des Christentums geblieben? Um wieviel mehr stehen dann christliche Völker unter dieser mächtigen Einwirkung! Die Überlieferung — nicht die einer Legende oder Geschichte oder einer kirchlichen Form oder frommen Sage — nein, die Überlieferung des christlichen Glaubens und christlichen Lebens war stets die Kraft und Lebensgewährschaft der Kirche. Das Kind sog sie mit der Muttermilch ein; der Jüngling und die Jungfrau nahm sie auf in dem guten Bekenntnis, oder sah ihre Kraft und Bedeutung in der Sterbestunde eines älteren Geschlechtes. Der Maler schilderte sie, der Bildhauer grub sie in Stein und Erz, der Gesetzgeber verwebte sie in seine Gesetze. Kurz, die christliche Überlieferung ist zwar keine übermächtige Herrscherin, wie Rom meint, noch auch eine faselnde Alte, für die sie die moderne Wissenschaft hält, sondern eine Mutter, die ihre Kinder aufzieht, so daß Jahre und Jahrhunderte des Stillstandes und der Entartung nötig sein würden, um nach und nach ihre Spuren zu verwischen.

Haben wir nun so die Prinzipien und die erste Entwicklung des Christentums klarer vor Augen, dann stehen seine geweihten Bücher nicht mehr in so weitem Abstande von uns, als wären sie — wie das goldene Buch der Mormonen — achtzehn Jahrhunderte in der Erde begraben gewesen, so daß die Gelehrten ihr gutes Recht erst noch be-

weisen müßten. Nein, von den ersten Notizen des Matthäus und den ältesten Briefen des Paulus an, die kaum dreißig Jahre nach Jesu Abschied von der Erde geschrieben wurden, leben diese Bücher in und mit der Gemeinde. Eine große Zahl von Schriften, die an das apostolische Zeitalter heranreichen, schließen sich daran an. Noch die Gräber der ersten Christen sprechen mit ihren sinnvollen Inschriften von demselben Glauben. Wie das israelitische Volk sich zugleich mit seinen heiligen Büchern gebildet und entwickelt hat, so auch die christliche Gemeinde. Und ohne Befehl oder gegenseitige Abmachung hat das jüdische Volk mit dem Ende der Prophetie, die christliche Kirche mit dem des apostolischen Geschlechtes seine geweihte Büchersammlung geschlossen. Die Bibel ist das Bild des Lebens und Sterbens der ersten Gläubigen. Die Gemeinde, die noch als Augenzeuge darüber urteilen konnte, hat ihr Siegel darauf gedrückt. Das sind, wie Lukas schreibt, die Dinge, die unter uns vollkommen feststehen. Man hat daher auch in der letzten Zeit eine neue Geschichte des apostolischen Zeitalters erdichten müssen, um den Büchern des Neuen Testamentes den Platz streitig zu machen, der ihnen zu allen Zeiten in der Gemeinde eingeräumt worden war.

Ich habe vielleicht etwas zu weit ausgeholt, oder habe manchen über die Köpfe hinweggeredet. Wollen wir aber Tagesfragen besprechen, so müssen wir sie auch verstehen. Es genügt nicht, zu sagen: Ich halte mich an meine Bibel! Ihr meint das wohl und wollt das auch, aber ihr tut das nicht. Es ist manches Wort in diesem Buche, von dem ihr abweicht; und mit Recht. Es gehört einer anderen Zeit an, die längst vorüber ist. Das Anführen von Bibelsprüchen, Moses und Christus, Ezechiel und Paulus durcheinander, war die Waffe allerlei möglichen Sekten und Schwarmgeister. Wir müssen die Bibel in ihrer Anlage und ihrem Zusammenhange kennen lernen. Ermutigt durch das Interesse so vieler mochte ich gern noch einmal den Weg dazu zeigen. Ich hatte große Lust, den Weg von Anfang an mit euch zu gehen, und die Schöpfung, Abrahams Berufung, Moses Gesetze, Israels Psalmen, Sprüche und Prophetie und dann seine Schriftgelehrsamkeit zu beschreiben, um daraus zu zeigen, was auch für uns von unverändertem Werte ist und dem Christentume mit zum Fundamente diente. — Meines Erachtens liegt die Lösung vieler Fragen nach dem Evangelium in den Büchern des Alten Testaments. Allein um den Plan auszuführen, würde die Aufgabe, populäre Vorträge zu bieten, in steigendem Maße an Schwierigkeit zunehmen, und dann würde damit noch immer nicht das apostolische Evangelium, sondern nur erst die Voraussetzung dazu geboten werden. Ich lasse also diesen weitergreifenden Plan vorerst ruhen. Inzwischen gewinnen gewagte Versuche, die ganze alte Geschichte umzustoßen, die nötige Zeit, um wieder vergessen

zu werden oder einander ums Leben zu bringen. Das, was uns näher liegt, und uns auch näher angeht, will ich in dieser neuen Reihe von Vorträgen besprechen: das ursprüngliche Evangelium, wie es von Christus geoffenbart, durch die Apostel und Evangelisten von jedem in seiner Weise verkündigt wurde.

Dieser Plan bedarf jedoch noch einiger Erläuterung. Wie man ehedem die ganze Bibel durcheinander warf oder sie in Texten und Beweisstellen sezierte, so verfahren noch viele, die das Alte Testament in Ruhe lassen, mit den Büchern des Neuen Bundes. Das führt nun zwar nicht ebensoweit von der Wahrheit ab, aber es läßt uns doch auch nicht heller sehen. Wenn man ein Wort der Bergpredigt durch den Römerbrief des Paulus erklärt, oder in einem Atem Jakobus und Johannes sprechen läßt, so wird das Ganze, wie Flüssigkeiten, die einander chemisch lösen, eine recht trübe Masse werden. Wir müssen daher jeden Schriftsteller oder Redner über das Evangelium zunächst erst selbst hören, seinen eigenartigen Sprachgebrauch in Betracht ziehen und seine Gedanken in ihrem eigenen Zusammenhange erfassen. Dies steht zum Wesen unseres Glaubens und zum Fundamente unserer Gemeinde in einem engeren Zusammenhange, als mancher vielleicht denkt. Was früher versäumt wurde, ward später übertrieben. Man versichert uns schlankweg, daß die Lehre der Apostel nicht mehr die Lehre Jesu sei, und daß sie auch nicht miteinander übereinstimmten; daß die christliche Kirche aus einigen neuen und großen Prinzipien entstanden sei, die Jesus verkündigt habe, daß sie aber mit jüdischen und heidnischen Bestandteilen vermischt worden sei; daß das Neue Testament durchaus nicht ein Ganzes ausmache, sondern eine Mosaik verschiedener Anschauungen, die zusammen ein mißglücktes Gebilde darstellen, da Jakobus gegen Paulus ankämpft, und Johannes von Petrus weit abweicht, so daß die meisten Schriften des Neuen Testamentes, auch die geschichtlichen, eigentlich Parteischriften seien . . . Und die gute Gemeinde weiß nicht, daß es die zerrissenen Schuhe der Theologen sind, die uns damit angepaßt werden.

Dies erinnerte mich wieder an einen Plan aus meiner Studentenzeit, als von all diesen Dingen noch keine Rede war. Da das Anführen und Auswendiglernen der bunt durcheinander gemischten Beweissprüche mir von Anfang an lästig war, nahm ich mir vor, einmal eine besondere Untersuchung darüber anzustellen, welches die eigentliche Lehre Jesu sei, an erster Stelle nach den älteren Evangelisten und dann nach Johannes, um schließlich zu sehen, wie die ersten Prediger des Evangeliums darauf weiter bauten. Ich wollte das Evangelium des Petrus, Jakobus, Paulus und Johannes jedes für sich kennen lernen als die Strahlen, worin das Prisma der menschlichen Natur das ursprüngliche

Himmelslicht gebrochen hatte. Allein in jener Zeit habe ich, da mir die genügenden Vorarbeiten noch fehlten, diesen Plan nicht weiter verfolgt, wenn ich auch den Gedanken daran stets im Auge behielt. Nun, nach sechsunddreißig Jahren sehe ich, wie mir viele, von Neander, dem ich in meinen jungen Jahren am liebsten folgte, an, bereits den Weg gebahnt haben, auch solche, deren Schlußergebnis nicht das meinige ist. Es ist also keine neue Auffassung des Evangeliums, die ich hier geben werde: Christus und seine ersten Zeugen. Manch anderer würde das ebensogut oder besser wiedergeben können. Ich hoffe jedoch, daß für manche damit ein Licht auf düstere Bibelstellen fallen wird, oder daß sie mit anderen versöhnt werden, an denen der Gläubige am liebsten stillschweigend vorüber geht — was heute nicht mehr so leicht ist wie früher. Vielleicht, daß wir später noch einmal die Person Christi genauer zusammen betrachten, jetzt wollen wir mehr Gewicht legen auf seine Lehre, als die Wahrheit, die frei macht. An die Lehre Jesu schließen sich zunächst Jakobus und Petrus an; schon mehr wissenschaftlich weiter entwickelt sind Johannes und Paulus, während der Verfasser des Hebräerbriefes noch einmal am Abend des apostolischen Zeitalters Altes und Neues Testament in Christus vereinigt und uns das Ergebnis hinterläßt, womit ich diese Skizze beschließe, und wenn der Herr will, auch diese neue Reihe der Vorträge zu beschließen hoffe, in der Hoffnung, daß sie durch Gottes Gnade etwas zur Befestigung des Glaubens beitragen mögen:

Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit.

Haag.

C. E. van Koetsveld

I

Das erſte und das letzte Wort der Bibel

Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde. 1. Moſ. 1, 1.
Amen, ja komm, Herr Jeſu! Offb. 22, 20.

Es war in den letzten Tagen des vorigen Jahres, als ich erſchöpft von der Arbeit an dem, was ich zu meiner Gemeinde und zur Heimatkirche zu ſprechen hatte, ſpät in der Nacht die nötige Ruhe ſuchte. Der Körper ruhte denn auch, nicht aber der Geiſt, der ſich in das geheimnisvolle Land der Träume verirrte. Denn wenn wir auch die Zeiten für vorübergegangen halten, in denen die Gottheit zu ihren Günſtlingen in Träumen und Geſichten ſprach, und der Tag erklärte, was die Nacht offenbart hatte, ſo iſt ſie doch noch immer wunderbar und rätſelhaft, dieſe phantaſtiſche Nachwelt, in der der Geiſt lebt und ſich doch gebunden fühlt.

Ich lag alſo und ſchlief und träumte ruhig und befriedigt, weil ich auch im Schlafe noch wußte, daß ich für meine Arbeit vorbereitet war. Aber da klopfte es. Ich ward gerufen. Ich ſollte ſofort auf die Kanzel treten. Dieſe eine Predigt hatte ich noch nicht vorbereitet. Und in der Eile griff ich nach meiner Bibel und fragte: Was ſoll ich nun ſagen? Ich habe alles, was mir auf dem Herzen lag, bereits geſagt, und nun, in ſo wenigen Augenblicken, während die Glocken bereits läuten? Wie? fragte die Stimme, die mich rief, weißt du nichts zu reden? Nimm nur das Alpha und das Omega, das erſte und das letzte Wort deiner Bibel. Darin iſt alles enthalten, dein Leben, das Gottesreich, die Ewigkeit. — Und alsbald wurde es mir klarer, was ich zur Gemeinde reden ſollte. Ich wollte aufſtehen und gehen — da erwachte ich, und ſiehe, es war ein Traum.

Es war ein Traum, wie andere Träume: eine unfreiwillige Tätigkeit des Geiſtes, der bewegt ward vom Atem der Phantaſie, aber dabei doch nicht außer dem Bereiche des Vaters der Geiſter. Als mir dann nun alles, was ich alsbald ſagen zu müſſen glaubte, beim Erwachen noch klar vor dem Geiſte ſtand, beſchloß ich, wenn das Weihnachts- und Neujahrsfeſt mich nicht mehr in Anſpruch nehmen würden, meiner Gemeinde das zu geben, was mir im Traum zuteil geworden war: das erſte und das letzte Wort der Heiligen Schrift — wenn wir abſehen von dem Segenswunſche und der Unterſchrift, mit denen Johannes das Buch der

Offenbarung schließt und absendet: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen. — Nachdem ich diese Predigt gehalten hatte, wurde von vielen Seiten der Wunsch laut, mit ihrer Wiedergabe die neue Reihe der Vorträge zu eröffnen. Diese Absicht lag mir bei ihrer Ausarbeitung fern, und ich hoffe nicht, daß sich die Hörer in ihrer Beurteilung geirrt haben. Möge denn dies Wort wohlwollend aufgenommen werden als Einleitung zu den Worten des großen Meisters, ein Rahmen, um sein Bild aufzunehmen, zu dessen Füßen wir uns das nächste Mal niederzulassen hoffen.

Ihr habt also oben das erste und das letzte Wort gelesen, wißt aber noch nicht, was diese seltsame Zusammenstellung bedeuten soll. Ich will es euch sagen. Drei Gedanken standen mir dabei vor der Seele, und ohne daß ich sie aufgezeichnet hatte, sind sie mir treu im Gedächtnis geblieben:

Der Mensch zwischen zwei Ewigkeiten.

Die Bibel zwischen Anfang und Vollendung des Gottesreiches.

Die Christen zwischen der Erinnerung und Hoffnung des Glaubens.

Sind das für euch nun vielleicht noch drei Rätselworte? So hört nur weiter!

Des Menschen Dasein auf der Erde hat sicher ein Ziel. Dies Ziel kann nicht der kurze Sinnengenuß sein, durch die viele ihr Leben dem Leben der Tiere gleich machen. Ebensowenig aber auch irgend eine mechanische Arbeit, mit der der Mensch mit Pferd und Esel in die Minen hinabfährt oder auf die Berge steigt. Nicht zum Packesel und noch viel, viel weniger zum Schwein ist der Mensch geboren. Ist die Arbeit nötig und ist der Genuß erlaubt, so fühlt er sich doch zu etwas Höherem bestimmt. Dadurch füllen sich unsere Kirchen, und es wird eine Flut von Büchern und Schriften verbreitet. Es ist ein Hunger und Durst nach dem Höheren. Nach was? Denken an erster Stelle, glauben an zweiter, leben, sittlich und geistlich leben vor allem. Jeden dieser drei Punkte hielt ich im Auge, denn unser Denken ruht allein in der Ewigkeit, unser Glaube im Gottesreiche, unser Leben im Glauben.

Gehen wir auf dieser Spur weiter, und fordere ich von euch einige Anstrengung, so ist doch auch der Kampf unserer Zeit, in der wir auf diesem Wege Ruhe suchen, groß und schön. Jeder von uns hat mit oder ohne seinen Willen Anteil daran. Niemand ist, der in unseren Tagen über Gott und Religion nicht mehr als sonst nachdenkt: — denken, was ist das?

Was meint ihr, sollte auch das Tier denken können? Nein, in des Wortes vollster Bedeutung nicht. Es sucht seine Begierde und ist listig in den Mitteln und Wegen dazu, weiter nichts. Reise, wohin du willst, wenn das Pferd müde ist, dich weiter zu ziehen, dann legt sich's und steht nicht wieder auf, und ist dein Hund satt, dann streckt er seine Glieder in der Sonne aus. Das Tier quält seinen Geist mit all deinen Plänen und Erwägungen nicht. Es sieht die Sonne aufgehen und fragt nicht, von wo sie ihr Licht erhält, oder die Eisenbahn fährt

hundertmal an ihm vorbei, aber nie berechnet es ihre Kraft. Der Mensch allein ist ein denkendes Wesen. Das ist unser Adel, den uns mancher eingebildete Weise vergebens zu entreißen sucht. Des Menschen Ursprung ist von oben her, Gottes Bild und Gottes Geschlecht. Wie ermüdend und schmerzlich es ihm auch oft sein mag, der Mensch kann es nicht lassen, solange er nicht ganz entartet und vertiert ist: er denkt. Sieh es an deinen Kindern, bei denen schon im zweiten Lebensjahre das suchende Auge, das gespannte Gesichtchen und das unbestimmte Fragen das eigene Nachdenken verraten. Sie wollen wissen, und zwar alles, alles von euch wissen, weil das Kind noch denkt, ihr wüßtet alles, und oft kostet es Mühe, seinen Fragen zu entgehen, ohne daß es unsere Unwissenheit merkt. Dasselbe sehen wir in der Kindheit des Menschengeschlechtes, da die ältesten Dichter und Weisen mit dem Unerreichbaren und Unerklärbaren beginnen. Ehe sie noch die Zeit kennen, fragen sie nach der Ewigkeit, und ehe sie noch die Erde durchwandert haben, fragen sie nach dem Himmel und nach Gott. Und wiederum sehen wir es an unserer Zeit, die — man mag sie loben oder tadeln — ernsthafter ist, als frühere und unermüdlich in gärender Bewegung ist, sucht und denkt. Sagen wir's offen, daß sie übertreibt und irrt, daß sie ungläubig und übermütig ist wie ein Knabe, der sich einbildet, der Rute entwachsen zu sein, daß da mehr Torheit ist als Weisheit, und viel mehr Nachahmerei als Ursprünglichkeit, daß selbständiges und unabhängiges Denken nicht jedermanns Sache ist — aber ihr werdet trotzdem meiner ersten Behauptung nicht widersprechen: Der Mensch, und namentlich der in unserer Zeit, denkt.

Also noch einmal: denken — was ist denken? Habt ihr darüber schon einmal nachgedacht? Seid ihr euch selbst bewußt, was ihr tut, wenn ihr denkt? So viel ist sicher: wer denkt und nachdenkt, sucht etwas; und was er sucht, die Sache, der er sein Vergnügen opfert, seine Mühe und Nachtruhe, um die er kämpft und ringt, das muß etwas sein, worin er ruhen kann: eine Erklärung der Rätsel, eine Lösung der Widerwärtigkeiten, die ihn foltern. Wahrheit und Einheit muß er in das große Ganze bringen, zu dem er selbst gehört, worin er so schwer einen sicheren Ruheplatz finden kann. Was ist die Welt? Was ist das Leben? Was ist der Mensch und Gott? Was ist vor uns gewesen, und was wird nach uns sein? Was werden auch wir selbst einmal sein? Gibt es einen Zweck und Zusammenhang, einen Anfang und ein Ende für alle Dinge? Diese Fragen bestürmen uns. Können wir sie auch nicht beantworten, so können wir sie doch ebensowenig vermeiden. Sage nicht, es sei Vermessenheit, Sünde, Unglaube, so viel zu fragen, nenne es nicht verächtlich Menschenweisheit, oder die Philosophie ein neues Heidentum. Was der Mensch nicht lassen kann — Atem holen oder denken — das kann ihm niemand verbieten oder als Sünde anrechnen. Sollte es denn für einen Gläubigen unerlaubt oder bei ihm Sünde sein? Schlage deine Bibel auf! Moses und Hiob, der Prediger und Jesaia, und so manche Psalmdichter in Israel sind

Gläubige, aber auch Denker, die durch Fragen und Rätsel sich hindurchringen, oft verzweifeln, aber doch den Gedanken bis zu Ende durchdenken, bis sie ruhen in Gott. Und sobald in den Tagen des Neuen Testaments das Evangelium von Christus unter die Völker ausgeht, tritt Paulus auf als der große Denker des apostolischen Zeitalters, der das, was Gott mit der Welt vorhat, zu ergründen sucht, bis er müde ausruft: Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. O, welch eine Tiefe des Reichtums, beide, der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte, und wie unerforschlich seine Wege!

Auch wir denken. Wir suchen nach der höchsten Einheit, die zugleich die höchste Wahrheit ist, und nur in diesem letzten Worte des Denkens können wir Ruhe finden. Beantwortet nun die Bibel alle diese Fragen des denkenden Verstandes? Gewiß nicht, wenn wir sie, wie viele, als ein Gesetzbuch betrachten; wenn wir einige Beweisstellen wie ebensoviele Gesetzesparagraphen herausnehmen und zu einem System zusammenschmieden und dann mit diesem festgeschlossenen System in der Hand zu den Menschen sagen: Das müßt ihr glauben, soweit müßt ihr denken und weiter nicht. — Wohl aber gibt uns die Bibel eine befriedigende Antwort, wenn wir sie auffassen als das Gedenkbuch der gläubigen Menschheit, das für uns das Wort Gottes enthält, ausgehend von den fernsten Zeitfernen, als Gott Himmel und Erde schuf, und ruhend in der letzten Zukunft mit dem Wunsche: Amen, ja, komm Herr Jesu!

Ist die Bibel auf Gottes Befehl so geordnet? Nein, nicht auf Gottes Befehl, aber doch wohl unter göttlicher Fürsorge. Die Heilige Schrift ist die Frucht des Geistes Gottes in der gläubigen Menschheit, und die Sammlung dieser Bücher die des Glaubensbewußtseins der Gemeinde und ihrer Führer. Nicht ohne Grund haben die jüdischen Schriftgelehrten die Genesis, das Buch der Ursprünge, vorangestellt, wie dies auch mit dem Anfang aller Dinge begann; und ebensowenig geschah es ohne Grund, daß die Ältesten der christlichen Gemeinde die Heilige Schrift mit der Offenbarung Johannis schlossen, wiewohl das Buch nicht als das letzte von allen geschrieben wurde. Sie suchten einen Anfang und eine Erfüllung, einen Ruhepunkt vorher und einen Ruhepunkt nachher. Dort die Schöpfung aller Dinge, hier die Zukunft Christi, und stellten so, wie es mir im Traume vorschwebte, den Menschen zwischen zwei Ewigkeiten.

Als ich beim Erwachen darüber nachdachte, fragte ich mich selbst — was vielleicht schon diesem oder jenem meiner Leser auf den Lippen liegt — ob zwei Ewigkeiten wohl ein gesunder und logischer, ein rein philosophischer Gedanke sei. Vielleicht nicht; aber sicher ist es ein echt menschlicher und ein biblischer Gedanke. Man erinnere sich nur des Anfangs des alten Wüstenliedes, des Gebetes Mose, des Mannes Gottes (Ps. 90): Von Ewigkeit zu Ewigkeit bist du Gott. Oder denke an den eigenen Namen des Gottes Israels, den das Neue Testament dem Alten entlehnt hat: in den ersten Bibelbüchern „Ich bin, der ich sein

werde", und in den letzten „Der ist, der war, der sein wird". Seht, meine Leser, wenn ihr denken wollt, könnt ihr nun einmal nicht anders, als menschlich denken. Eure Gedanken sind an die Zeit gebunden, die des größten Weisen nicht minder als die des einfältigsten Toren. Der nachdenkende Verstand hat nun das Bedürfnis, sich über das flüchtige Heute hinaus auszubreiten. Ausgehend vom gegenwärtigen Augenblicke denkt er sich immer weiter und weiter zurück unter die Menschengeschlechter, die vor uns gewesen sind, vor Jahrhunderten und Jahrtausenden, vor Christus, vor Moses, vor Abraham — ja, selbst vor Adam, in die geheimnisvolle Vorwelt, die die Wissenschaft unserer Zeit zu entschleiern sucht. Aber welchen Ruhepunkt und welchen Anfang finden wir? In der Natur nichts, als endlose Bewegung und Veränderung, unbegrenzt wie der Sternenhimmel. Das Haupt wird uns müde. Was war denn vor diesen Tausenden und Millionen Jahren? Welches ist der erste Ursprung dieser fortwährenden neuen Schöpfungen der Vorwelt, für die wir keine Naturkräfte kennen? Was ist der allererste Anfang aller Dinge? Wo steht die Grenze der Zeit, der Ausgangspunkt vom Anfang aller Dinge, bei dem wir das müde Haupt niederlegen können? Ich finde diesen Punkt nicht, weder in den neuesten, noch in den älteren Büchern. Und wieder schlage ich meine alte Bibel auf und lese in ihr den unbeschreiblich erhabenen Anfang: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht. — Frage mich nicht, ob vor diesem Anfange nichts war; ob wir uns denn Gott als vor und ohne die Welt einstmals allein bestehend vorstellen müssen; ich weiß es nicht, und kann es mir nicht denken. Nur so viel sehe ich, daß hier für menschliche Erkenntnis eine Grenze gezogen ist, eine Ewigkeit, in der der Strom der Zeit entspringt; und in dieser Zeit eine Allmacht, Weisheit und Liebe, die die erste Ursache ist von allem, was besteht, und was einst noch nicht bestand. Aus Gott, durch Gott und zu Gott sind alle Dinge. Wißt ihr etwas Besseres, ihr großen Denker unserer Zeit? Und wenn ihr nichts wißt, so kann euer Nichts uns auch keine Ruhe geben.

Und nun die Ewigkeit vor uns. Unser Denken eilt mutig voraus, weit über die Grenzen unseres Lebens hinweg. Wie wird es über hundert, wie über tausend Jahre auf dieser Erde aussehen? Wird die Menschheit immerzu Unruhe und Streit erregen, bis die Menschen auf der übervölkerten Erde einander verdrängen und zertreten? Die Wissenschaft kann es uns nicht sagen. Wohl lehrt sie uns, daß es einst auf Erden anders gewesen ist, aber ob es einst anders werden wird, ob die Erde auch wie jedes Geschlecht, das auf ihr lebt, einst alt werden und sterben wird, das lehrt sie uns nicht. Aber die Bibel setzt schon von Anfang an einen Grenzpfahl ans Ende. Erfüllt die Erde und herrschet über sie, so lautet Gottes Segen über die junge Menschheit. Und wenn sie diese Bestimmung erreicht haben wird? Durch das Gesetz und die Prophetie hin streckt sich Gottes Wort stets auf diese endlose Zukunft aus, von der Jesaia ein Bild in scharfen

Umrissen gezeichnet hat. Das goldene Zeitalter, das die Heiden in die Vergangenheit setzten, ist ihm die Hoffnung der Zukunft. Und das Evangelium lichtet den Schleier noch etwas mehr. Es spricht oft von einem Ende, einem Gerichte, einer Ernte, mit einem Worte: von der Zukunft des Herrn, bis das letzte Bibelbuch mit der Schilderung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, auf der Gerechtigkeit wohnt, abschließt, und das schmachtende Verlangen Ruhe findet in dem: Komm Herr Jesu! Frage mich nun nicht weiter, wie sich am Ende der beweglichen Dinge solch eine unveränderlich vollkommene Zukunft ohne Wechsel oder Fortschritt der Zeit überhaupt denken läßt. Ich weiß es nicht und kann es mir nicht denken, aber das allein weiß ich, daß nur im Hinblick auf solch eine Ewigkeit all mein Denken, Sinnen und Fragen zur Ruhe kommt, ebenso wie das Auge auf dem Hintergrunde eines Gemäldes ruhen bleibt, und wie selbst der unendliche Raum des Himmels uns ein hohes und festes Gewölbe zu sein scheint, — Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wißt ihr es besser, ihr großen Denker unserer Zeit? Und wenn ihr es nicht wißt, — in eurem Nichts kann unsere Seele keine Ruhe finden.

Während so die Bibel den Menschen in die Mitte zwischen zwei Ewigkeiten stellt, antwortet sie nicht auf alle Fragen, erklärt sie nicht alle Rätsel. Täte sie das, wir würden sie nicht verstehen. Der endliche Verstand kann das Unendliche nicht erfassen. Die Religion ist die Wissenschaft des Unbegreiflichen, die Algebra des Denkens, ausgehend von dem Unbekannten, das keine Ziffer auszudrücken vermag. Aber gerade das ist die ganz einzigartige Vortrefflichkeit der Bibel, daß sie uns die richtige Grenze des menschlichen Denkens zeigt: hinter uns die Ewigkeit, auf der die Schöpfung des Weltalls ruht, vor uns die Ewigkeit, zu der ihre Vollendung hinleitet.

So findet unser Denken seine natürliche Grenze, wo es übergeht in Glauben. Aber der Anfang und das Ende aller Dinge — wenigstens auf dieser Erde und für sie — ist zugleich der Anfang und die Vollendung des Gottesreiches. Und in der Geschichte dieses Gottesreiches ist die Bibel das Buch der Menschheit, das sie nach dem Anfange zurückweist, und sie nach der Vollendung hinschauen lehrt; das große und einzige Buch der Bücher, dessen Grundlage im Paradiese liegt, und das den Menschen begleiten soll bis ans Ende, wenn der Herr kommt.

In diesem Gedanken des Gottesreiches auf Erden, oder des Himmelreiches liegt nicht nur der Schlüssel des Evangeliums, sondern auch der Prophetie, ja, des ganzen Alten Testamentes. Es war ein beschränkter jüdischer Gedanke, wenn man sich Jehova bloß als den Schutzgott des israelitischen Volkes dachte und als das einzige Ziel seiner Herrschaft die Verherrlichung seines Volkes und seines Gesetzes, die einst über die Heiden herrschen, aber sie auch niederschlagen und zermalmen sollten. Selbst der denkende Israelit unserer Zeit wird nicht mehr behaupten, daß sein Volk der einzige Gegenstand der göttlichen Sorge

sei. Auch seine heilige Schrift lehrt es ihn anders. Nicht nur, daß Jesaia von einer Zeit singt, in der die Erde voll Erkenntnis des Herrn sein wird, wie die Wasser den Boden des Meeres bedecken, und daß Salomo seinen Tempel baut zu einem Hause des Gebetes für alle Völker, sondern schon Moses wollte, daß die ganze Erde die Majestät des Gottes Israels sehen sollte, und die Fremden zu ihm kämen und hörten von seinem starken Arme. Schon Abraham glaubte an einen Richter der ganzen Erde, und der Name dieses Erzvaters ward allen Geschlechtern zum Segen gesetzt. Ja, schon in der Schöpfung des einen Menschenpaares ist dieser Gedanke enthalten, da Gott aus einem Blute aller Menschen Geschlechter gemacht hat, um den ganzen Erdboden zu bewohnen, daß sie den Herrn suchen sollten (Apostelgesch. 17). Das Gottesreich bestand denn auch bereits vor Abraham: in Enos' und Henochs Zelte, in Noahs Arche, in Sems und Japhets Geschlechtern, und die Israeliten wurden bloß die Schatzträger der Freunde Gottes für das ganze Menschengeschlecht. Unter ihnen wurde eine Regierung Gottes errichtet, die mit der tyrannischen und geisttötenden späteren Theokratie nichts gemein hat, weil sie natürlich war und nicht gekünstelt, die Herrschaft des Gotteswortes über sein Volk, wobei die Propheten, Männer aus dem Volke, als Jehovas Dolmetscher reden. Aber nicht immerzu rufen diese Dolmetscher zum alten Gesetze zurück. Das „Vorwärts" ist ihre Losung. Die ganze Prophetie weist voraus auf eine bessere Zukunft hin, die auch anderen Völkern zugute kommen soll. Der Messias kommt, und mit ihm Friede und Gerechtigkeit. Es ist nicht genug, daß Gott ihn über Jakobs Haus stellen sollte, auch die Heiden gibt er ihm zum Erbteile und die Enden der Erde zu seinem Eigentume. Und als die Prophetie einschlummerte, ist ihr letztes Wort der große und hellleuchtende Tag des Herrn. Jedes folgende Geschlecht begrüßt den Fürsten des Heils von ferne. Bereits vor Jesu Zeit wurden in der Gewinnung vieler Judengenossen die Erstlinge der Heidenwelt geerntet. Endlich sagte die Stimme des Predigers in der Wüste: Die Zeit ist erfüllt, das Himmelreich ist nahe herbei gekommen! Und es kommt. Lange schimmerte das Morgenrot, aber noch unerwartet steht das Licht der Welt über dem Gesichtskreise.

Man hat in letzter Zeit die alte Geschichte umgekehrt. Es ist doch auch langweilig, daß sie so gar keine Veränderung zeigt. Wie also die Menschheit eine veredelte Affenrasse gewesen sein soll, so soll auch der wahre Gott in Israel aus einem Stein entstanden sein, den es zuerst anbetete. Und nachdem die jüdische, griechische und die morgenländischen Religionen das Edelste hervorgebracht hatten, was die Menschheit liefern konnte, ist aus der Vereinigung dieser drei Ströme die wahre und höchste Religion entsprungen, vertreten durch den Menschen Jesus — derselbe Jesus, der von all dieser Gelehrsamkeit nichts wußte und nie bei ihr zur Schule gegangen ist, der aber so redet, wie es ihn der Vater gelehrt hat. Und es ist dann doch sonderbar, daß nie und nirgends mehr die Steine der Heiden Gott werden, ebensowenig

wie der Affe ein Mensch. Die Wahrheit ist, daß das Christentum einfach die Vollendung der israelitischen Religion war, der Glaube Abrahams, der nach der Prophetie und durch das Evangelium zu allen Völkern gebracht wurde. Nichts ist in Christus, wovon wir den Keim nicht bereits in der alten Heiligen Schrift finden; nichts ist in den Aposteln, was seine Quelle nicht hätte in Christus. Wenn ein Fluß in seinem Laufe den wilden Waldbach des Gebirges mit aufnimmt, verändert oder verleugnet er damit seine Quellen nicht. So bleibt auch die wahre Religion ursprünglich, wenn sie auch in sich alles aufnahm, was wahrhaft menschlich und darum in seinem ersten Ursprunge göttlich ist. Das Gottesreich zu gründen in seinem Blute und allein durch das Zeugnis der Wahrheit auszubreiten, die Sünder mit Gott versöhnend: das war der größte Gedanke Jesu, den die Propheten doch kaum vermutet hatten, der aber, bei den Heiden niemals aufkam. Denn es war die Entwicklung des Gottesgedankens selbst, der im Gottesreiche auf Erden ausgedrückt wurde, und das ist noch heute die einzigartige Kraft des Christentums als einer Weltreligion, die nichts in ihrem Laufe aufhalten kann. Wo Christi Name genannt oder bekannt wird, da offenbart sich das Gottesreich, Gottes Hütte bei den Menschen, geschieht es auch unter vielerlei Streit und Unvollkommenheit. Das Christentum ist nichts, oder vielmehr, es ist eine Lüge, ein Selbstbetrug, wenn es nicht das Gottesreich auf Erden, und die Bibel seine reinste Urkunde ist.

Welche Zukunft der Herr diesem Gottesreiche in Aussicht stellt, ist bekannt. Vor allem in Bildern und Gleichnissen hat er sie dargestellt. Als ein Fischnetz sollte es die See durchziehen, wie ein Sauerteig überall durchdringen, wie das kleine Senfkörnchen breit auswachsen, und ebenso wie der Acker Unkraut tragen neben dem Weizen, von dem der Säemann nicht überall die gleiche Ernte einsammeln würde. Wie ein Schatz, der im Acker verborgen ist, sollte das Heil dieses Gottesreiches nicht von allen entdeckt, wie die köstliche Perle nicht von allen richtig geschätzt werden; die Opferfähigkeit, die es verlangt, würde vielen zu groß, und die Einladung nicht allen willkommen sein. Aber die Weisheit sollte gerechtfertigt werden von all ihren Kindern, und dem großen Hirten würden seine Schafe folgen, die seine Stimme hören und ihm nachgehen. Doch welche Form die Vorstellung auch annahm: überall steht am Ende der Erwartung: Der Herr kommt! Er kommt als ein Bräutigam zum Feste, als ein Herr zu seinen wachenden Knechten, als Verteiler der Talente, um die Seinen zur Rechenschaft zu rufen, als der Hirt, der des Abends die Schafe von den Böcken scheidet, oder als ein König zum Gerichte, aber immer wieder tritt hervor, was das Kennwort der alten Kirche wurde: Maran atha, der Herr kommt!

Aber wenn nun diese Kirche zu ungeduldig nach der Zukunft des Herrn ausschaute, wurde sie daran erinnert, daß der Herr sein Wort nicht bricht, aber langmütig ist, und nicht will, daß irgend einer verloren gehe, während doch auch tausend Jahre bei ihm sind wie ein Tag. — Die tausend Jahre gingen vorüber, und ganz Europa war in

ängstlicher Spannung; aber der zweite Tag Gottes brach an, von dem erst unsere Kindeskinder den Abend sehen werden, und scheint hier und da die Morgenröte eines besseren Tages am Horizonte zu schimmern, so ist doch noch immer die Bedingung für die Ankunft des Herrn, die Predigt des Evangeliums an alle Völker, nicht erfüllt. Aber mit ungestilltem Verlangen jauchzt jedes Geschlecht der Gläubigen dieser Zukunft entgegen, und das letzte Wort der Heiligen Schrift ist wie sein letzter Atemzug: Amen, ja, komm, Herr Jesu!

Frage mich nicht, wie diese Zukunft des Herrn gestaltet sein wird. War seine erste Ankunft ganz anders, als die prophetische Schilderung sie dargestellt hatte, wer vermöchte dann jetzt zu beschreiben, was kein Auge gesehen, kein Ohr vernommen und was in keines Menschen Herz gekommen ist? — Ihr braucht es uns wirklich nicht zu lehren, ihr Weisen unserer Zeit, daß das Kommen auf den Wolken mit Engeln und Posaunenschall morgenländische Bildersprache ist, der das natürliche Geschehen nicht entsprechen kann. Wir wußten das schon lange. Paulus hat uns das schon gelehrt, daß es nichts anderes ist, als ein Rätselbild, in einem flimmernden Metallspiegel gesehen. Wenn das Vollkommene gekommen sein wird, dann, ja, dann wird es besser sein, und nach dem großen messianischen Gerichte Gott alles in allem. Hier hört all unsere Vorstellung auf. Es ist wieder die Ewigkeit Gottes, worin unser Denken und Glauben ruht. Genug, daß von Jahrhundert zu Jahrhundert gerade durch das Schmerzgefühl über Irrtum und Sünde geweckt, der Notschrei der gläubigen Menschheit sich hören läßt: Ja, komm, Herr Jesu!

Es ist wenig, es ist rätselhaft und unbestimmt, was wir von dieser Vollendung des Gottesreiches wissen. Es ist wahr, aber was hat der Unglaube sich da in den Weg zu stellen? Welche Erklärung weiß er für die Herrschaft der Sünde, während doch Gott allein herrschen müßte? Welch befriedigendes Ende weiß er für die Weltgeschichte? Der Glaube fand stets den letzten seiner Ruhepunkte in Gott. Denn der Denker in Israel ruhte in dem Gedanken: Gott wird alle Dinge ins Gewicht bringen, wenn auch seine Wege höher als die unsrigen sind, wie der Himmel hoch über der Erde ist. Und die Christen finden Ruhe in dem Worte ihres Meisters: Seid getrost, ich habe die Welt überwunden, und ich gehe hin und komme dereinst wieder.

Zwischen diesen beiden Endpunkten nun: dem Anfang des Gottesreiches im Paradiese und seiner Vollendung bei des Herrn Zukunft, bewegt sich Gottes Wort in der Bibel als die Losung der gläubigen Menschheit sehnsüchtig nach dem Höheren und Besseren verlangt, nach der Anbetung des Himmels, den Himmel zum Schutze der Erde und um sie einst selig zu machen. Und das Ziel des Schöpfers muß und wird einst erreicht werden. Die Bibel schildert uns diesen Kampf zwischen Licht und Finsternis und stellt zwischen diese beiden Endpfähle hinein Christus als den Mittelpunkt, das Licht der Welt. Jede andere Religion, selbst die des Moses, ist die Religion des Vergangenen, aber der

Glaube an Christus ist die Religion der Zukunft, da die ganze Christenheit sehnsüchtig nach dem Höheren und Besseren verlangt, nach der engeren Gemeinschaft mit ihrem Herrn. Einst, im Anfange, schuf Gott Himmel und Erde; die Erde zur engeren Gemeinschaft mit ihrem Herrn. O gewiß, so ist es nicht immer gewesen, nicht immer hat Sünde und Elend diese Erde verwüstet, aber so soll es auch nicht immer sein, denn wenn Christus kommt, liegt die Sünde zerschmettert unter seinen Füßen. Vor dem Anfange des Gottesreiches war noch kein Tag auf Erden, nach seiner Vollendung wird keine Nacht mehr sein.

Niemand halte mir entgegen, daß solche Erwägungen über Denken und Glauben für das christliche Leben unfruchtbar seien, daß es dazu besser ist, das Schuldgefühl zu erwecken: Tugend zu üben, Liebe zu Gott und den Menschen anzuerziehen. Gerade weil das Christentum kein Gesetz ist, sondern ein Lebensprinzip, hat auch der Christ an einer Lebensregel nicht genug; er braucht Lebenskraft. Und wo finden wir die? Der einfältige Bibelglaube, den unsere Väter an die Stelle einer blinden kirchlichen Autorität setzten, gerät immer mehr und mehr ins Wanken. Was sollen wir nun tun? Sagen: ihr müßt glauben? Aber wer gibt uns dazu das Recht? Und können wir anderen das Vermögen dazu geben, können wir es ihnen möglich machen? Oder sollen wir die ganze Gemeinde zu Theologen machen, die die Zeugnisse der Kirchenväter zählen und wägen können und zur Not auch die alten Sprachen lernen? Aber eine halbe Gelehrtenbildung macht ungläubig, sagte mit Recht ein weiser Mann, wie gründliche und unparteiische Gelehrsamkeit den Glauben fest macht. Nein, aber es wird mehr und mehr unsere Aufgabe, die Gemeinde zu dem anzuleiten, was in ihren Bereich fällt. Die Schwierigkeiten, die sich in fast jedem Bibelbuche finden, enttäuschen da wohl manchmal, nicht aber die Bibel als ein organisches Ganze, wie es die christliche Kirche mit geringen Einschränkungen bereits seit siebzehn Jahrhunderten besitzt. Die Erinnerung an die Schöpfung ist dabei das Prinzip und bleibt das Ziel des Alten Testamentes, und das Neue streckt von Anfang an sich aus nach der Zukunft des Herrn. Dazwischen hängt alles wie eine Schaukel an diesen zwei großen Pfosten, die festgerammt sind in dem Felsen der Ewigkeit. Wer an keinen Schöpfer Himmels und der Erden mehr glaubt, und keine Zukunft des Herrn mehr erwartet, des Christentum wird wenigstens nach meiner innigsten Überzeugung ohne Bestand sein, mag auch seine Weltanschauung achtenswert, und seine Sittenlehre rein sein. Laßt solche Leute nur ruhig ihre Weges ziehen, um so rascher sind sie dann am Ende. Und bleibt uns zwischen diesem Anfange und Ende der Bibel noch sehr viel dunkel und ungewiß, so doch die Tatsache nicht, daß Gottes Wort im Himmel seinen Anfang nimmt und dort einst seine Vollendung findet. Und so findet der Christ seine Lebenskraft in der Erinnerung des Glaubens: Gott schuf; und sein Lebensziel in der Hoffnung des Glaubens: Der Herr kommt.

Gott schuf Himmel und Erde, und Gott sah an alles, was er gemacht

hatte, und siehe, es war sehr gut. Das liest der Gläubige auf der ersten Seite seiner Bibel, aber das liest er auch in seinem eigenen Herzen. Nein, es ist nicht möglich, daß alles um und in uns von einem Zufall oder blinden Naturgesetze abhängen sollte, noch viel weniger, daß ein böser Geist von Ewigkeit her regiert hätte. Oder wer sollte dann das gute Prinzip in uns gelegt haben? Alles ist aus Gott, aus ihm, der ewig und unveränderlich, der allmächtig und allwissend, der auch heilig und gnädig ist, der sich erbarmt über seiner Hände Werk und vor allem über den Menschen, den Träger seines Bildes auf Erden, den er zum Glücke erziehen will. Diese Überzeugung ist die Wurzel des Glaubenslebens, die Handschrift Gottes in unserem Herzen, der Fels des geistlichen Lebens, wozu wir immer wieder zurückkehren. Gott war es, der uns ins Dasein rief, das Ziel muß göttlich sein. Er, der uns im Mutterschoße auf eine uns unbegreifliche Weise bildete, regiert und lenkt auch unser Leben mit einer Weisheit, die wir nicht verstehen, zu einem Ziele hin, das wir noch nicht begreifen, aber das ganz gewiß gut ist. Und haben wir diese Schöpferallmacht Gottes in unseren eigenen Herzen erfahren, o, dann sind wir vollkommen ruhig. Der das gute Werk in uns angefangen hat, der wird es auch vollenden auf den Tag Christi.

Fühlt ihr nun nicht, daß ich euch noch zu etwas Besserem und Fruchtbarerem einlade, als zu einer philosophischen Erörterung oder geschichtlichen Betrachtung? Was auch manchem meiner Leser zu hoch sein, oder zu fern liegen mag, gewiß ist es nicht das Leben. Das Leben mit all seinen Rätseln, Mühsalen und Beschwerden ist keinem von uns unbekannt; ich hoffe, auch der Glaube nicht, der erst wirkliches Leben schafft. Habt ihr mit diesen Mühsalen und Beschwerden zu kämpfen, so ist dies auch mein Los, und drängt sich auch oft die Frage auf: Hat mich dazu ein weiser und liebreicher Gott geschaffen? Ja, sag ich, auch dazu, wie er den Wald auch geschaffen hat, daß er das Lied des Sturmes singen sollte, wenn der Wind durch seine Zweige braust, das dürre Holz abschüttelt und die lebende Wurzel sich tiefer eingraben läßt. Das Lied vom Sturme ist für den Christen der Leidenspsalm, der seine Seele zu seinem Gott erhebt. — Oder seid auch ihr in vielerlei Versuchung und Gefahr? Inmitten der Gefahren und selbst in gewaltigen Umwälzungen hält der Schöpfer sein Werk in der Hand. — Und habt auch ihr eure Sünde und Schwachheit, die euch drückt und beschwert, so war das wohl nicht die Absicht eures Schöpfers, aber gegen die Krankheit schuf er die Medizin, und für alle Sünde Versöhnung in Christus Jesus, unserm Herrn.

So müssen diese Töne des Schöpfungsliedes unser ganzes Leben durchdringen. Wir haben dazu die Bibel durchaus nötig. Altes und Neues Testament, Propheten und Apostel, ja, den ganzen Ratschluß Gottes. In meiner Jugend, als man anfing, den Unterschied zwischen Altem und Neuem Testamente besser einzusehen, aber auch einige bereits das Alte Testament zu gering einschätzten, als wäre es für

Christen abgetan, und andere wieder heftig dagegen eiferten, hörte ich einst einen frommen Prediger der alten Schule zur Gemeinde sagen: „Ich bin nach dem Unterschiede zwischen Altem und Neuem Testamente gefragt worden. Nun gut, das ist einfach: das Alte Testament leitet uns an der Hand Gottes zu Christus, und das Neue Testament an der Hand Christi zu Gott." — Wer so durch Gott, seinen Schöpfer, zu Christus geleitet wird, der wird an dessen Hand ruhig weiter wandern zum Hause des Vaters. Denn in Christus sehen wir das Angesicht Gottes als der höchsten und innigsten Liebe, und sein Geist spricht in unserem Herzen: Abba, lieber Vater! Aber gerade dadurch weckt auch Christus oft mehr die Hoffnung des ewigen Lebens bei uns, das die Seele seines Lebens und Leidens war. Und wie er selbst angesichts der Herrlichkeit, zu der er eingehen sollte, das Kreuz getragen und die Schande verachtet hat, so seufzen die Christen, wenn es ihnen bange wird im Streite: Komm, Herr Jesu!

Die Hoffnung ist, zugleich mit der Erinnerung des Glaubens, der Charakter des christlichen Lebens und Wirkens vom ersten Jahrhundert an. Es ist selbst in unserer hervorragend praktischen Zeit gar manchmal dem Evangelium der Vorwurf gemacht worden, daß es den Blick zu viel auf das „Dereinst" richtet. Und es ist wahr, übertrieben wird dieses Himmlisch-Gesinntsein in Klause und Kloster und auch wohl durch die Klausner außerhalb des Klosters, die nur in der Welt zu sein meinen, um sie zu verleugnen, und nur leben, um zu sterben. Ja, der Grundsatz des Paulus, daß das vorübergehende Leiden dieser Zeit an Wert gar nicht zu vergleichen ist der ewigen Herrlichkeit, wurde bereits sehr bald im Widerspruche zu seinem Geiste und dem Geiste Jesu selbst durch diejenigen übertrieben, die sich ohne Not zur Märtyrerkrone drängten. Übertreibung ist nie die Wahrheit, Ungeduld ist kein Glaube, und Absonderung ist kein Kampf. Doch bleibt stets in rechtverstandenem Sinne das Maran atha, der Herr kommt, der Sinnspruch der Christenheit, den Sünder warnend vor dem Gerichte, aber auch den tröstend, der verlangend anschaut nach seiner Zukunft, und gewiß tausendmal ist vom Gläubigen das Amen wiederholt worden, mit dem Johannes die Heilige Schrift, an der anderthalb Jahrtausende gesammelt haben, beschließt.

Daß uns nur diesen Glauben an den Schöpfer und diese Hoffnung auf den Erlöser nichts, nichts in der Welt raube, sondern Gottes Gnade unter Kampf und Leiden uns darin stärke durch sein Wort! Der göttliche Ursprung aller Dinge ist in der Bibel uns die Gewähr der Wiederherstellung aller Dinge, und unserer Berufung auf die Zukunft Christi. Halten wir so unsere Bibel fest. Nicht, um jeden Buchstaben davon zu verteidigen. Das kann nicht sein, und braucht nicht zu sein. Aber um das Ewige zu bewahren, das Gott uns ins Herz gelegt hat (Pred. Sal. 3, 11), und in aller Betrübnis, wie unsere Väter zu sagen pflegten, erhobenen Hauptes den Herrn zu erwarten. Aber daß dann nur auch vor allem die Heilige Schrift nie gegen uns zeuge, so daß unsere

Schöpfung uns zum bitteren Vorwurf, die Zukunft des Herrn für uns zum Schrecken werden würde. Unser Verstand erfaßt sie nicht, diese zwei Ewigkeiten, die das Gottesreich umschließen, aber unser Herz sage: Abba, mein Schöpfer und mein Vater! Amen, ja, komm, Herr Jesu! — Und auch der allerletzte Wunsch, den Johannes an die Bibel anfügt, fließe wie ein Strom des Segens über uns und über die ganze Christenheit: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen.

II

Jesu Lehre

Was ist das für eine neue Lehre?
Mark. 1, 27 b.

Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat.
Joh. 7, 16.

Es ist sonderbar, daß man erst jetzt, nachdem das Christentum über achtzehnhundert Jahre alt ist, so ernst und eindringlich zu fragen beginnt: Was ist eigentlich das Christentum? Und es herrscht zwischen den Fragern durchaus keine Übereinstimmung, und die verschiedenen Antworten vertragen sich schlecht untereinander.

Was ist das Christentum? In den letzten Jahren hat es einer dem anderen nachgesprochen, daß es weder ein religiöses Prinzip, noch eine Theologie ist; daß also ein früheres Geschlecht unrecht hatte, als es eine christliche Lehre zusammenstellte und verkündigte, da Jesus eigentlich keine Lehre predigte, sondern das Leben, das Bekenntnis, die Liebe, die Seligkeit; da er keine Religionswahrheiten verkündigte, sondern Gott selbst offenbarte, keine Schule gründete, sondern eine Gemeinde.

Das mag nun alles in gewissem Sinne wahr sein, aber es ist doch übertrieben und einseitig dargestellt. Die Geschichte liegt vor uns. Jesus begann sogleich zu lehren, und noch bei seinem letzten Prozesse wurde er zuerst nach seinen Anhängern und nach seiner Lehre, die er verkündigt hatte, gefragt. Das Volk, das ihm ehrerbietig den Namen eines Rabbi gab, bemerkte, daß seine Lehre neu sei, und selbst Jesus versichert, daß sie nicht sein, sondern dessen sei, der ihn gesandt habe. — Nun mag also, was Jesus lehrte, in einer ungewohnten Form vorgetragen worden sein, in freiem Zusammenhange ausgesprochen und an besondere Umstände angeknüpft worden sein, aber es ist doch immer Jesu Lehre, die neu war in der alten Zeit, und noch nicht veraltet ist, göttlich, ohne ihren himmlischen Glanz je verloren zu haben.

Wäre es nicht der einfachste Weg gewesen, daß man bei der Frage: was ist Christentum? zu allererst mit der Frage begonnen hätte: was lehrte Jesus? Und doch, so sonderbar es auch scheinen mag, eine geregelte und klare Übersicht, ein wohlzusammenhängendes und vollständiges Ganze der Lehre Jesu ist doch nur selten dargeboten worden. Man findet diese Lehre schön und einzigartig, man führt tiefsinnige Reden und Bilder daraus an, wie man aus einer Quelle schöpft, die nie ohne

Wasser ist; aber das Ganze zu umfassen, zu beschreiben, von allen anderen Lehrbegriffen zu unterscheiden, hält schwer. Das scheint auffällig und ist doch nicht gerade wunderbar, wenn wir in Christus das lebendige Wort Gottes erkennen, wenn wir ihm glauben, wenn er sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Eine Wahrheit kann man in enge Grenzen schließen, die Wahrheit nicht ebenso leicht. Der Menschen Wort kann man auf den Grund gehen und es erschöpfen, Gottes Wort aber nicht. Es ist ebenso wie in der Natur. Beschreibe einmal die Schönheit einer Rose oder die Majestät des Meeres oder Sternenhimmels, erkläre genau, was Licht ist, oder was Leben, und du wirst die Armut der menschlichen Sprache empfinden.

Um doch etwas zu versuchen, will ich hier das Neue in der Lehre Jesu, über das die Menge sich so entsetzte, und das, was nach seiner eigenen feierlichen Erklärung göttlich daran war, zu skizzieren versuchen. Auf den unterscheidenden Charakter dieser neuen und göttlichen Lehre kommen wir dann später zurück. Dabei will ich mich so eng wie möglich an Jesu eigene Worte anschließen. Lange genug hat man eine Menge Bibelstellen zusammengehäuft oder sie in Reih und Glied eines kirchlichen Lehrsystems gestellt, und dann das als Lehre Jesu mit Feuer und Schwert bekämpft oder mit Leidenschaft verteidigt, was Jesus nie gelehrt hat. Hören wir zuerst und allein den großen Meister selbst, wir werden dann seine Jünger besser verstehen.

Vor einigen Jahren lernte ich einen gelehrten Juden kennen. Er hatte Achtung vor Jesus und stimmte ihm vor allem begeistert zu in seinem Kampfe gegen die Pharisäer. „Aber," sagte er schließlich, nachdem wir dies mehrmals besprochen hatten, „die Lehre Jesu war doch eigentlich nur die eines jüdischen Rabbi und weiter nichts. Seine Lehre ist nicht neu. Sie ist in der Lehre unserer alten Rabbinen völlig wiederzufinden. Ich mache mich anheischig, die Quelle aller Sprüche und Bilder Jesu in unserem Talmud nachzuweisen" — ein Buch, in dem seit dem vierten Jahrhundert die jüdische Überlieferung beschrieben wurde. — Da ich auf diesem Gebiete nicht völlig fremd war, antwortete ich ihm, es könne mir nichts angenehmer sein, und um nicht zu viel auf einmal zu verlangen, bat ich ihn, die sieben ersten Gleichnisse vom Himmelreiche (Matth. 13) mir im Talmud, wo ich sie nicht hatte finden können, aufzusuchen. Er übernahm diese Aufgabe und schied von mir. Es sind nun schon Jahre darüber hingegangen. Der jüdische Gelehrte hat sich nie wieder sehen lassen.

Seine Volksgenossen vor achtzehn Jahrhunderten urteilten auch anders. Alle Evangelisten reden immer wieder von dem großen Aufsehen, das Jesus erregte. Bei Markus hängt dieses Erstaunen mit der Macht Jesu über die bösen Geister zusammen. Aber schon fünf Verse vorher lesen wir (1, 22), daß die Menge sich über seine Lehre entsetzte, also im höchsten Grade betroffen und verwundert war, weil er gewaltig lehrte und nicht wie die Schriftgelehrten. Und auch bei Lukas verwundern sie sich seiner Lehre, denn seine Rede war gewaltig (4, 32).

Matthäus sagt dasselbe am Ende der Bergpredigt und wiederholt es später noch einmal, als Jesus im Tempel seine Gegner zum Schweigen bringt. Und Johannes erzählt, wie die Diener des Hohen Rates, die gesandt waren, um Jesus gefangen zu nehmen, mit den Worten zurückkehrten: Wir haben es nicht ausführen können, denn nie hat ein Mensch so gesprochen, wie dieser Mensch. Selbst seine Feinde mußten wohl das Neue und Hinreißende der Lehre Jesu empfinden, trösteten sich aber mit der bösartigen Bemerkung: Er verführt nur das Volk, das das Gesetz nicht kennt. Wer von den Obersten oder Pharisäern hat noch an ihn geglaubt?

Gewiß, es ist eine neue, niemals in dieser Weise gehörte Rede, die da wie ein Lebensstrom sich über Palästina hin ergoß, um von da aus die ganze Welt zu befruchten, bald wie ein Waldstrom, der mit donnernder Kraft vom Gebirge stürzt, dann wieder wie ein klarer Bach, der sich durch die Täler windet. Und doch hatte mein gelehrter Jude nicht ganz und gar unrecht. Es ist ein verwandter Ton in den Vorträgen der Rabbinen und noch mehr in den Sprüchen und Psalmen der alten Hebräer. Und ebensowenig haben die ganz unrecht, die sagen, daß Jesus eigentlich nichts anderes gelehrt habe, als die allgemeine Religion der Menschheit; denn die Natur selbst spricht seine Lehre aus, und in unsern Herzen findet sie Widerhall. Alt und doch neu ist die Lehre Jesu, so daß an ihm zu allererst sein eigenes Wort erfüllt ist: Ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervorträgt.

Die Erklärung dieses scheinbaren Widerspruches ist folgende: Das Neue in Jesu Lehre schloß sich an das Alte an. Er sucht nicht darin seine Stärke, alles anders zu lehren, als es die anderen bis jetzt gelehrt hatten; den eitlen Ruhm, neuer, fremdartiger, unerhörter Aussprüche, einen Ruhm, der vorübergeht wie eine Luftspiegelung, wie ein Nordlicht, eine Sternschnuppe, ohne Licht oder Leben zu hinterlassen. Nein, Jesus baute fort auf Gottes Offenbarung an Israel, er hob den Schleier vor der Offenbarung Gottes an die ganze Menschheit. Das sind die beiden Punkte, von denen unsere weitere Untersuchung ausgehen soll, wenn sie uns auch nur flüchtig den Weg zur Lehre Jesu zeigen kann, sowohl betreffs der alten Heiligen Schrift der Hebräer, wie der noch älteren Schrift in der Natur und in des Menschen Herz.

Wollt ihr wissen, wie Jesus über die heiligen Schriften seines Volkes denkt? So hört ihn in der Bergpredigt: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen. — Wir müssen hierbei im Auge behalten, daß, wo der Jude von Gesetz sprach, er stets die Bestimmungen der mosaischen Gesetzgebung, oft auch die fünf Bücher Mosis meinte, während Gesetz und Propheten zusammengenommen die ganze Heilige Schrift bezeichnet, wie sie in den Synagogen vorgelesen und erklärt wurde. Wenn nun Jesus sagt, daß davon, also von der ganzen Bibel seines Volkes, kein Tüttelchen oder Jota vergehen solle,

solange der Himmel stehe, wenn er an einer anderen Stelle versichert, daß die Schrift nicht gebrochen werden könne, oder mahnt, sie zu untersuchen, wie kann man da sagen, Jesus sei gekommen, um die jüdische Religion abzuschaffen, um eine andere an ihre Stelle zu setzen? Daß er vom Glauben Abrahams, wenigstens von der Religion der alten Hebräer abgewichen sei? Wenn er jeden Sabbat in die Synagoge geht, um nach Anleitung des Tagestextes zu sprechen, oder selbst die heilige Buchrolle vom Diener verlangt und vorliest und auslegt, dann ist Jesus ganz Rabbi. Und doch — das Volk hat richtig gehört — wie die anderen Schriftgelehrten seiner Zeit ist er nicht. Hört nur, was er in der Bergpredigt noch weiter sagt: Wenn eure Gerechtigkeit nicht besser ist, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Man würde also sagen können, Jesu Lehre sei israelitisch, nicht aber jüdisch gewesen, mit der jüdischen Theologie seiner Zeit nicht übereinstimmend, aber gerade deshalb Moses und den Propheten näher verwandt. Und doch glaubten die Schriftgelehrten, sie hätten die heiligen Bücher so fein ausgelegt und vor allem das Gesetz so scharf umgrenzt, wie es nur irgendwie möglich sei. Ja, das hatten sie getan, und das Gesetz war unter ihren Händen zum toten Buchstaben geworden, die Heilige Schrift eine Hülle ohne Leben. Jesus geht von dem Grundsatze aus, daß das Gesetz und die Propheten, die bis zu seiner Zeit dem Buchstaben nach befolgt wurden, in ihm erfüllt werden müßten; daß sie also nur die Vorbereitung von dem, was noch kommen sollte, wären, der Schatten dessen, was im neuen Gottesreiche zur vollkommenen Wahrheit werden sollte.

Und so wendet Jesus die Heilige Schrift in ihrer höheren Bedeutung an, faßt das Gesetz im freien Sinne, seiner Bedeutung nach, auf. Was er von dem einen, in seiner Zeit so ängstlich übertriebenen Gebote, vom Sabbatgebote, sagt, das ist seine Meinung von allen. Das Gesetz ist also um des Menschen willen, nicht der Mensch um des Gesetzes willen da. Die Gebote sollen keine Sklavenfesseln sein, sondern kräftige Mittel, um Israel zur Barmherzigkeit zu erziehen, die mehr wert ist als Opfer; zur Liebe zu Gott und dem Nächsten, worin das ganze Gesetz und die Propheten hangen. Es ist die Religion des Herzens, die Jesus in diesen alten Formen ausgedrückt findet, die Verehrung im Geiste und in der Wahrheit, die er im Tempel zu Jerusalem sucht, während er sich über die äußeren Zeremonien des Gesetzes selten oder nie ausläßt. Ihre Schattenseiten fielen auch in jenen Tagen gar zu grell in die Augen. Der Jude war ein Sklave der Form geworden und tat sich sogar auf diese Sklaverei noch etwas zugute. Infolgedessen waren Zöllner, Samariter und Heiden nicht selten besser als er. Frei vom knebelnden Joche der Formen und beseelt vom höheren Geiste des Gesetzes und der Prophetie, trug Jesus keinerlei Bedenken, auf so beschämende Beispiele hinzuweisen.

Das war nun das Neue in Jesu Lehre, und das Volk bemerkte es,

ohne sich's erklären zu können. Er lehrte sie, ihre eigene Religion als eine Lebenskraft erkennen und bessere Früchte von ihr erwarten. So lehrten — das fühlten sie selbst mit Zähneknirschen gegen ihn am besten — so lehrten die Schriftgelehrten und Pharisäer nicht! Und wollten wohlmeinende, aber beschränkte Johannesjünger seiner Lehre die Formen pharisäischer Frömmigkeit zufügen, dann antwortete Jesus: Der neue Wein zersprengt die alten Schläuche. Aber weiter ging er auch nicht. Er schaffte die Formen nicht ab. Der neue Wein würde schon selbst zersprengen, was sich nicht dehnen will, und zerbrechen, was sich nicht biegen konnte.

Anders ist die Beziehung Jesu zur Natur, der allgemeinen Offenbarung Gottes an die Menschheit; und doch verfolgt er auch darin nur das Ziel der alten Gläubigen und Seher in Israel. Schon Abraham las in den Sternen Gottes Größe und Treue. Moses nahm Himmel und Erde zu Zeugen gegen Israel. Jesaias läßt Gott durch die Zedern des Libanons, und der Psalmdichter durch die Tiere des Feldes sprechen. Aber der Gott der Natur, dessen Ehre die Himmel rühmen — das Himmelszelt seiner Hände Werk, während die Erde seiner Güter voll ist — erschien doch dem Israeliten meistens im Unwetter, dem schrecklichen Zeichen göttlicher Majestät. In der Stimme des Donners hatte Gott auf Sinai gesprochen; der Blitz war in seiner Hand der Tod des Sünders, das rauchende Gebirge und die bebende Erde seine Fußstapfen. Nichts von alledem finden wir in Jesu Lehre. Nur seine Schilderung des messianischen Endgerichtes hat dieses Majestätische und Furchterweckende; sonst aber faßte sein ruhiges, frommes Gemüt die Natur mehr von ihrer lieblichen und wohltätigen Seite auf. Die ganze Schöpfung ist ihm eine Offenbarung der Vaterliebe Gottes. Davon erzählen die Vögel des Himmels, die nicht säen und ernten und nicht in Scheunen sammeln, und die Gott doch ernährt; die Lilien des Feldes, die weder spinnen noch weben, und die doch schöner gekleidet sind, als Salomo in all seiner Herrlichkeit. Aber vor allem ist es die natürliche Sprache des menschlichen Herzens, in der Jesus die Offenbarung der Liebe Gottes hört. Wie sündig und verdorben die Menschheit auch sein mag, der Freund läßt doch den Freund nicht im Stiche, und der im Elend Sitzende findet doch noch einen Helfer; der Vater vor allem gibt dem Kinde keinen Stein, wenn es ihn um Brot bittet. Und sollte dann der Vater, der im Himmel ist, seine Kinder nicht hören? Es ist wahr, der Sünder ist der widerspenstige und verirrte Sohn im sittlichen Gottesreiche. Mit dieser Sünde kann Gott keine Gemeinschaft haben. Es liegt Jesu völlig fern, den Gedanken der Heiligkeit Gottes, wie ihn Israel durch Gesetz und Propheten so tief eingeprägt erhielt, abzuschwächen. Nein, Gott kann die Sünde nicht dulden, aber wenn ihr Elend den Sünder erwachen läßt, und wenn er zurückkehrt, o, dann ist Freude im Vaterhause über den Gerechten, aber hundertfache Freude über den Sünder, der Buße tut.

Seht, in dem allen ist kaum ein einziger Gedanke, den nicht bereits

der Israelit in seiner Heiligen Schrift finden konnte, den nicht auch manche der edelsten Heiden im Buche der Natur oder in ihrem eigenen Herzen gelesen haben. Aber so einfach und so erhaben, so rein und so tief erfaßt, so zu einem schönen Ganzen vereinigt finden wir es doch nirgends. Vor allem nicht das echt Kindliche, wozu Jesus die ganze Religion hinleitet. Reines Herzens und arm am Geist zu sein, demütig und friedsam, hungernd nach der Gerechtigkeit und trauen auf den Vater im Himmel, den Kindern in Einfachheit und Wahrheit gleich werden, das ist das Ideal, das Jesus seinen Jüngern vor Augen stellt. Ist nur erst dieses Kindesverhältnis zwischen dem sündigen Menschen und Gott hergestellt, dann ist der Weg zur Vollkommenheit geebnet, denn wie der Vater, so die Kinder. Wie Gott seine Sonne über Böse und Gute aufgehen läßt und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, so ist auch der Gläubige barmherzig gegen alle, während er den Schatz im Himmel und das ewige Leben über alles stellt. Ja, ein ewiges Leben, weil, wer Gott angehört, nicht sterben kann. Sieh, diese Lehre ist alt, und doch jederzeit wieder neu, weil sie uns Natur und Schrift in ihrer wahren Bedeutung erklärt, auch unsere eigene Natur und die Schrift unseres Herzens. Wer so Jesus hat verstehen lernen, für den ist die Bitte des Psalmdichters erfüllt: Sende dein Licht und deine Wahrheit; siehe, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege!

„Was ist das für eine neue Lehre?" fragte das Volk in Galiläa. Aber in Jerusalem, wo man merkte, daß sich diese Lehre an alles, was edel und göttlich in der alten Heiligen Schrift war, anschloß, warf man, wie Johannes erzählt, die Frage auf: Wie kennt dieser die Schrift, da er sie nicht gelernt hat?, in unseren Schulen hat er nie ihre Auslegung gehört. Und Jesus fühlte sich unter all den gelehrten Männern nicht beschämt, daß er nicht zu ihnen gehörte, sondern antwortete mit Majestät: Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. Und das ist zugleich die Antwort auf die erste Frage, denn dadurch ist diese Lehre neu, weil sie göttlich ist.

Meine Lehre ist nicht mein. Mit anderen Worten: Ich habe sie mir nicht selbst erdacht, und es hängt nicht von meiner Willkür ab, daß ich sie vortrage. — Auch Moses und die Propheten reden, jeder in seiner Weise, in diesem Sinne. Es ist nach ihrer innersten Überzeugung des Herrn Wort, das sie verkündigen. Das ist das Eigenartige der Heiligen Schrift Israels — Gott und Mensch sprechen beide darin: der Mensch zu und von Gott, die Gottheit zu und durch den Menschen. Während hochbetagte Weise in Israel in den Toren der Stadt sitzend die Ergebnisse einer langen Lebenserfahrung mitteilten und der Jugend Sprüche der Lebensweisheit als ihre eigene Lehre mit auf den Weg gaben, tritt der Gottesmann mit dem Worte auf: So spricht Jehova! Aus der Wüste und von hinter dem Pfluge her, bisweilen ohne eigene Neigung und seiner Meinung nach zu jung, wird der Prophet durch eine Macht getrieben, die ihm zu stark ist, und ob man ihn segnet oder ihm flucht, ob man ihn vergöttert oder steinigt: er kann Gottes Wort

nicht verschweigen, so wenig wie der Mund das Atemholen lassen, oder das Herz aufhören kann zu schlagen.

Vier Jahrhunderte lang schwieg die Stimme der Prophetie. Damit wurde auch die Heilige Schrift abgeschlossen, und selbst die hebräischen Sprüche der späteren Weisen, wie des Jesus Sirach, fanden darin keine Aufnahme mehr. Aber auf einmal sprach diese Stimme wieder, wie aus dem Grabe erstanden. Johannes trat auf, und das Volk erkannte ihn an als Propheten. Dann spricht Jesus, und die Menge jauchzt: Es ist ein großer Prophet unter uns auferstanden, Gott hat sein Volk wieder in Gnaden heimgesucht. — Doch fühlt Jesus, daß er noch mehr sei, als ein Prophet, ja mehr, als ein bloßer Mensch. Das ist nicht eine spätere Vergötterung durch seine Jünger, sondern seine eigene Erklärung. Die Beweise dafür finden wir nicht nur bei Johannes, sondern ebensogut bei den älteren Evangelisten, wo z. B. in dem bekannten Gleichnisse zuerst die Diener zu den bösen Weingärtnern kommen, und zuletzt er selbst, der Sohn und Erbe, und nach ihm niemand mehr.

Und was ist es denn nun, wodurch Jesus nicht nur sich erhaben fühlt über die gewöhnlichen Schriftgelehrten, ja selbst über die alten Propheten, daß er als der Sohn mehr gilt als die Diener? In derselben Bildersprache könnte man es ausdrücken: Der Knecht hat einen bestimmten Auftrag, der Sohn hat unbeschränkte Vollmacht. Die Propheten empfingen in einem Zustande der Ekstase, in Träumen und Gesichten das Wort Gottes; Jesus hörte diese Stimme in seinem eigenen Herzen. Alles, was er sagt, hat er vom Vater gelernt. Es ist nicht nur Wahrheit, sondern er selbst ist die Wahrheit, und wer aus der Wahrheit ist, der hört seine Stimme. Dieses erhabene und ganz einzige Gottesbewußtsein duldet in Jesus keinen Zweifel und verläßt ihn nie. In der Nacht stärkt es das Gebet; mitten im Sturme erwacht, spricht er es sogleich aus, in Gethsemane und am Kreuze wird es einen Augenblick überschattet, aber nicht verdüstert; als er stirbt, führt es seinen Geist zu Gott. Nie ist er allein, denn der Vater ist bei ihm. — Dieses ganz einzigartige Gottesbewußtsein ist auch die Kraft, die in Jesus über die gewöhnlichen Grenzen der Menschheit hinauswirkt, durch das er über die Natur und über die Zukunft herrscht. Und diese Herrschaft wirkt segnend und wohltätig, als das Bild seiner Lehre, die Seligkeit einer verlorenen Welt, das Evangelium der Müden und Bedrückten. — Dieses Gottesbewußtsein endlich ist in Jesus nicht wie eine fremde Macht, wie ein Bileam segnet, was er doch eigentlich verfluchen will, wie ein Jonas wider seinen Willen nach Ninive getrieben wird, und selbst ein Jeremias klagt, daß sein Gott ihm zu stark ist. Nein, das Göttliche ist zugleich das Vollkommen-Menschliche in Jesus, weil der Mensch in ihm eins ist mit Gott, wie er will, daß durch ihn alle, die glauben, eins werden. Alles, was er bemerkt, liest oder lehrt, faßt er in diesem Geiste auf. Es vereinigt sich mit dem, was er bei dem Vater gelernt hat. Doch, was erschöpfen wir uns in Worten? Niemand, als der Vater, kennt den Sohn völlig.

Noch ein paar Bemerkungen, ehe ich weitergehe.

Wollte ich ein wissenschaftliches und nicht ein populäres Werk liefern, so würde ich Jesu eigene Worte zusammengestellt haben, zuerst, was die Evangelisten gemeinsam haben, dann, was Lukas und schließlich was Johannes Eigenartiges bringen. Doch auch so, wie gern ich auch an dieser Arbeit meine Kräfte erproben möchte, würde kein vollständiges und geschlossenes Lehrsystem sich ergeben. Erstens, weil wir lange nicht alles besitzen, was Jesus gesagt hat, sondern nur die Kernsprüche und Bilder, die sich leicht ins Gedächtnis einprägten, die das meiste Aufsehen erregten, oder die mehrmals erzählt wurden; zweitens, weil unsere wissenschaftliche Lehrmethode ebensowenig bei dem dichterischen Spruchstil der Hebräer wie bei dem praktischen Geiste Jesu angewendet werden kann; und endlich, weil Jesu Lehre nur die Fortsetzung und Entwicklung einer älteren Offenbarung ist, so daß die ersten Grundlagen der religiösen Erkenntnis nie ausdrücklich und systematisch mitgeteilt werden. Der letzte Teil eines großen und vielumfassenden Werkes kann nicht ganz allein völlig beschrieben und beurteilt werden.

Noch eine letzte Bemerkung schließt sich daran an. Wer Jesu Lehre annimmt, muß sie ganz annehmen, mit den Grundlagen, worauf sie ruht, den Grundsätzen, von denen sie ausgeht, und den Folgerungen, zu denen sie hinführt. Wir können z. B. von den Stoikern vorzügliche Sittenlehren übernehmen, aber wir werden dadurch noch keine Stoiker. Warum? Weil ihre Weltanschauung, der Gesichtspunkt, aus dem sie Gott und Mensch in gegenseitiger Beziehung beurteilen, nicht der unsere sein kann und nicht ist. Auf Jesus angewandt, ist dieser Gedanke von weitgehenden Folgen. Und die, die nach ganz anderen Grundsätzen und selbst mit einer ganz anderen Auffassung der Worte sich an einige Aussprüche und das erhabene Beispiel Jesu festklammern, um sich noch Christen nennen zu können und in seinem Namen ein Evangelium zu verkündigen, mögen nur hierüber einmal ernsthaft nachdenken.

Doch wir gehen weiter. Ist also nun Jesu Lehre neu, weil sie göttlich ist, so beruft er sich selbst zu ihrer Beurteilung nicht auf den vernünftelnden Verstand und noch viel weniger auf das beschränkte Urteil der Schriftgelehrsamkeit, sondern auf das reine und gottesfürchtige Herz, wenn er hinzufügt: So jemand will den Willen dessen tuen, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede.

Dieser Zusatz ist höchst bemerkenswert. Achten wir nur auf die Gegenüberstellung: Gott offenbart seinen Willen; im Menschen ist der Wille, die Geneigtheit nötig, um ihn nicht nur zu erkennen, sondern auch zu vollbringen. Und bei wem diese Geneigtheit gefunden wird, der ist es auch, der das Göttliche in Jesu Lehre anerkennt, da sein eigenes, unbefangenes und Gott zugetanes Gemüt ihm zustimmt. So erkennt der Sohn in fernen Landen schon die Schrift seines Vaters; Siegel und Unterschrift sind für den Fremden. An welchen Buchstaben er die Schrift erkennt, das weiß er nicht, genug, es ist seines Vaters

Schrift. — Wir machen damit der Wissenschaft ihr Gebiet nicht streitig; das fromme Gemüt hat nicht über Griechisch oder Hebräisch zu befinden, aber zu dem, was Jesus spricht, sagt es: Ja und Amen, diese Lehre ist aus Gott! Und die Gewißheit unserer Glaubensüberzeugung liegt in den Worten des Meisters: Wer an mich glaubt, der glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat. (Joh. 12, 44.)

Mich dünkt, nun wird es uns auch klarer, warum der eine immer von der christlichen Lehre redet, und der andere antwortet: Jesus hat keine eigentliche Lehre verkündigt. — Als auf dem Markte zu Athen die Stoiker die Lehre vom Schicksal verteidigten und die Epikuräer die Lehre vom Zufall, stellt dem Paulus nicht die Lehre einer allversorgenden Vorsehung gegenüber, sondern ihre Offenbarung, ihre volle Gewißheit. Ebenso war es schon bei Jesus. Die Pharisäer lehrten viel von Engeln, von Geistern, von der Auferstehung, und die Sadduzäer leugneten dies alles, aber Jesus offenbarte die Gnade Gottes und das ewige Leben als etwas, das sich nicht auf die Vernunft und auf Beweise stützt, sondern auf Gottes Wort. Da er die Zustimmung des Herzens will, beruft er sich wohl auf Vernunft und Schrift, aber wie der Gesandte den Willen seines Fürsten vertritt und der Sohn den Befehl des Vaters. In Jesus selbst hat es einen tieferen Grund. Er hat es nicht von Menschen gelernt, sondern von dem, der ihn gesandt hat und der für ihn zeugt. So wie das Volk meist besser beobachtet als urteilt, spricht es dies hier auch in den Worten aus: Er redet gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten.

Und was Jesus so gewaltig erscheinen läßt, was in seinem eigenen Munde nicht seine Lehre, sondern göttliche Offenbarung ist, das ist, um es mit einem kurzen Worte Jesu selbst zu sagen: das Himmelreich. Das Gottesreich, das die Propheten angekündigt hatten, und durch den Gottesstaat in Israel vorbereitet worden war, das stiftet er in seiner Machtvollkommenheit, das verkündigt er dem Volke und erklärt seinen Jüngern, die er als Boten des Gottesreiches aussendet, die Geheimnisse dieses Reiches. Die irdischgesinnte Erwartung der Juden bewirkt, daß er es zunächst nur in sinnbildlicher Sprache öffentlich verkündigt, und dazu bieten ihm die ganze Natur und das Menschenleben treffende Bilder — Weizen und Unkraut und Senfkorn, Fischnetz und Sauerteig und Perle, Handelsgeschäft und Mahlzeit und Hochzeit — aber immer wieder ist es die Herrschaft der Wahrheit und Gnade über die Welt, zu der er selbst, als Gesalbter Gottes, als Messias oder Christus berufen ist. Vom ersten Tage an steht Jesu das Bild des Gottesreiches in seiner vollen Größe vor Augen, wenn er auch erst allmählich seinen Zuhörern die Verwerfung Israels und die Berufung der Heiden, das Ende dieser Zeit und das zukünftige Gericht verkündigte. Der Acker der Welt und Gottes Wort, die gute Saat, das ist das erste Wort des Gottesreiches, und das letzte ist die Ernte des Weltendes, wenn der Sohn des Menschen kommen wird.

Aber sehr bald fühlt Jesus, daß das Gottesreich auf Erden nicht

ohne schwere, blutige Opfer gestiftet werden kann. Dies Opfer fordert die Sünde. Sie kann allein durch das Höchste und Heiligste, durch eine göttliche Selbstaufopferung gesühnt werden. Beim Abendmahl weissagt er, und auf Golgatha vollbringt er dieses erhabene Opfer, das letzte von allen. Und durch diesen Tod wird ihm selbst zur Auferstehung und Herrlichkeit der Weg gebahnt, und den Seinigen ewiges Leben zugesichert. Der erste Feind des Gottesreiches ist die Sünde, der letzte der Tod; nachdem beide überwunden sind, kann er zu den Seinigen sagen: Geht hin und macht alle Völker zu meinen Jüngern, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.

Das ist in flüchtigen Umrissen die Lehre Jesu, die aber von seinen Werken unabtrennbar ist, so daß man in gewisser Hinsicht sagen kann, daß Christus und seine Lehre eins seien, wie er selbst das Licht und Leben der Welt geworden ist. Alt im Prinzip, neu in ihrer Erfüllung, menschlich und doch göttlich, mit einem Worte: die Weltreligion, ist Jesu Lehre der Brunnen geworden, aus dem zahllose Bäche entspringen, die oft zum wilden Waldstrome anwachsen, oder auch zum stehenden Sumpfe entarten, aber der Brunnen selbst wird von niemandem in seiner Tiefe ergründet und durch nichts erschöpft.

Jesu Lehre — was man nicht alles daraus gemacht hat! Und doch steht sie so deutlich im Evangelium vor uns, auch, und der Hauptsache nach ebensogut, im Johannesevangelium, das früher in die Wolken erhoben, und jetzt von vielen so tief in den Abgrund gestoßen wird. Die Evangelisten mögen sich nicht immer an den Buchstaben halten — sie hatten ja auch keine Schnellschreiber hinter Jesus stehen — und namentlich Johannes mag, was er ein halbes Jahrhundert zuvor gehört hatte, in seinem eigenen Geiste verarbeiten und zusammenfügen; in der Hauptsache ist es doch immer und überall deutlich, wie Jesus die Natur, die Heilige Schrift, den Menschen und Sünder betrachtet, wie er uns selbst haben will, was er für uns tut und ist.

Jesu Lehre — was sie ist, und was sie uns wert ist, — wieviel ist bis in die letzten Jahre darüber gesprochen und gestritten worden! Nicht nur auf den Straßen und Märkten, in Kaufläden und Herbergen, auch auf den Schulen und selbst in den Kinderstuben wird davon geredet. Und wird dabei nicht selten das Heiligste entweiht, so trösten wir uns mit des Paulus Troste: Sei es auch unter der Decke, wenn nur Christus gepredigt wird, und das Wort Gottes nicht gebunden ist. Oder sollten wir lieber ein für allemal die Menge der Unkundigen, die doch auch eine Seele zu verlieren haben, für nicht befugt erklären, über Jesus und seine Lehre zu urteilen? sollten sie ihren Glauben der Auslegung der Gelehrten unterwerfen, unter denen doch wahrlich auch noch keine Übereinstimmung herrscht? Aber Jesus berief sich gerade auf das Volk, während die Schriftgelehrten schimpften: Das Volk, das das Gesetz nicht kennt, ist verflucht! Die einzige Bedingung, die er stellt, ist das Streben, Gottes Willen zu tun, das gottesfürchtige und Gott zugeneigte Gemüt. Auch wir setzen es bei euch allen voraus, daß ihr erst unter-

sucht und dann urteilt. Aber welche andere Bedingung möchte ich in unserer Zeit stellen, wenn es in meiner Macht läge? Daß niemand darüber mitsprechen dürfte, der nicht die vier Evangelien ganz gelesen und noch einmal wiederholt hat, und sie dabei nie in die Hand genommen hat, ohne bittend aufzusehen zu Gott, mit dem brennenden Wunsche, seinen Willen zu erkennen und zu tun. Was dünkt euch, meine Leser? Wie viele von den Hunderten und Tausenden, die jetzt so vermessen urteilen, übertreiben oder verwerfen, spotten oder verketzern, und sich alle im alleinigen Besitze der Wahrheit zu sein rühmen, wie viele würden unter dieser Bedingung beschämt zurücktreten müssen, wie wenige vielleicht würden übrig bleiben? Und doch, ist denn meine Forderung so unbillig? Wer vermag selbst ein ganz gewöhnliches Buch gründlich zu beurteilen, ohne es gelesen zu haben, oder eine Gemäldegalerie, ohne sich Stück für Stück genau betrachtet zu haben?

Wie die Evangelisten uns Christus geschildert haben, so hat ihn die apostolische Kirche angenommen und der Welt gepredigt, und so kommt er auch zu uns. Es ist ein ganzes, ein reines Bild, bei dem nichts hinzuzufügen oder wegzutun ist. Nicht ein Mensch gewordener Gott, der, wo er betet, eigentlich sich selbst anbetet, und dessen Lehre in allerlei dunklen Vorstellungen besteht, durch ein Verdammungsurteil bekräftigt, aber auch nicht der freundliche Zimmermann aus Nazareth, der sich an die Lehre der Rabbinen heranwagt, dessen ganze Lehre aber eigentlich in Frömmigkeit und Liebe besteht, wie sie ihm ein Herz am rechten Flecke selbst eingibt — nicht der Tyrann über unsere Gewissen, der gebietet, was wir auf Grund einer höheren Autorität glauben müssen, aber ebensowenig der fehlende Mensch, der die Dinge im Lichte seiner Zeit beurteilt, und dessen Weltanschauung darum weit hinter uns liegt, selbst wenn wir noch einige Gedanken und Grundsätze von ihm übernehmen. — Nein, der Christus der Evangelien ist mehr als dies alles: der lebendige, zu uns sprechende Sohn Gottes. Und was er spricht, das ist in gewisser Hinsicht immer noch eine neue Lehre, neu und fremdartig für den vernünftelnden Menschenverstand, der ganz andere Dinge lehrt. Redete er es von sich selbst, warum sollte er dann noch länger der Lehrer der Welt sein? Aber ist seine Lehre aus Gott, was soll dann der Mensch an ihre Stelle setzen? Für das ganz Einzigartige und Göttliche der Lehre Jesu zeugen mehr als achtzehn Jahrhunderte, zeugt Jerusalems Fall, Israels Zerstreuung und der Heiden Bekehrung; zeugt das Kind, das er noch in die Arme nimmt, und der alte Sünder, den er zu Tränen rührt.

Wenn ihr also nicht den ganzen Christus der Evangelien annehmt, so habt den Mut, ihn mit dem ungläubigen Juden angesichts der achtzehn Jahrhunderte ganz zu verwerfen. Aber das Kind wird ihn lieb behalten, und der Sünder in ihm Frieden finden, und sein Wort wird als der Lenzeswind der Ewigkeit über die Gräber rauschen. Ja, und wo Christenländer von ihm abfallen, da werden die Inseln der Heiden über seiner Ehre wachen.

Liebe Leſer, pocht nicht auf Paulus oder Petrus oder Apollos. Was ſind ſie anders als Diener, durch die ihr gläubig geworden ſeid? Jeder, der euch zu Chriſtus bringt, ſei euch willkommen, aber der Ruheplatz iſt allein zu ſeinen Füßen. Dort wird das Alte neu, und das Menſchliche göttlich; und während der Verſtand des Einfältigen ihn begreift, ſpricht das gottesfürchtige Herz Amen dazu. Die Autorität der Kirche hat ihren Nutzen gehabt, und die Wiſſenſchaft der Chriſtenheit gute Dienſte geleiſtet, aber weder die Kirche, noch die Wiſſenſchaft tröſten euch in Not und Tod, Chriſtus allein. Wer ihm folgt, wird an Chriſti Hand von Erkenntnis zu Erkenntnis fortſchreiten; er wird Gott ſchauen, da die Wahrheit ſich ſelbſt ihm offenbaren wird.

Was mich nun am meiſten ſchmerzt? Nicht ſo ſehr, daß viele die Wahrheit, die in Chriſtus iſt, verlaſſen oder verraten; die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen. Aber das ſchmerzt mich, daß noch ſo wenige darauf achten, was ſie von Jeſus gelernt haben. Unter unſern treueſten Zuhörern und Leſern gibt es leider genug, die weder im Hauſe, noch in ihrem Lebenskreiſe das Bild Jeſu an ſich tragen, die in ihren Sünden bleiben, wiewohl ſie den Namen des Erlöſers mit Wärme bekennen, ja, ſelbſt leidenſchaftlich verteidigen. Sie ſind es, die der Sache des Herrn am meiſten Abbruch tun. Man will den Baum nicht, der ſo wenige und ſchlechte Früchte trägt.

Ich ſchweige für diesmal. Die Lehre Jeſu ſchweigt nicht, ſelbſt wenn ihr euer Evangelium ſchließen und verſiegeln wolltet. Sein Wort rauſcht euch mit dem Winde in die Ohren, geht mit dem Morgenlichte vor euch auf, atmet euch in der Luft entgegen, denn jede chriſtliche Geſellſchaft iſt davon wie von einem ſcharfen Salze oder gärendem Sauerteige durchdrungen, ihr ſtoßt überall darauf. Es iſt auch ſo kurz, ſo kräftig und vielſagend. Es haftet ſo leicht, wie das geflügelte Samenkörnchen bis an den Felſen hinauf haftet. Es drängt ſich in euer Gedächtnis, gerade wo ihr es vergeſſen möchtet. Jeſu Wort und Lehre wird jedem Chriſten entweder zur Seligkeit, oder — was Gott verhüten möge — zum Gericht.

III

Was Jesus von uns fordert? — Den Glauben

Doch, wann des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?

Luc. 18, 8b.

Wer kennt die arme Witwe nicht, die jeden Morgen vor dem ungerechten Richter steht, immer mit der gleichen Bitte: Rette mich von meinem Widersacher! Und obwohl der Richter Gott nicht fürchtete und sich vor keinem Menschen scheute, überwindet sie ihn doch endlich durch ihr fortgesetztes Bitten. Das ist, wie Lukas sagt, ein Gleichnis davon, daß man allezeit beten und nicht laß werden solle. Aber, wenn es nicht mehr ist, dann bleibt doch die Vergleichung Gottes mit dem ungerechten Richter, der nur hilft, um sich nicht länger Kopfschmerzen machen zu lassen, — um nicht mehr zu sagen — sonderbar genug. Doch nein, das Bild hat noch mehr zu bedeuten. Es stellt die Gemeinde Christi in ihrem Witwenstande, in den Tagen der Unterdrückung und Verfolgung dar. Gott allein kann ihr aushelfen und die mächtigen Bedrücker strafen. Und ganz gewiß wird der himmlische Richter das feurige, anhaltende Gebet der Unterdrückten hören. Denn wenn selbst der ungerechte irdische Richter den anhaltenden Bitten der Witwe nachgibt, sollte dann Gott, sagt Jesus, nicht auch seine Auserwählten retten, die zu ihm Tag und Nacht rufen? Ich sage euch, er wird sie erretten in einer Kürze — nicht spät erst und gezwungen, wie jener irdische Richter, sondern willig und bald. Doch, so schließt der Heiland, wann des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß er auch werde Glaube finden auf Erden?

Eigentlich steht da: daß er auch werde den Glauben finden. Der Unterschied ist nicht so geringfügig, als er aussieht. Dem ersteren Wortlaute nach könnten wir es leicht so auffassen — und so geschieht es oft — als ob Jesus von seinem öffentlichen Auftreten unter seinem Volke spräche, und für seine Predigt des Evangeliums Glauben verlange. Doch bei einigem Nachdenken ist es klar, daß er in diesem Zusammenhange nicht von seinem ersten Kommen spricht, sondern von seiner Wiederkunft zum Gerichte, wenn der Böse gestraft, und der Unterdrückte gerettet werden wird, und damit das Gebet des Glaubens Erhörung findet. Allein man könnte wohl fragen, ob wohl hier so bestimmt und ausschließlich an das messianische Endgericht, die Vollendung

dieser Zeit, gedacht werden muß. Wir können wenigstens die Worte ebensogut von Jesu unsichtbarem Kommen verstehen, wenn er seine Kirche besucht und seine Freunde zu sich nimmt, wie sich diese Vorstellung hier und da im Johannesevangelium findet. Aber, recht betrachtet, macht das keinen so großen Unterschied; denn die erste Christenheit trennt nicht so scharf, da sie den Ablauf der irdischen Dinge noch in der ersten Zeit erwartete.

Wenn also des Menschen Sohn die Erde besucht, so fragt Jesus im Tone des Zweifels, wird er dann, wo und wann er kommt, den Glauben darauf finden? Den ausharrenden Glauben, der unbedingt nötig ist, damit Gottes Auserwählte dabei bleiben, Tag und Nacht zu ihm zu rufen? Oder wird dieser Glaube schwach geworden sein und die harte Probe nicht bestanden haben? Diese Frage läßt uns unwillkürlich an das Bild der wachenden Knechte und an das der zehn Jungfrauen denken, in dem Jesus in seiner letzten Belehrung seiner Jünger seine Wiederkunft schildert und zur Wachsamkeit aufruft, damit zu jeder Zeit ihre Lenden umgürtet sind, und ihre Lichter brennen.

Wir sehen hier also in einem Worte, was des Menschen Sohn, so oft er sichtbar oder unsichtbar die Erde besucht, darauf zu finden wünscht, was er von all den Seinen fordert und daher auch von uns: den Glauben. Das ist das erste der beiden Worte, mit denen ich den ganz eigenartigen Charakter des Christentums ausdrücken möchte. Wir wollen es nicht unterlassen, darüber noch einmal den Heiland selbst zu hören, ohne vorderhand die weitere Ausführung der Lehre des Meisters durch seine Jünger in Betracht zu ziehen. Das Evangelium, das Jesus uns vom Himmel brachte, stellt den Glauben als Bedingung zur Seligkeit auf. Leider trägt so vieles bei den Menschen den Namen des Glaubens, was sie doch nicht selig macht. Herr, mehre in uns den wahren Glauben, indem wir davon reden!

Ich nannte Glauben eins der beiden Worte, die den eigenartigen und besonderen Charakter des Christentums ausdrücken, denn im tiefen und reichen christlichen Sinne gehört der Glaube zu dem Neuen im göttlichen Evangelium. Vor Jesu Zeit war er nicht in erster Linie das, was die Religion vom Menschen verlangte, und noch immer nimmt der Glaube außerhalb der Grenzen der christlichen Kirche keine zentrale Stellung ein. Dieser Gedanke ist so ausgeprägt christlich, daß die meisten Sekten, soweit sie noch auf christlichem Boden stehen, stets vom Glauben ausgegangen sind, und daß noch immer die verschiedenen christlichen Gemeinden sich nur in der Auffassung des Glaubens unterscheiden, ja, daß zugleich mit der Predigt des Evangeliums an die Heiden für das Wort Glaube ein neues Wort in ihrer Sprache geprägt werden muß, das an sich selbst vielleicht nicht neu ist, aber doch in dieser Bedeutung früher unbekannt war. Selbst der Israelit und Muselmann haben dem christlichen Glaubensprinzip Gedanken entlehnt, die die alte Welt nicht kannte.

Durchsuchen wir das Alte Testament — der Glaube in höherem,

christlichem Sinne ist ihm fremd, sogar so fremd, daß ein Schriftgelehrter wie Paulus, nachdem er die Schrift fünfundzwanzig Jahre lang durchforscht hatte, in seinem Kampfe für den Glauben nur zwei Stellen in der alten Heiligen Schrift finden konnte; aus der Geschichte: Abraham glaubte, und es ward ihm zur Gerechtigkeit gerechnet; und aus der Prophetie: der Gerechte wird seines Glaubens leben. — Der Grund dafür ist dem, der in den Geist des alten Bundes tiefer eindringt, kein Geheimnis. Was wir jetzt „an Gott glauben" nennen, das heißt in der Sprache der Hebräer: Gott kennen. Denn es kam dem Israeliten nicht leicht in den Sinn, das Dasein und die Vollkommenheit seines Gottes zu beweisen. Es war genug, ihn kennen zu lernen, wie er sich seinem Volke offenbart hatte und mit tausend Stimmen in der Natur sprach. Gott verlangte etwas anderes von seinem Volke. Das Gesetz der Heiligkeit, das er ihm gab, forderte unbedingten Gehorsam. Darin bestand die Rechtfertigung Israels, und Paulus beruft sich mit Recht auf den Ausspruch: Welcher Mensch dies tut, der wird darinnen leben.

Das Gesetz fordert Gehorsam, und das Evangelium Glauben. Das liegt in beider Art. Es ist dem Gesetzgeber als solchem gleichgültig, ob ihr ihm alles oder nichts glaubt, wenn ihr sein Gebot nur haltet. Aber der Bote, der euch eine gute Nachricht bringt, will, daß ihr sie annehmt; sonst habt ihr nichts davon, und er bringt seine Botschaft vergebens. War also Jesu Lehre von allem Anfange an kein Gesetz, sondern ein Evangelium, die frohe Botschaft von dem Gottesreiche, die Ankündigung der Gnade und Wahrheit in Gottes Namen, so muß dann auch diese Nachricht mit geneigtem Herzen angenommen werden, sonst verfehlt sie ihr Ziel. So schildert uns auch Markus das Auftreten Jesu in Galiläa. Er predigte und sprach: Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubet an das Evangelium! Und wohin wir nun auch weiter Jesu Spuren bei der Durchwanderung seines Vaterlandes verfolgen, überall hören wir dieselbe Forderung. Mit mehr als menschlicher Macht richtet er die Kranken auf, reinigt er die Aussätzigen, öffnet er Blinden die Augen und Tauben das Ohr, immer und überall nur unter der einen Bedingung: des Glaubens. Zwei Blinde am Wege rufen sein Erbarmen an. Jesus wendet sich um und fragt: Glaubt ihr, daß ich euch dies tun kann? und auf ihren Glauben hin werden sie sehend. Ein Lahmer wird von seinen Freunden durch das Dach zu Jesu Füßen niedergelassen, und als dieser ihren Glauben sah, spricht er zu ihm: Stehe auf und wandle! Der Vater eines Kindes, das durch heftige Krampfanfälle heimgesucht wird, bittet vergeblich Jesu Jünger um Hülfe. Sie haben nicht genug Glauben. Aber als nun der Herr selbst kommt, sagt er zu dem armen Vater: Wenn du könntest glauben! Alle Dinge sind möglich, dem, der da glaubet. Und durch diese Forderung ebensosehr bedrückt wie erfreut ruft der Vater aus: Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben! (Mark. 9, 24.) — So ist es hier, und so ist es überall. Zum Kranken selbst spricht er: Dein Glaube hat dir geholfen. Zu dem Nächstbeteiligten,

dem Vater oder der Mutter, dem Herrn oder dem Freunde spricht er: Dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und überall freut sich Jesus, wenn er das unbegrenzte Vertrauen bei einem Heiden findet und sagen kann: Solchen Glauben habe ich selbst in Israel nicht gefunden.

Man hat wohl manchmal gefragt, ob Jesus auch diesen Glauben als Heilmittel verwandte, wie zuweilen wohl Fieber oder Nervenzufälle vor einem solch unbegrenzten Vertrauen auf der einen, und einem so kräftigen sittlichen Übergewichte auf der anderen Seite weichen. Allein die Art der Krankheiten und Gebrechen, auf die wir den Glauben angewendet finden, läßt diesen Gedanken nicht aufkommen. Wie? Der Aussätzige, dessen ekelerregende Krankheit doch wohl nicht auf Nervenstörung beruhte, der Blindgeborene, der in jener Zeit für vollkommen unheilbar angesehen wurde, der an Taubstummheit oder fallender Sucht Leidende, sollten sie möglicherweise durch eine kräftige Einbildung geheilt worden sein? Und überdies der Glaube eines Hauptmannes wird angenommen für seinen Knecht, der des kananäischen Weibes für ihr abwesendes Kind, der des Vaters für seinen bewußtlosen Sohn, des Jairus für das bereits gestorbene Töchterchen. Nein, der Glaube, den Jesus bei seinen Wundertaten fordert, ist nicht der Aberglaube einer unwissenden Menge, wodurch der Betrüger sowohl wie der Schwärmer, wodurch selbst Steine und Bilder Wunder verrichten können. Es ist derselbe Glaube, den er von den Seinen in ihrem Umgange mit Gott fordert, wenn er spricht: Alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, so werdet ihr's empfangen. (Matth. 21, 22.) — Jesus wollte nicht, daß man an ihn bloß als den Wundertäter glaubte; und wo man seine Zeichen anerkannte, sie aber dem Obersten der Dämonen zuschrieb, oder selbst wo man ihnen nicht widersprach, aber doch dem Evangelium des Gottesreiches kein Gehör lieh, da konnte er keine Wunder tun, um ihres Unglaubens willen. Nicht als Wundertäter, sondern als der vom Vater gesandte, der große Menschensohn und zugleich Gottessohn, der Messias Israels und Heiland der Welt will er geglaubt und angenommen werden.

So kommt es auch, daß Jesus die gleichen Worte gebraucht, wenn er die Sünde vergibt, und wenn er Krankheiten heilt. Beides ist ihm der Sieg des Gottesreiches über das Reich der Finsternis, das mit der Sünde all das Elend über die Menschen bringt. Dein Glaube hat dir geholfen — so lautet Jesu Heilgruß an die kranke Frau auf dem Wege, die sein Kleid angerührt hatte, und ebenso an den blinden Bartimäus in Jericho. Aber mit demselben Worte läßt Jesus auch die Sünderin von sich gehen, die beim Mahle im Hause Simons, des Pharisäers, seine Füße mit ihren Tränen netzte; in einem Atem spricht er zu ihr: Deine Sünden sind dir vergeben und: Weib, dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden! Und will man einen noch deutlicheren Beweis dafür, daß Jesus nicht als Arzt Glauben fordert, und daß in seinen Augen Rettung der Seele mehr ist als solche leibliche Genesung? Wir finden ihn unter anderem in der bekannten Begegnung mit den zehn

Aussätzigen. Er rief sie auf dem Wege an und schickte einen jeden zu seinem Priester, um sich für rein erklären zu lassen. Indes einer von ihnen kehrt, sobald er sich genesen fühlt, zu Jesus zurück, um sich ihm zu Füßen zu werfen und ihm zu danken. Und der Herr fragt in wehmütigem Tone: Sind ihrer nicht zehn rein geworden, wo sind nun die neun? Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte und gäbe Gott die Ehre, denn dieser Fremdling? Und sich an den geheilten Samariter wendend, sagt er freundlich: Stehe auf, gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen. — Zehn sind rein geworden, weil sie an Jesus als den Wundertäter geglaubt haben, nur einer ist im höheren Sinne genesen, durch den Glauben an Jesus als seinen Wohltäter, Heiland und Herrn. (Luk. 17, 11—19.)

Und wenn wir nun weiter untersuchen, auf welchem Grunde Jesus Glauben fordert, dann liegt auf dem Boden dieser Forderung immer das Wort, das er in seinen letzten Tagen zu den Jüngern sprach: Habt Glauben an Gott! Oder noch deutlicher in der letzten Nacht: Glaubet an Gott und glaubet auch an mich. (Mark. 11, 22; Joh. 14, 1.) Die Fähigkeit, an ihn zu glauben, besitzt nur das gottesfürchtige Herz, das sich mit kindlichem Vertrauen an Gott hingibt. Es ist nicht bloß und nicht einmal in erster Linie Überzeugung des Verstandes, auf die Jesus baut, sondern der kindliche Sinn des Gemütes, das seine Ruhe in Gott findet. Wer so den Vater erkennt, erkennt auch den Sohn. Hierauf achtet Jesus vor allem bei der Erziehung seiner Jünger. Darum stellte er ihnen ein Kind als Muster auf und pries selig die Armen am Geiste und die Menschen von reinem Herzen als die echten Kinder des Himmelreiches. Darum erzieht er vor allem den Apostelkreis zu rückhaltlosem Vertrauen auf den Vater im Himmel, von dem alle Haare ihres Hauptes gezählt worden sind. Das war ihnen das Eine, was not tat: der Glaube. Damit ausgerüstet, sollten sie seine Gegenwart entbehren können, seinen Geist empfangen und in seinem Namen die Welt überwinden. — Sieh, da liegt er im Schiffe auf dem galiläischen Meere und schläft. Der Sturm erhebt sich, die Wellen schlagen über das schwache Fischerboot, die Jünger schreien auf vor Angst, aber Jesus schläft. Und als er nun endlich mit dem ungeduldigen Worte geweckt wird: Meister, fragst du nichts danach, daß wir verderben? Da schlägt er ruhig die Augen auf und spricht: Wie seid ihr so furchtsam? Wie, daß ihr keinen Glauben habt? — Und noch einmal auf demselben galiläischen Meere, als sein Petrus auf dem Wasser zu ihm kommen will, aber beim Anblick der windbewegten Wellen ausruft: Herr, hilf mir, ich vergehe! Da ist es das ruhige Wort des Herrn, womit er ihn bei der Hand faßt: O, du Kleingläubiger, warum zweifeltest du? — Zu einer anderen Zeit fühlen die Jünger ihr Unvermögen, die Zeichen zu tun, zu denen er ihnen die Macht gegeben hat, und bitten: Herr, stärke uns den Glauben! (Luk. 17, 5.) Aber Jesus antwortet: Wenn ihr nur Glauben habt wie ein Senfkorn — klein, aber lebendig und kräftig, so würde er genügen, um Berge zu versetzen. Auf diese Weise erreicht Jesus durch anhaltende

Geduld sein Ziel, und es liegt eine wehmütige Freude in einem der letzten Worte, das er beim Abendmahle zu seinen Jüngern spricht: Jetzt glaubet ihr?

Doch nicht nur im kleinen Kreise seiner Jünger, sondern auch bei seinen Wanderungen durch sein Vaterland achtet Jesus besonders auf diese Fähigkeit zu einem schlichten und unbefangenen Glauben. Wiederholt spricht er zu denen, bei welchen er ihn bemerkte: Folge mir nach! Das willige und gläubige Folgen vergleicht Jesus mit dem willigen Mitgehen der Schafe, die des Hirten Stimme hören. Auf seine Stimme hören und ihm folgen alle, die der Vater ihm gegeben hat, die bereits von allem Anfange an zu seinen Schafen bestimmt sind. Und dies Folgen ist mehr, ja, es ist etwas ganz anderes als ein Nachlaufen und bloßes Herr-Herr-sagen, das Jesus so bestimmt zurückweist, mehr als das Hosiannarufen der begeisterten Menge, sogar mehr, als das Austreiben der Dämonen in seinem Namen. Wer an Jesus glaubt, ihn als den von Gott gesandten Erlöser annimmt und ihm folgt, muß auch das Wort Gottes, das er verkündigt, in seinem Herzen aufnehmen, muß bereit sein, zu tun den Willen seines himmlischen Vaters. Und es ist nicht bedeutungslos, daß Jesus einen Unterschied macht zwischen den Ausdrücken: dem Johannes glauben und: an mich (Jesus) glauben. (Matth. 18, 6; 21, 25.)

Wollt ihr ein Bild dafür? Stellt euch vor, ihr machtet einen Aufstieg in ein steiles und gefährliches Gebirge. Alles kommt dabei auf die Wahl eines kundigen und treuen Führers an. Aber habt ihr einen solchen einmal gewählt, und geht er euch voran, dann müßt ihr ihm auch unbedingt vertrauen. In seine Spuren setzt ihr den Fuß, an seinem Alpenstocke haltet ihr euch fest, ihr zaudert nicht, ihm zu folgen, selbst wenn er euch durch schier undurchdringliches Gestrüpp, an den steilsten Abgründen hin und über die schmalsten Gebirgswege aufwärts führt. Der Mann weiß es, wo der Weg ist, und wie er euch zum Ziele bringt. Er ist zuverlässig, ihr traut auf ihn.

Sieh, das ist das Johanneswort, das die Kirchenväter „das kurzgefaßte Evangelium" zu nennen pflegten: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. — Das ist es, was Jesus von seinen Jüngern verlangt, darüber freut er sich an ihnen. Für seinen Petrus bittet er inbrünstig, daß sein Glaube in der Versuchung nicht wanke. Und sobald er von den Toten auferstanden ist, kommt er noch einmal und fordert Glauben, nicht nur Glauben an die Tatsache, der auch seine Feinde nicht zu widersprechen wagen, sondern Glauben an alles, was bereits bei Moses und den Propheten vom Gottesreiche geschrieben steht: Glauben an ihn, der die Schlüssel des Grabes und des Totenreiches hat. Und als die erschrockenen Jünger noch immer zweifeln, und der schwermütige Thomas sehen und fühlen will, sagt der Herr: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Das Gesagte wird uns noch deutlicher, und das Evangelium wird

uns in seiner erhabenen Einfalt noch klarer werden, durch eine kurze Gegenüberstellung der Lehre Jesu und dem, was seine Kirche daraus gemacht hat.

Das ganze Evangelium ist nach Johannes' Zeugnis geschrieben: daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen. Wer also an Christus glaubt, wird nicht gerichtet, oder, wie wir bei Markus lesen: Wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden. — Wo von dieser Seligkeit durch den Glauben gesprochen wird, geschieht es stets im Hinblick auf das Verderben, das Verlorengehen unserer Seele durch die Sünde. Dabei wurde in jener Zeit besonders und mit Nachdruck auf das nahende Gericht hingewiesen, den Fall Jerusalems und das Ende dieser Zeit. Wer vor diesem großen Gottesgerichte über die Sünde zu Christus seine Zuflucht genommen hatte, der sollte, von ihm gerettet, nicht mit dem Sünder in der allgemeinen Not umkommen. „Der Glaube als Leben, als die Seligkeit der Seele, durch die innigste Verbindung mit Christus und mit seinem Vater", das ist Jesu Lehre. — Aber was hat nun die Kirche daraus gemacht? Der, der den wahren Glauben hat, wird durch ihn die ewige Seligkeit erwerben — sagt sie. Durch diese Verwechselung von Errettung und Seligkeit — die sich auch in unserer Bibelübersetzung findet — ist das Volk von selbst auf den Gedanken gekommen, daß der Glaube (und somit in christlichem Sinne die ganze Religion) eigentlich nur für das Leben nach dem Tode nützlich ist, daß es also bald genug sei, auf seinem Sterbebette ein Gläubiger zu werden, wenn man nur immer auf ein ruhiges Sterbebett bei klarem Bewußtsein rechnen könnte. Und durch diese Rechnung auf eine jenseitige Seligkeit hat man alle Segnungen übersehen, womit der Glaube schon dieses Leben krönt. Indem man ausschließlich auf ein glückliches, äußeres Los hoffte, hat man nicht begriffen, daß die Seligkeit bereits im Glauben selbst beschlossen und ausgedrückt ist, daß sie also hier auf der Erde bereits geschmeckt wird und ihre sittliche Kraft ausübt — mit einem Worte, daß der Glaube bereits selbst Seligkeit ist, und nicht die Seligkeit der Lohn des Glaubens, als einer schweren, dem Menschen fast aufgedrungenen Aufgabe.

Noch eins. Jesus verlangt Glauben an Gott, ein kindliches Vertrauen auf die unendliche, aber heilige Liebe des himmlischen Vaters, und damit auch Glauben an ihn selbst und sein Evangelium, für das der Vater im Himmel und das Herz seiner Kinder auf der Erde Zeugnis ablegt. Kommt zu mir! heißt es; Glaubt an mich! und dann: Folget mir nach! Aber die seit dem zweiten Jahrhundert schon durch Irrlehren und Ketzereien erschreckte christliche Kirche ist sehr bald zu der Beschränkung übergegangen: So und so lautet die Wahrheit, das und das muß der Christ glauben, sonst gehört er nicht zur Gemeinde. Und was daraus von selbst hervorging, da man einmal dem Ungläubigen (statt dem Ungehorsamen und Gottlosen) alle Seligkeit in der Ewigkeit abgesprochen hatte: wer das nicht glauben will oder kann, der ist ver-

dammt! Und ferner: so gefährliche Menschen, die durch Verwüstung des wahren Glaubens die Seelen töten, müssen noch mehr gemieden und noch härter gestraft werden als der Mörder, der nur den Leib tötet. — Eine entsetzliche Kette von Irrtümern und Greueln hängt an diesem Gedanken eines orthodoxen und darum allein seligmachenden Glaubens. Toter Formendienst mit heidnischer Unwissenheit und Sittenlosigkeit, ein Gewissenszwang mit Verfolgungen und Quälereien, im Vergleich zu denen die Löwen und Tiger eines Nero noch eine Wohltat und Barmherzigkeit erscheinen. Ach, welch namenloses Elend hat dieser Glaubenszwang über die christliche Kirche gebracht! Und wieviel von diesem römischen Sauerteige ist auch in unsere Kirche übergegangen! Wie weitschichtig und mühselig wird nicht dieser seligmachende Glaube gemacht. Die Evangelisten selbst würden, wenn sie aus ihren Gräbern aufstehen könnten, das so fein ausgesponnene Christentum nicht wiedererkennen oder kaum verstehen und mit Verwunderung uns auf die einfache Forderung ihres Meisters verweisen: Glaubet an Gott und glaubet auch an mich!

Endlich, nachdem man die Glaubensbestimmungen bis ins Unendliche ausgesponnen hatte, und die sittliche Kraft des Glaubens dadurch fast auf Nichts zusammengeschmolzen war, brauchte man doch noch etwas anderes, um der zukünftigen ewigen Seligkeit, (das einzige, um deswillen viele noch an der Religion festhalten), versichert zu sein. Und dieses andere nun, wovon das Gewissen Zeugnis gab, das sittliche Element der christlichen Religion, was sollte es wohl sein? Die römische Kirche nannte es: Gute Werke, die Protestanten: Bekehrung. So lernten wir's in unserer Jugend: Zwei Dinge sind nötig, um selig zu werden, Glaube und Bekehrung. — Zwei? Und Jesus sagt, daß nur Eins not ist, und daß dies Eine der Glaube ist. Und wenn er von Bekehrung spricht, dann läßt er sie nicht auf den Glauben folgen, als ob ein unbekehrter Sünder schon glauben könnte und sich danach noch bekehren müßte! Nein, wo Jesus auftritt, um das Werk Johannes', des Propheten der Bekehrung zum Gottesreiche, fortzusetzen, da läßt er auch die Bekehrung vorangehen und spricht: Tut Buße, laßt ab von euern Sünden, von eurem unreinen und weltlichen Leben, um den Schatz im Himmel zu suchen, und dann, in einer solchen Verfassung: Glaubet an das Evangelium!

Glaube, das ist es, was Jesus auch von uns fordert. Findet jemand, daß ich zu lange darüber gesprochen habe, dann wird es für ihn wohl auch zu lang gewesen sein, aber ich hoffe, für einen anderen nicht. Jesu Lehre kann nicht besser verteidigt werden, als daß sie hell ins Licht gestellt wird, in ihrer ursprünglichen Einfalt und Kraft, von allem befreit, was später die Menschen daraus gemacht haben, und was nicht auf die Rechnung des großen Meisters kommt. Dabei wollte ich euch bereits fühlen lassen, daß die verschiedenen Vorstellungen der Jünger Jesu alle von einem ursprünglichen Bilde herstammen, und daß in allen vier Evangelien das Evangelium ganz dasselbe ist. Hat Mat-

thäus in dem Christus mehr den israelitischen Messias geschildert, Lukas den großen Menschensohn, Johannes den Sohn Gottes, tragen die beiden ersten Evangelisten mehr den Charakter buchstäblicher Genauigkeit, Lukas den der fließenden Darstellung, Johannes des tiefen und freien Nachsinnens: der Christus ist überall ein und derselbe, und ein und derselbe ist auch der Glaube, den er von uns fordert. Nirgends im Evangelium, auch bei den Aposteln nicht, wird dieses Glauben an ihn wie an Gott — ein unbegrenztes Sichanvertrauen, all sein Heil und seine Seligkeit in ihm Suchen — auf jemand anders als auf Jesus angewendet. An Paulus oder Petrus zu glauben klingt dem Ohre eines Christen ungereimt.

Und nun immer wieder dieselbe Frage: Wenn des Menschen Sohn kommt, auch in unserer Zeit kommt, um seine Kirche zu erproben, wie das Gold im Feuer erprobt wird, wird er dann auf der Erde den Glauben finden? Wird er ihn finden, in unserem Vaterland und in unserer Gemeinde, bei euch und bei mir?

So fragt noch immer das Evangelium. Aber unsere Zeit, die Zeit der freien, wissenschaftlichen Forschung, antwortet: Der denkende Mensch kann nicht glauben, was er will, er muß durch Vernunftgründe überzeugt werden, daß es so ist, er verlangt Beweise, die der wissenschaftlichen Kritik standhalten, und dann, dann braucht er keinen Glauben mehr, sondern nimmt die Wahrheit ganz von selbst an. — Das ist wahr, und doch auch nur halb wahr. Alles, was die Erfahrung alle in gleicher Weise lehrt, ingleichen alles, was das natürliche Schlußergebnis des vernünftigdenkenden Verstandes ist, wird, weil es bewiesen ist, angenommen. Die experimentelle Naturkunde und alle mathematischen Wissenschaften stützen sich auf bloße Verstandesbeweise. Aber wenn das, was das Gefühl, das Herz ergreift, auch nur durch eine verständige Einsicht in die Wahrheit geglaubt wird, wie kommt es dann, daß Leute, die Verstand genug haben, trotz genügender und ihnen wohl bekannter Vernunftgründe, doch etwas ganz anderes glauben, wenn es ihnen nur nach dem Herzen und dem Sinn ist, so daß es zum landläufigen Sprichworte geworden ist: Was das Herz wünscht, das glaubt der Mensch? Ist das schon im täglichen Leben richtig, um wieviel mehr wird es in der Religion zutreffend sein, wo die zartesten Saiten des Gemüts angeschlagen werden, und wo die engste Verbindung mit unserem sittlichen Leben besteht? Ja, nicht nur in der Religion, sondern in allem, was uns das Heiligste auf Erden ist: die Liebe eines Freundes, die Treue eines Ehegatten, unser eigenes, sittliches Leben, das Gefühl für Wahrheit und Recht, — ist das alles die einfache Schlußfolgerung eines rein verstandesmäßigen Beweises? Und sind wir darüber auch nur einen Augenblick im Zweifel, weil einer, der weder Grundsätze noch Charakter besitzt, damit seinen Spott treibt?

Doch wir kehren zu dem Einwande zurück: Ich kann nicht alles glauben, was ich möchte. — Er gilt viel weniger dem ursprünglichen Evangelium als der Kirchenlehre. Wenn die römisch-katholische Kirche

alle ihre Lehrsätze, bis zur unbefleckten Empfängnis herab, an die Tür ihres Tempeleingangs stellt, und jeder von ihnen, falls er von jemandem nicht angenommen wird, stark genug ist, den armen Sünder hinauszuwerfen, dann ist es ohne Zweifel das sicherste für ihre Kinder, über Religion überhaupt nicht nachzudenken, sondern alles, was die Kirche lehrt, blindlings anzunehmen und nachzubeten. Mit Recht haben unsere Väter an die Stelle dieses Glaubens an die Kirche den Glauben an die göttliche Offenbarung und vor allem die Annahme Jesu Christi selbst gestellt. Freilich verfielen folgende Geschlechter wieder unbemerkt in den Irrtum der alten Kirche. Nachdem man die Überlieferung und die Autorität der Kirche verworfen hatte, stellte man statt des römischen Grundsatzes: „Was die Kirche lehrt" als protestantischen Grundsatz auf: „Was die Bibel lehrt", aber dann doch eigentlich: „Die Bibel nach der allgemein herrschenden Auffassung in unserer Kirche", die natürlich bei den meisten als die einzig wahre galt. Und so ist wieder die Orthodoxie als Prüfstein des Glaubens zur Hintertür hereingeschlüpft, nachdem man sie zur Vordertür hinausgeworfen hatte. „Er ist gläubig." Wer? Nun der, der alle Wahrheiten, die seine Kirche bekennt und mit einem Wall von Bibelstellen umgibt, einfach zu seinem Bekenntnis macht. Wie manch einer hat sein Gemüt belastet, wenn er nicht glauben konnte, daß Gott seinem Wesen nach einer ist und seiner Person nach drei, einiger und dreieiniger Gott; daß unsere Kinder durch die Erbsünde bereits von Geburt an verderbt sind; daß der, der nicht von Ewigkeit her zu den Auserwählten gehört, nicht selig werden kann; daß Gottes strafFordernde Gerechtigkeit Sühne und Genugtuung verlangt, und Christus deshalb für die Auserwählten sterben mußte, um Gott zu versöhnen — und wieviel dergleichen! Vergebens hat man sich gepeinigt, dies alles, ohne daran zu zweifeln, anzunehmen, „weil es die Kirche so lehrt nach der Schrift", und sich Unruhe gemacht, daß doch ohne diesen völligen Glauben und seine volle Anwendung auf sich selbst, keine Gewißheit, zu den Auserwählten zu gehören, und keine Ruhe oder Seligkeit möglich sei. Und wie viel kürzer und einfacher ist nun die Forderung des Evangeliums! Wenn des Menschen Sohn kommt, heißt es nur: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Oder: Ich bin die Auferstehung und das Leben, glaubt ihr das? Und das heilsbegierige Gemüt antwortet: Ja, Herr, wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

„Doch selbst das schon, wenn es auch viel vernünftiger und einfacher ist, kann der Mensch nicht bloß deshalb glauben, weil er es glauben möchte." Das ist richtig, lieber Leser. Ich möchte nicht einmal sagen: Versuche es nur! denn ich kenne keinen versuchsweisen Glauben. Ebensowenig: Bitte nur darum! denn das Gebet ist schon die Sprache des Glaubens. So passiv und so leicht gelangt man nicht zum Glauben. Er wird uns nicht eingeflößt. Nie wird in der Schrift der seligmachende Glaube des Christen eine Gabe Gottes genannt, und noch viel weniger eine wunderbare Wirkung des heiligen Geistes. Das einzige Gebet in

diesem Geiste, das wir aus dem Evangelium herübernehmen können, setzt bereits den Beginn des Glaubens voraus. Es ist das des unglücklichen Vaters: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben! und das der Jünger: Herr, stärke uns den Glauben!

Statt also einem solchen Unvermögen zu widersprechen oder euch den Glauben unter dem Widerspruche eures Verstandes aufzunötigen, stimme ich lieber dem Satze bei: Der Mensch kann nicht glauben, was er will. — Aber nun will ich den Satz auch umkehren und sagen: Der Mensch kann wohl ungläubig bleiben, wenn er nicht glauben will. — Man kann seine Augen nicht zwingen, so oder so zu sehen, aber man kann sie schließen, um nicht zu sehen. Und das ist es gerade, was Jesus den ungläubigen Juden in Jerusalem zum Vorwurf macht: Ihr wollt nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben haben möchtet. Und: Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre voneinander nehmt? und die Ehre, die von Gott allein ist, sucht ihr nicht? Unlust, Selbstsucht und Hochmut sind für den Glauben Hindernisse schwerster Art. Wenn also Jesus Glauben fordert, so gründet er seine Forderung auf das natürliche Bedürfnis des menschlichen Herzens, wo es nicht allzusehr durch die Sünde entartet und Gott entfremdet ist. Wie die Kinder von Natur geneigt sind, zu glauben, und dies der einzige Weg zu höherer Erkenntnis ist, so ist in jedem Menschenherzen das natürliche Bedürfnis eines religiösen Glaubens vorhanden. Der Acker, der Samen, Tau und Regen empfangen hat, trägt von selbst Frucht, wenn ihn das Unkraut nicht daran hindert. Ebenso ist es mit dem Menschenherzen, dem Acker für das Wort Gottes. Treibt dies Wort im Herzen keine Wurzel, so kommt das, wie Jesus sagt, daher, daß der Teufel bei dem leichtsinnigen Weltmenschen die gute Saat wieder wegnimmt, damit er nicht glaubt und selig wird, oder auch, weil es an Kraft für Wachstum und Reife gebricht oder Dornen und Disteln die gute Saat wieder ersticken. Was wir also im Geiste des Evangeliums fordern, besteht nicht darin, daß ihr euch selbst gewaltsam etwas aufzudrängen sucht, was gegen eure Überzeugung streitet, sondern, daß das Auge eurer Seele einfältig und unbefangen sei, das Herz kindlich, das Gewissen wach; daß ihr alle Vorurteile, kirchliche oder wissenschaftliche, daß ihr auch die Autorität von Menschen beiseite setzt, und daß ihr dann Christus selbst hört, wie er in seinem Evangelium lebt und spricht. Ebenso wie der, der nicht taub ist, wohl hören muß, und wie wir unser offnes Auge am Sehen nicht hindern können, wird auch Christus euern Glauben und euer Vertrauen wecken, und ihr werdet, wäre es auch noch unter mancherlei Zweifel und Widerstreit, dem Petrus nachsprechen: Wohin sollten wir gehen? Du, Herr, hast Worte des ewigen Lebens!

Aber so bedarf es denn auch, um ein Glaubender zu werden, eines tiefen, sittlichen Ernstes, den leider viele vermissen lassen. Sittlicher Ernst, fühlt ihr es wohl, meine lieben Leser, das ist noch etwas ganz anderes, als daß ihr euch begnügt mit den Schriften, die der Tag euch bringt, daß ihr dem einen zujauchzt und den anderen verurteilt und

bei Menschen zu erfahren sucht, was ihr heute glauben müßt, um es morgen vielleicht um ein gut geschriebenes Buch oder eine packende Rede wieder über Bord zu werfen. In unserer Zeit stehen viele als Zuschauer rings um den Kampfplatz der politischen und kirchlichen Parteien. Je hitziger es da zugeht, desto heftiger klatschen sie Beifall. Jetzt geben sie dieser und bald wieder jener Partei ihre Stimme. Und wenn endlich die Kampfesmüdigkeit dem Streite Einhalt gebietet, dann gehen sie nach Haus. Sie haben ihren Zeitvertreib gehabt. Und sie wissen nun, . . . ja, sie wissen, daß dieser Gegner gewandter, und jener Kämpe stärker ist, weiter nichts! Wenn des Menschen Sohn kommt, wird er Glauben finden auf Erden, den Glauben, der Berge versetzt und die Welt überwindet? Vielleicht am wenigsten auf dem Kampfplatze der Massen und in der Hitze des Streites.

Wird er Glauben finden auch bei uns? Das ist eine Gewissensfrage, eine Frage nach unserem inneren und höheren Leben. Habt ihr, liebe Leser, an Gott geglaubt, als euch Prüfungen auferlegt wurden, die nach eurem Gefühle allzuschwer waren, und der anbrechende Tag euch dunkler schien, als eine Nacht ohne Sterne? Habt ihr festgestanden im Glauben, der es nach Christi Wort weiß, daß auch die Haare eures Hauptes bei Gott gezählt sind? Oder aber, wenn die Versuchung euch anlachte, die Sünde triumphierte, das Gold gleißte, und eure Tugend als Einfalt verspottet wurde, habt ihr dann in dem Glauben festgestanden, daß der Schatz im Himmel, die Ehre bei Gott, durch Christus unser Teil, mehr wert ist als dies alles? Oder wenn euer Gewissen erwachte, und ihr euch selbst zuerst als verlorene Sünder kennen lerntet, habt ihr in jener Stunde das Evangelium geglaubt und angenommen: Mein Sohn, meine Tochter, gehe hin in Frieden, deine Sünden sind dir vergeben? Sieh, darum ward mein Leib gebrochen und mein Blut vergossen? O, wenn dieser kindliche und zugleich männliche Glaube in euch wohnt, dann spricht er gewiß oft in eurem Gebete, sei es auch nur, daß ihr erschrocken durch die hohe Forderung des Evangeliums euch das Gebet um Hülfe in eurem Unglauben, um Stärkung und Mehrung eures Glaubens zu eigen macht. Aber dann, wenn unsere letzte Stunde naht, kommt auch des Menschen Sohn noch einmal, um Glauben auf Erden zu suchen, und sagt zu uns: Ich bin die Auferstehung und das Leben; glaubt ihr das? Und mit einem flüsternden: Ja, Herr! möge unsere Seele in die Ewigkeit eingehen.

Wer nur einen besseren Weg weiß, der zeige ihn; wer einen sichereren Führer hat, der nehme ihn; wer das bei Menschen sucht, sehe, wie er auskommt, wer sich selbst genug ist, finde sich ab mit dem Leben und dem Tode, mit der Sünde und der Ewigkeit. Wir folgen lieber dem Worte Jesu: Dieweil ihr das Licht habt, glaubet an das Licht! und bauen auf das des Johannes: Wie viele ihn aber aufnahmen und an seinen Namen glaubten, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden. (Joh. 12, 36; 1, 12.)

———*———

IV

Was Jeſus in uns will? — Die Liebe

> Selig ſind die reines Herzens ſind, die hungern und dürſten nach der Gerechtigkeit. Selig ſind die Sanftmütigen, die Barmherzigen, die Friedfertigen.
>
> Matth. 5, 5—9.

> Du ſollſt lieben Gott, deinen Herrn von ganzem Herzen, und deinen Nächſten als dich ſelbſt. Dies iſt das vornehmſte und größte Gebot, und in dieſen zwei Geboten hanget das ganze Geſetz und die Propheten.
>
> Matth. 22, 37—40.

Gern erinnere ich mich meiner Studentenzeit, des erſten, feurigſten Anlaufs, alles in Erfahrung zu bringen, der Hoffnung auf die Wahrheit — die reicher iſt, als der Beſitz ſelbſt. Unter anderem übten wir uns da auch im Improviſieren. Zehn Minuten lang mußte man über ein geſtelltes Thema ſprechen; wie, das war Nebenſache, nur ſprechen, immer ſprechen, und die zehn Minuten waren ſo lang, und der Zeiger der Uhr ging uns ſo langſam, den ungeübten Rednern, die ſogleich mit dem Ende anfingen oder im Suchen nach dem Wege der Erörterung ſich gründlich verirrten. Es war nur gut, daß wir noch Kritik vertragen konnten, ſpäter verlernt man das nur zu bald.

Da trat wieder ein zwanzigjähriger Redner auf. Jeder gab ihm ein Thema. Er hatte fünf Minuten Zeit, um zu wählen, aber er brauchte nicht ſo lange. Sofort hatte er gewählt und rief triumphierend: „Über die Liebe werde ich ſprechen!“ Und er ſprach mit Feuer, deklamierte lebhaft, wiederholte ſeine Auslaſſungen noch einmal und — machte die Liebe und ſich ſelbſt lächerlich. Noch hatte der träge Zeiger kaum den halben Weg zurückgelegt. Noch einmal ſtotterte er einen Lobpreis der Liebe, dann wurde er rot, ſtockte und rief plötzlich in klagender Verzweiflung aus: „Ich weiß nichts mehr, ich bezahle die Strafe!“

Dieſe Plaudereien, Speeches, in denen wir uns damals übten, ſtehen in unſerer Zeit — natürlich von geübteren Lippen — in den höchſten Kreiſen in Ehren und haben die ſteifleinenen, feierlich einherſchreitenden Disputationen früherer Zeiten erſetzt. Und nun? Rede

munter einige hochtrabende Worte ohne tieferen Sinn, wenn du nur Leidenschaft und Selbstvertrauen zeigst; rede ohne Ordnung, ja, fast formlos, aber geistreich oder im Geiste; halte Vorträge über Shakespeare oder über Indiens schlechte Finanzen, über die Polarisation des Lichtes oder das Evangelium des Johannes: stets wirst du deine Zuhörer finden, aber kündige nach reiflichem Durchdenken und Durcharbeiten deines Gegenstandes sechs Vorlesungen über die Liebe an, und ich bin dir gut dafür, daß du einen leeren Saal oder höchstens einige schläfrige Zuhörer finden wirst, auf deren Gesicht kein Schimmer von Liebe zu sehen ist.

Sonderbar, daß das, was wir alle brauchen, alle fühlen, alle genießen, was in den glücklichsten Augenblicken unseres Lebens unsere Seligkeit ausmacht, sich so schlecht beschreiben und besprechen läßt. Es ist wie beim Schmetterling, der seine schönsten Farben verliert, wenn man ihn angreift, wie beim Geiste, der sich beim Öffnen des Alabasterfläschchens verflüchtigt, wie beim Leben, das der Anatom sucht, wobei er nur einen Leichnam findet.

Ich habe mir nun einmal vorgenommen, das ganz Eigenartige, Charakteristische der Lehre Jesu in den beiden Worten: Glaube und Liebe zu schildern. Und ich fühle auch hier die Schwierigkeit. Verliert der Glaube durch das Wortkleid sein Leben, so ist ein toter Glaube doch immer noch etwas, aber eine tote Liebe würde gar nichts mehr sein. Liebe Leser, ich werde es euch also durchaus nicht übel nehmen, wenn ihr, nachdem ihr diese Abhandlung über die Liebe gelesen habt, mit dem Ausdruck der Langweile im Gesicht erklärt: „Das mag alles ganz schön und gut sein, aber das Evangelium der Liebe ist doch unendlich viel besser." Wir wollen uns daher nur gleich im voraus verständigen, daß ich nicht viel Mühe aufwenden werde, die Liebe zu umschreiben, und noch weniger, sie zu zergliedern, aber um so mehr, euch in dem Evangelium der Liebe den Weg zu zeigen.

Ich beginne sogleich mit der Bemerkung, daß die Liebe mit dem Glauben das eigenartige Kennzeichen des Evangeliums ausmacht, aber daß sie doch weniger neu war. Nicht jeder Mensch denkt über die Religion nach, hegt Zweifel, wählt und hält sich mit ganzem Herzen an das Erwählte, mit einem Worte: glaubt. Glaube setzt bereits Unglauben voraus, wenigstens Zweifel, und den kennt die Kindheit, auch die Kindheit der Völker, nicht. Aber wenn auch nicht alle Menschen im Suchen nach der Wahrheit kritisieren, so haben doch alle Menschen, ohne irgend eine Ausnahme, Gefühle; Liebe und Haß stehen einander gegenüber bereits auf der Schwelle des Lebens. Ja, wir lieben den einen um so mehr, je mehr wir den anderen hassen.

Die Welt vor Christus und außer Christus liebte also auch, so gut wie die christliche Welt. Aber diese Liebe war eine exklusive, beschränkte. Die Zwillingsschwester dieser Liebe war der Haß, ihr Schatten die Unverträglichkeit. Und wieviel Sinnliches war mit dieser Liebe vermischt! Wir dürfen nicht wagen, den Schleier aufzuheben, der z. B. die Ge-

heimnisse von Griechenlands Liebe zum Schönen bedeckt. Und die Gottheit, die unsichtbare und furchtbare Macht, unter der der ohnmächtige Mensch sich wie der Wurm im Staube krümmt, — ja, fürchten konnten sie die Heiden, aber konnten sie sie auch lieben?

Von Anfang an stand darin die wahre Religion dem Heidentum direkt entgegen; und es ist wahrhaftig kein Fortschritt auf dem Wege der wahren Wissenschaft, wenn man aus dem Jehova Israels wieder einen Baal oder Moloch macht, der im Zorn und Durst nach Menschenblute lebt. Der Glaube Abrahams, der in Moses Gesetzen eine feste Form angenommen hatte, aber in der Prophetie seinen Lebensgeist bewahrte, so furchtbar er auch war durch Gottes Heiligkeit, war stets liebenswürdig durch seine Liebe. Nicht im Erdbeben und Feuer und Sturmwind wohnte Jehova, sondern im Rauschen eines sanften Lüftchens, und das Ideal des Gottesstaates war ein ruhiges, frommes Volk, das seinen Gott lieb hatte, während alle Bürger einander als Brüder, als Nächste, zugetan waren. Jesus hat denn auch die beiden Hauptgebote, die am Anfang dieses Stückes stehen, wörtlich von Moses entlehnt. Anziehend ist im Munde des alten Gottesmannes die Darstellung der engen Beziehung Israels zu seinem Gott: Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen. — Und wo er an einer andern Stelle die Liebe zum Nächsten nach dem Maße der Selbstliebe bemessen haben will, schreibt er nicht nur vor, daß man einen Blinden nicht irren lasse auf dem Wege, Witwen, Waisen und Fremdlinge mild bedenke und selbst des Feindes verirrtes Lasttier auf die rechte Spur leite. Die Liebe, sagt darum Paulus mit Recht, ist des Gesetzes Erfüllung.

„Aber wenn das so ist," — würde wiederum mein gelehrter Jude fragen, indem er zu Mosis Worten eine große Reihe Aussprüche der Rabbinen hinzufügte — „was ist dann in Jesu Lehre Neues? Mit welchem Rechte maßt sich das Christentum den ausschließlichen Besitz der Liebe, wenigstens als Hauptsache und belebendes Prinzip in der Religion an?"

Denken wir hierüber einen Augenblick nach, so finden wir in dem gesetzlichen Prinzip der Religion Israels ein unüberwindliches Hindernis für die freie Machtentfaltung der Liebe. Die schönen Worte des Moses standen da, jeder bewunderte sie und stimmte ihnen bei, aber ihre Übertretung fiel nicht in den Bereich des Strafgesetzes. Wer konnte kontrollieren, ob in einem Herzen Liebe wohnte? Wer ihr Fehlen bestrafen? Wenn jemand mordet oder stiehlt, am Sabbat arbeitet oder am großen Versöhnungstage Speise zu sich nimmt, ja, das sind Übertretungen, die man fühlen und greifen kann. Aber Liebe? Die Gottheit selbst straft ihr Fehlen nicht, sondern beschränkt sich auf die ergreifende Klage im Munde der Propheten: Dies Volk naht sich zu mir mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir. Und was die Liebe zum Nächsten betrifft, wer kann sie erzwingen? Kein Gesetz der Welt vermag einem Standbild

Leben einzuhauchen. Liebe kann man fordern, mehr nicht. Und blühte noch diese Liebe in der Freiheit der alten israelitischen Religion — gerade die eiserne Zwangsjacke des Rabbinismus erstickte sie. Als die Peinlichkeit in Religionssachen den höchsten Gipfel erreicht hatte, verstand man die göttliche Forderung am allerwenigsten: Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer. Selbst die Werke der Liebe, abgepaßt und zugezählt, waren zur falschen Münze geworden, um den Himmel zu befriedigen. Das eigentliche Prinzip der jüdischen Religion jener Zeit war nicht die Liebe, sondern Selbstsucht und Hochmut.

Jesus trat auf und lehrte nicht wie die Schriftgelehrten. Schon die Bergpredigt, dieses herrliche, schöne Grundgesetz des neuen Gottesreiches, wird mit einer ganzen Reihe von Seligpreisungen, die alle Liebe atmen, eröffnet. Reines Herzens und sehnlich verlangend nach einer Gerechtigkeit, die besser ist, als die der Pharisäer und Schriftgelehrten, will der Meister aus Nazareth die Bürger des Gottesreiches haben, barmherzig, daß auch ihnen Barmherzigkeit widerfahre, sanftmütig, daß sie das Erdreich besitzen, friedfertig oder Frieden stiftend, damit sie Gottes Kinder heißen. Das ist der Beginn des öffentlichen Auftretens Jesu. Und als er nun gegen Ende seiner Laufbahn nach dem größten Gebot im Gesetz gefragt wird, berief er sich auf die doppelte Forderung der Liebe bei Moses. Nein, wer so lehrte, war kein Rabbi mehr. „Ein großer Prophet," so jauchzte das Volk, „ist unter uns aufgestanden."

Ein großer Prophet — ein Sprecher von Gott und für Gott, der wieder die natürliche Beziehung herstellte, die durch die Sünde unterbrochen worden war, sowohl zwischen Menschen und Menschen, als zwischen dem Menschen und seinem Gott. Die Furcht des Herrn tritt in der Lehre Jesu in den Hintergrund, die Liebe Gottes tritt an ihre Stelle, und die beschränkte Liebe zu den Volks- und Glaubensgenossen wird zur allgemeinen Menschenliebe ausgedehnt, die alle und alles umfaßt, wie das Licht Gottes am Himmel aufgeht, und sein befruchtender Regen sich von dort über alle ergießt. Behalten wir dies doppelte Prinzip der christlichen Sittenlehre vor allem im Auge. Was man dem Christentume auch abstreiten möge — am wenigsten eine Liebe, die Himmel und Erde umfaßt.

Aber war dies auch Jesu Ideal, wie läßt es sich verwirklichen? Liebe läßt sich nicht erzwingen. Könnt ihr nicht alles glauben, was ihr wollt, so kann ich noch viel weniger lieb haben, wen ich will. Erinnern wir uns nicht schon aus unsern Kinderjahren, wie wir damals schon die, die uns kalt ließen, uns abstießen, lieben sollten? wie gerade der Zwang, der uns jemand in die Arme warf, unser Herz kalt machte und sich abwenden ließ, und es höchstens, wenn wir doch folgen wollten, ein eiskalter Kuß war, eine Umarmung, als ob uns die Arme um ein Standbild geschlagen würden? So geht es wohl noch manchmal, wo sich die Liebe als Pflicht aufdrängt: immer verrät sich unwillkürlich dies Liebhaben mit Wort und Zunge, nicht mit der Tat und Wahrheit.

Fern von Jesus war eine solche tote Form, oder heuchlerische Maske, die ohne Wärme, ohne Kraft, ohne Wahrheit ist!

Also nicht als Gesetzgeber hat Jesus Liebe geboten, sondern als Prophet hat er sie uns anbefohlen, und schilderte sie mit aller Glut der Überzeugung, wie er das Gottesreich schilderte, das nicht mit äußerlichen Gebärden kommt, sondern inwendig, in euch ist. Wohl verstanden hatte auch Moses die Liebe nicht als Gesetzgeber, sondern als Prophet gefordert, hatte sie nicht durch Androhung eines Fluches verlangt, sondern getrieben durch die Liebe Gottes, die Israel aus Ägypten getragen hatte, wie der Adler seine Jungen trägt, die für sein mit zarter Liebe auserwähltes Volk Leben und Segen war.

Der Mensch hat Anlage, ja, Bedürfnis zum Lieben. Der Egoist ist ein Bastard. Selbst wo eine bittere Erfahrung die Liebe in unserer Brust erkalten läßt, drückt es wie eine Eiskruste auf unser Herz. Aber ist die Liebe ein natürliches Gefühl im Menschen, so gehören zur Ordnung der sittlichen Welt diese beiden unveränderlichen Gesetze: Es wird nichts geliebt, was nicht auf die eine oder andere Weise liebenswert ist, und: je umfassender und selbstloser die Liebe ist, um so eher weckt sie Gegenliebe. Ebenso wie die Sonne, die allem wohltut und nichts von der Erde verlangt, mit ihren Strahlen schließlich selbst die Eisberge und Polarseen erwärmt.

Verfolgen wir nun noch einmal die Lehre Jesu genau, so werden wir sehen, daß gerade nach diesen zwei Prinzipien von ihm Liebe im Menschen erweckt wird. Der Ausgangspunkt seiner Moral ist Gerechtigkeit, das Endziel Vollkommenheit. Der erste Gedanke hatte unter seinen Zeitgenossen allgemeine Annahme gefunden. Alles, was wir jetzt Tugend und Pflicht nennen, war bei den durch den Pharisäismus beherrschten Juden: Gesetz und Gerechtigkeit. Nur machten die Rabbinen noch einen Unterschied zwischen Rechtfertigung im Sinne einer gewöhnlichen, ausreichenden Beachtung des Gesetzes, und Vollkommenheit oder höchstmöglichen Genauheit, die jedes Gebot wie auf der Goldwage wog. Das Volk war schon wohl zufrieden mit der Rechtfertigkeit, und sich davor zu hüten, Sünder oder Gesetzesübertreter zu sein, und überließ den Rabbinen, die es als Heilige verehren gelernt hatte, den steilen Gipfel der Gerechtigkeit. Es klang daher sehr auffallend, als Jesus diese Gerechtigkeit der Schriftgelehrten als nicht zureichend für das Gottesreich erklärte und sogar von den Pharisäern eine ganz neue Geburt aus dem Geiste, ein anderes, aus einem höheren geistigen Prinzip entstehendes Leben, verlangte. Und die Vollkommenheit, die auch Jesus als den höchsten Grad der Gerechtigkeit des Himmelreiches betrachtet, findet er nicht im Gesetz, sondern in Gott, der es gab. Das Endziel seiner Ethik ist daher: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!

Und dieser Weg der Vollkommenheit, diese Annäherung an ein Ideal, das der Mensch wohl nie erreichen wird, ist die Liebe. Die Liebe, die nicht geboten, sondern verlangt, nicht auferlegt, sondern

aufgeweckt wird. Und wodurch? Dadurch, daß Gott offenbart wird als das liebenswerteste von allem, was der Mensch sich denken kann, und als die ewige Liebe, die zur Liebe erweckt. So wird die Liebe zu Gott im Menschen von selbst Gegenliebe, wie noch Johannes in seinem Alter schreibt: Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebt.

Ich habe es gleich im Anfange ausgesprochen, daß ich euch und mich langweilen würde, wollte ich die Linien der reinsten Schönheit abmessen, das göttliche Leben im Menschen zergliedern, daß es kalt und tot würde unter unsern Händen. Doch konnte ich's nicht ganz vermeiden, wenn ich euch ganz auf den Boden der Lehre Jesu versetzen sollte. Er selbst hat von der Liebe nicht mit solchen Vernunftgründen gesprochen. Ja, das einzige Mal, daß er sie direkt verlangt, geschieht es mit des Moses Worten, nicht mit seinen eigenen. Aber was Jesus getan hat, wie es niemand tun konnte, als der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoße war, das war, daß er uns Gott so liebenswert dargestellt hat, daß die, die reines Herzens sind, und die nach der wahren Gerechtigkeit hungern und dürsten, ihn wohl lieb haben müssen. Dieser Gott, den Jesus uns — nicht lehrt, sondern offenbart, nicht beschreibt, sondern aus seinem eigenen Innersten uns erkennen läßt, ist nicht der gute Gott der Chinesen, der zu gut ist, um jemandem wehe zu tun. Man kann den nicht lieb haben, den man nicht achten kann. Nein, es ist ein heiliger und gerechter Gott, der, was hoch ist, erniedrigt, aber sich herabneigt zum Niedrigen; ein Vater im Himmel, dessen Sorge die Sperlinge und die Lilien des Feldes umfaßt, der aber von seinen Kindern selbst die Haare auf dem Haupte gezählt hat. Sein Gericht ist gerecht, aber groß ist seine Langmut. Er wartet mit seinem Gerichte, aber nicht mit seiner Sonne, die er über Böse und Gute scheinen läßt. Und erhebt sich der törichte Mensch gegen ihn, fällt er von ihm ab, so bleibt doch auch für den verlorenen Sohn, der nicht wert ist, sein Sohn zu heißen, Gott ein Vater, ein Vater, der über das Verlorene trauert, während über das Wiedergefundene, das er mit zarter Liebe in seine Arme schließt, der Himmel jauchzt.

Es ist eine kindliche Bildersprache: dieser Vater nach Jesu Gebeten und seinen schönen Gleichnissen. Aber nachdem wir eine Zeitlang in philosophischen Begriffen herumgeirrt sind, um den wahren Gottesbegriff zu finden, oder von der modernen Wissenschaft lernten, was uns Jesus freilich noch nicht lehren konnte, steigen wir doch gern wieder einmal aus dieser Begriffswelt herab, um uns an diesen Bildern unserer Kindheit zu erquicken. Da ist Leben, ist Wärme, ist Segen drin. Das läßt uns das Herz wieder schlagen, nachdem alle jene Kenntnisse unser Haupt erhitzt und das Herz erkältet haben. Auch der hochbetagte Weise betet im Sterben wieder mit der Liebe eines Kindes: Vater unser, der du bist im Himmel!

Und wo nun diese innige, zarte Liebe uns zum Ursprung unseres Wesens zurückführt, bedarf es keiner anderen Gebote oder Gesetze.

Die Liebe ist das Band der Vollkommenheit. Sei rein, sei aufrichtig, sei fromm und wahr und gut. Das alles liegt schon in dieser Liebe Gottes beschlossen, wenn wir nur wirklich Gott lieb haben, wie er ist: in seiner Heiligkeit, seiner Wahrheit, seiner Gnade. An diesem einem, aber tiefgründigem Prinzipe hängt das ganze Gesetz und die Propheten. Und nicht nur die Ethik, sondern auch die Religion hängt daran. Oder was unternimmt der nichtige und sündige Mensch das hoffnungslose Werk, mit Gott abzurechnen? „Habe nur ein wenig Geduld mit mir, Herr, ich will dir alles bezahlen." Nein, das werdet ihr nicht, ihr Schuldner von zehntausend Talenten. Nur einem Gott, der gnädig und barmherzig ist, könnt ihr dienen. Aber ihm dient dann auch eure Gabe und euer Opfer nicht; sein Dienst darf euch keine Schaustellung, kein Verdienst vor der Welt sein, ja, nicht einmal Arbeit. Das freiwillige und feurige Gebet eures Kämmerleins ist vor ihm das rechte Rauchopfer, und Liebe das einzige Opfer, das auf den Altar der göttlichen Liebe paßt.

Dies letzte erinnert uns an den zweiten Teil des Gleichnisses von den zehntausend Talenten: an die Härte des Begnadigten gegen seinen Mitknecht und an das Wort des Königs: Solltest du dich nicht auch erbarmen? — Die grenzenlose Liebe und Erbarmung Gottes muß also der stärkste Reiz sein zur ausgedehntesten Menschenliebe. So steigt die christliche Liebe nicht nur zum Himmel empor, sondern geht auch segnend über die Erde hin.

Liebet euren Nächsten, wie euch selbst! — „Aber unser Nächster ist nicht immer liebenswürdig." Nein, das ist er gewiß nicht. Jesus selbst stieß auf Charaktere, denen gegenüber er in Zorn und Entrüstung geriet. Es braucht noch nicht einmal gekränkte Eigenliebe oder Rachsucht zu sein, die uns gegen jemand einnehmen, wir fühlen oft einen sittlichen Widerwillen gegen Menschen, die uns gar nichts zuleide getan haben. Dieser Widerwille, der mit der Sünde auch den Sünder verurteilt, war die Stärke der jüdischen Gerechtigkeit. „Rühre keinen Zöllner an!" „Überschreite eines Heiden Schwelle nicht!" „Nimm von einem Samariter keinen Schluck Wasser an!" — Und sind nicht alle Menschen liebenswürdig, liebreich und wohltätig gegen uns, so daß sie uns zur Gegenliebe erwecken, sind sie es wirklich nicht alle — wie kann ich den lieb haben, der mich nicht lieb hat, wie kann ich lieben, was nicht liebenswert ist?

Der Sklave des Buchstabens und des Gesetzes lebt von Ausflüchten. So wollte auch der Schriftgelehrte, den Jesus an das Gebot Moses: Liebe deinen Nächsten! erinnerte, sich selbst rechtfertigen; er suchte sich vor dem Herrn und vor seinem eignen Gewissen von aller Schuld diesem Gebote gegenüber freizusprechen und fragte: Wer ist mein Nächster? — Das Gebot muß in seiner vollen Kraft erkannt werden, natürlich! aber dann muß auch die Anwendung so stark wie möglich beschränkt werden. Einen Heiden lieb zu haben und noch dazu ebenso aufrichtig und herzlich, wie sich selbst? Unmöglich! Einen

Samariter? Wer könnte daran denken! Einen Zöllner? War denn das nicht ein Abtrünniger? Hatte nicht David gesagt: „Ich hasse ja, Herr, die dich hassen; ich hasse sie in rechtem Ernste?" Ist nicht gerade die Abkehr von allem, was unrein und sündig ist, der Ruhm des Gottesvolkes?" Wer ist also mein Nächster, Herr, der sich mit Recht auf dieses Gesetz berufen kann? Wie weit muß ich dies Gebot ausdehnen? Mit anderen Worten: wie eng darf ich es beschränken? Aber mit solchen Fragen kommt die Liebe nimmermehr zu ihrem Rechte. Wer lieber zehn liebt als hundert, wird auch die kleinstmöglichste Zahl nur notgedrungen lieb haben — und abgenötigte Liebe ist keine Liebe. Jesus beantwortet also die Frage meisterhaft durch das schöne Bild vom barmherzigen Samariter. Dieser Mann steht außerhalb des jüdischen Gesetzes. Er liebt nicht, weil er lieb haben soll, sondern weil jener Mensch dort vor allen anderen sein Nächster ist. Seine Liebe ist Erbarmen, und der Gegenstand seiner Liebe ein Mensch, ein Unglücklicher, den nur das Erbarmen der Liebe retten kann. So gehe hin und tue desgleichen!

So sprach Jesus, nachdem er bereits früher den Satz der Schriftgelehrten: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen! mit der scharfen aber treffenden Bemerkung beantwortet hat: Liebt ihr nur die, die euch lieb haben, so tuen die Heiden und Zöllner auch so; und dann hatte er hinzugefügt: Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen. Dann erst werdet ihr Kinder eures Vaters im Himmel sein. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

„Das ist ein schönes Wort," habt ihr gewiß schon hundertmal bei euch selbst gesagt. Aber als es darauf ankam, es anzuwenden? Lautet dann die Einrede auch: Ja, aber das ist von mir nicht zu verlangen. Die und die kann ich nicht lieb haben, nicht segnen, kann nicht für sie beten. Es kostet mir schon Mühe genug, ihnen nicht zu fluchen, sie nicht zu hassen. Aber lieben? Nein, unmöglich! Ist es denn nicht schon sehr viel, wenn ich nicht Böses mit Bösem vergelte, Auge um Auge, und Zahn um Zahn? — Und Jesus betend für die, die ihn kreuzigten, und Stephanus für die, die ihn steinigten — das sind, ja, das sind wirklich frische, unvergängliche Bilder.

Ich weiß, wie schwer diese Feindesliebe ist, lieber Leser, und ich will sogar gern glauben, daß sie den meisten unmöglich ist. Aber ebenso unmöglich ist es dann auch, daß diese meisten Kinder des Vaters im Himmel sein sollten. Und wer nicht zu den Kindern gehört, hat ihn auch nicht kindlich lieb; auf dessen Lippen ist dann das Vaterunser eine Lüge, für sie ist kein Platz bereitet im Vaterhause mit den vielen Wohnungen. Sie stellen sich ihren Mitmenschen gegenüber auf den Rechtsstandpunkt, und niemand kann ihnen das Recht dazu bestreiten; aber dann stehen sie auch Gott gegenüber auf demselben Stand-

punkte. Ihr fordert Rechenschaft von eurem Nächsten; gut, ihr habt auch ein Recht dazu, aber gebt dann auch selbst Rechenschaft von eurem Haushalte. Was sagt euer Gewissen? Liegt darin etwas Unbilliges?

Man hat gesagt: „So wie der Mensch ist, bildet er sich seinen Gott" oder besser: „nach seinem höchsten Ideale stellt er sich seinen Gott vor". Der Jude als den Herrn der Heerscharen, der Grieche als die vollkommene Schönheit, der Morgenländer als die höchste despotische Macht. Aber umgekehrt: Wo uns Gott geoffenbart wird als die höchste Liebe, ist es nicht natürlich, daß, wer diese Offenbarung annimmt, und in sich aufnimmt, sich nun auch nach diesem Ideale bildet: ein Kind, ein nicht ganz unwürdiges Kind eines solchen Vaters zu werden versuchen?

Dieser Wunsch ist schon etwas. Er ist die erste und unentbehrliche Bedingung. der Möglichkeit einer Liebe, die alle umfaßt, die alles überwindet. Aber mit diesem Wunsche beginnt nun auch der Kampf, und zwar der schwerste von allen: der Kampf mit unserem eigenen Herzen. Wer nie zürnte, nie haßte, nie die ersten süßen Züge der Rache mit Wollust einsog, der würde ein geborner Christ sein, aber ich glaube nicht daran. Keiner wird ein Christ ohne Kampf. Darum weist Jesus den Weg zur Feindesliebe: Vergebung, Versöhnung. Erst muß der Acker unseres Herzens von Disteln und Dornen gesäubert werden, ehe die Blumen der Liebe darauf wachsen können. Aber hören wir den Herrn selbst.

Zwei Menschen sind zusammen auf dem Wege zu ihrem Richter. Sie steifen sich beide auf ihr gutes Recht. Es ist doch ganz zweifellos. Aber ehe sie in das Gerichtszimmer eintreten, sieht einer seine Gegenpartei an und spricht: Sollten wir uns nicht lieber miteinander vertragen? Wenn der Richter einmal alles untersucht und bestraft? Aus dem Gefängnis kommt man so leicht nicht heraus! — Das ist das Bild des Menschen und seines Nächsten auf dem Wege zum ewigen Richter.

Einer bringt sein Opfer zum Tempel. Er hat es vor dem Altar niedergelegt. Bald wird er an die Reihe kommen. Aber da kommt ihm das Wort ins Gedächtnis: Das Opfer Kains nahm Gott nicht an. Wie, wenn nun sein Opfer auch einmal nicht angenommen würde? Er hat doch auch einen Bruder, mit dem er im Unfrieden lebt. Er wird sich also nach dem Opfer mit seinem Bruder versöhnen. Doch nein, lieber sei es erst getan. Das ist eiliger. Das Opfer kann wohl solange vor dem Altare liegen bleiben, dann wird ihm seine Darbringung mehr Genüge bereiten. Ist nicht Barmherzigkeit besser, als Opfer? — Das ist das Bild des Menschen, der mit seinem Gebete dem Throne der Gnade naht.

Der gutherzige, aber rasch aufbrausende Petrus hat diese Lehre schon oft genug vernommen. Aber es hat doch alles sein Maß und Ziel! Es gibt eine Zeit für das Erbarmen, aber für das Racheschwert kommt doch auch einmal eine Zeit. „Herr, wie oft muß ich meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal?"

„Ich sage dir," so lautet die Antwort, „nicht siebenmal, sondern siebzig mal siebenmal." Das ist zuviel, und Petrus zählt nicht mehr.

Ist auf diese Weise die Rachsucht nicht nur an der Oberfläche abgeschnitten, um siebenmal von neuem auszuschlagen, sondern mit Stock und Wurzel ausgerottet, dann erscheint uns der Feind in einem ganz anderen Lichte: als Mensch, und zwar als beklagenswerter Mensch, denn seine Sünde ist sein Unglück, und der Haß in ihm ein nagender Wurm. Sollte der Arzt den Kranken nicht bedauern, der Krankenwärter den Irrsinnigen, wenn auch der Kranke die Arzeneien schilt, und der Geisteskranke gegen seinen Pfleger die Zähne knirscht?

So stehen wir unvermutet bereits vor dem unerschöpflichen Brunnen der wahren Liebe; der Mensch ist liebenswürdig als Gottes Kind und unser Bruder. Den Menschen im Fremdling, im Elenden, im Ungläubigen oder selbst im Feinde zu erkennen, das ist der Weg, um alle lieb zu gewinnen. Die echte Humanität wird schon in der alten Welt durch Israels Religion vertreten, denn sie machte die Schöpfung der ganzen Menschheit aus einem Blute und nach dem Bilde des einen Gottes zur Voraussetzung. Lies nur das schöne Büchlein Jonas und die Bestrafung des Propheten, der seinen Wunderbaum höher als Ninive schätzte, und erfreue dich an der Aussicht der Prophetie, daß einst alle Völker nach dem Banner Zions fragen werden, unter dem für alle Heilung zu finden ist. Aber war dies im Prinzip schon immer der Fall, so sieht vor allem jetzt, nachdem die Scheidemauer zwischen den Völkern und Ständen im Königreiche der Wahrheit und Gerechtigkeit niedergelegt worden ist, der Gläubige in jedem Menschen einen Bruder. Und sollte er seinen Vater innig lieben und den Bruder hassen können, oder sich gleichgültig von ihm wenden mit der Ausrede: Sollte ich meines Bruders Hüter sein?

Nachdem Jesus einmal diese Grundlage der echten Humanität gelegt hat, überwindet er damit jeden Widerstand: die Selbstsucht, die auf Erden Schätze sammelt, aber nicht reich ist in Gott; den Hochmut, der den Balken im eigenen Auge nicht gewahr wird und selbst das Gebet mißbraucht, um auf den Zöllner hochmütig herabzusehen. Und den allgemeinen Grundsatz: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! erhebt er zur praktischen Regel, wenn er sagt: Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen! Stellt euch ganz an ihre Stelle, befragt dann euer Herz und tut danach.

Es ist wohl in erster Linie die Liebe, die sich in der Wohltätigkeit, in den im Verborgenen gegebenen Almosen äußert, die Jesus haben will, aber er hat doch mehr als Almosen im Sinne, wenn er zu den Aposteln sagt: Wo in einem Hause ein Kind des Friedens sein wird, da laßt euern Frieden auf ihm ruhen. Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch: — Wohl dem, der seinem Nächsten diesen höheren Schatz bringt, der ihn selbst selig macht! Und im täglichen Umgang? Auch darin will Jesus diese Liebe, die schließlich den Demütigen am meisten von allen ehrt nach der goldenen Regel: Wer unter euch der

größte sein will, der sei der geringste und aller Knecht. — Wohl konnte Jesus in der letzten Nacht sagen: Daran wird die Welt erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt — eine Liebe, so rein und edel wie die Liebe Gottes in Christus, eine Bruderliebe, die der Brennpunkt der wahren Menschenliebe ist, denn die Sonne, die ihre Strahlen in unendliche Formen sendet, wird dadurch nicht kälter.

Ich würde hier noch mehr hinzufügen können zum Beweise, daß die Freundschaft, das ist die Liebe der Sympathie, durch den Grundsatz der allgemeinen Menschenliebe keineswegs ausgeschlossen wird, viel eher durch Jesu eigenes Beispiel Förderung erfährt. Aber ich komme hier lieber noch einmal auf meinen Ausgangspunkt zurück. Ist der Unterricht in der Liebe und das Verhandeln in der Liebe der Art der Sache nach trocken, kalt und langweilig, wie eine Abhandlung über die Kochkunst oder die Anatomie des Magens für einen Hungrigen von dem gleichen Eindruck sein würde, warum ist denn das Evangelium der Liebe nicht langweilig? Weil hier sich die Liebe im Leben, im Beispiel und Vorbild zeigt; vor allem aber, weil sie aus einem Herzen spricht, das von der Liebe Gottes erfüllt ist und selbst Bedürfnis nach Liebe empfindet, denn ist Jesu letzte Frage an seine Jünger vor seinem Tode: Glaubt ihr jetzt? so ist die allerletzte nach seiner Auferstehung: Habt ihr mich lieb? — Hier wird der Christus selbst das persönliche Evangelium, sein Leben und Leiden die Liebe, die die Welt überwindet. Seine Lehre würde man bewundert haben, sein Vorbild, wie er das Verlorene sucht, nötigt zur Nachfolge; aber Gethsemane und Golgatha, die tiefste Willenseinheit mit dem Vater, und die höchste Aufopferung der Sünderliebe besiegen jeden Widerstand der Welt. Der Erlöser, der sich ihr darbietet, opfert sich selbst auf. Ja, wie unerklärlich für unseren Verstand, der Ewige selbst opfert für eine Welt, die gegen ihn im Aufruhr ist, seinen eingeborenen Sohn. So lieb hat er sie gehabt. Diese Liebe behielt den Sieg, und das Evangelium erhielt die Welt, die Zukunft, die Menschheit zum Erbe.

Allein es ist nichts so edel und so göttlich, daß es auf der Erde nicht entarten könnte; der Schnee wird schlammiger Schmutz, der Regen Überschwemmung, die Sommersonne zum Sonnenbrand; und die Liebe?

Es war Liebe zu ihrem Herrn, die die Zebedäussöhne Feuer vom Himmel wünschen ließ, und wenn auch die Apostel selbst später die beschämende Antwort aufbewahrt haben: Wißt ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erretten — so hat dies doch nicht den Bau der Kerkerhöhlen der Inquisition verhindert, hat die Flammen der Autodafés nicht verlöscht, — und diese Flamme lodert noch in vieler Augen und Herzen. Die Liebe Gottes wird Religionshaß, die Liebe Christi zum Schwerte des Petrus. Was gewinnt der Glaube bei einem Glaubenseifer, der ihn scheidet von der Liebe?

Aber ebensowenig scheide man die Liebe vom Glauben! Oder ist das die echte Liebe Christi in uns, was man gewöhnlich Verträg-

lichkeit nennt, die Gleichstellung aller religiösen Anschauungen, das Gestatten jeder Meinung und Lebensweise, eine Toleranz, der zufolge jeder Zusammenschluß mit Gleichgesinnten, jeder Eifer für die Ausbreitung unserer heiligsten und teuersten Überzeugung mit dem Vorwurf der Engherzigkeit, Beschränktheit, des Mangels an wahrer Freisinnigkeit gebrandmarkt wird? Aber dann wäre das ganze Christentum von allem Anfange an engherzig und unverträglich gewesen, denn es ist Christus selbst, der nicht den Frieden bringt, sondern das Schwert, der gekommen ist, ein Feuer auf Erden anzuzünden. Nein, die Kraft unserer christlichen Überzeugung, der Eifer für Gottes Ehre und der Menschen Heil gehören unabtrennbar zu unserem Glauben; allein vergessen wir nur nie, daß uns in diesem Kampfe nur zwei Waffen erlaubt sind: die Wahrheit und die Liebe. Die Wahrheit ist das Licht, die Liebe ist die Wärme, füge dazu noch die Freiheit: sie ist das Leben. Das ist für uns genug, um des Sieges sicher zu sein, aber der Zorn tut nicht, was recht ist vor Gott.

Ich kann nicht scheiden, ohne noch einmal mein ernstes Bedenken gegen die zu äußern, die uns ein ganz modernes Christentum geben wollen, das an Stelle des alten, apostolischen, angeblich nunmehr ausgedienten treten soll. Ich achte sie, wie ich jede ehrliche, aus dem Herzen kommende Überzeugung achte, aber ich bestreite ihr bloß das Recht, über etwas zu verfügen, das nicht das ihrige ist. Diese Richtung, in ihrer äußersten Konsequenz gegen alle Glaubenspunkte und Tatsachen gleichgültig, legt das Schwergewicht auf das christliche Leben, als die Frucht des Glaubens und der Liebe. Aber hat sie wohl bedacht, daß, wenn man die Frucht haben will, man doch auch den Baum behalten muß, und daß man den nicht erhalten kann, wenn man ihm die Wurzel abgräbt? Man will über alles die Liebe Christi. Ausgezeichnet! Paulus wollte das auch, und Christus selbst nicht minder. Aber diese Liebe läßt sich nicht vorschreiben, nicht aufdrängen, sie steht nicht auf sich selbst. Sie hängt mit den großen Tatsachen des Evangeliums zusammen, ja, mit der ganzen Weltanschauung, zu der allein diese Tatsachen passen. Gebt ihr uns einen Gott, der weder Schöpfer, noch Vater ist, bloß das Prinzip der Beseelung, das unsterbliche Leben der Welt, die Natur selbst mit ihren ewigen Gesetzen — einen solchen Gott kann ich wohl bewundern, anbeten, aber ich kann ihn nicht lieb haben von ganzem Herzen und von ganzer Seele und aus allen meinen Kräften. — Gebt uns einen Christus, der nur einer ist aus der Reihe der großen Männer der Menschheit, des Altertums, ein religiöses Genie und im übrigen ein scheinbarer Wundertäter, der sich einbildete, der Messias zu sein: achten könnte ich ihn noch und von ihm lernen, aber ihn persönlich lieben, selbst mehr als Vater und Mutter, ja, mehr als meine eigene Seele, das würde ich nicht vermögen. Gebt mir schließlich Mitmenschen, nicht vom gleichen Blute mit uns stammend, und nicht gleich uns nach Gottes Ebenbilde geschaffen, veranlagt zu Sünde oder Tugend, zu Liebe oder Haß, nicht durch die

Sünde verloren, nicht bestimmt, um alle mit mir erlöst und erworben zu werden zu einer Herde unter einem Hirten; Menschen, für die Gott seinen Sohn nicht gab, und für die Christus nicht starb, — dann werde auch ich nicht mehr mein Leben aus Liebe zu ihrer Seele einsetzen. Mit einem Worte: Wenn eure Gedanken richtig sind, so verbreitet sie, pflanzt sie fort, setzt sie an die Stelle des alten Christentums, gebt sie dem Volke als neue Bibel in die Hand, leitet daraus die tiefste Lehre einer frommen Naturanschauung ab, einer philosophischen Ruhe und eines harmonischen Gesellschaftslebens von echter Humanität und verständiger Wohltätigkeit — aber pflückt dann auch nicht die Früchte des alten Baumes, wenn ihr das Beil an seine Wurzeln legt. Gewinnt ihr diesen Riesenkampf, dann mögen auch die Klänge des alten Christentums im neuen Christentum verhallt sein. Oder wollt ihr die Frucht, so schont dann auch den Baum: Christus als die höchste Offenbarung der ewigen Liebe und Erbarmung Gottes, das Gottesreich ihre Schatzkammer, die Welt ihr Erbteil, die Zukunft ihr Recht, der Himmel ihre Vollendung.

———*———

V

Jakobus
Das Evangelium, ein Geſetz

Wer durchſchauet in das vollkommene Geſetz der Freiheit und darinnen beharret, . . derſelbe wird ſelig ſein.
Jak. 1, 25.

Ihr kennt den Brief des Jakobus und räumt ihm gewiß einen ehrenvollen Platz im apoſtoliſchen Evangelium ein. Wollt ihr einmal das Urteil eines berühmten Mannes darüber hören? Dieſer Jakobus, ſo meint er, hat denen wehren wollen, die auf den Glauben ohne Werke ſich verließen, er war aber an Geiſt, Verſtand und Worten ſeiner Aufgabe nicht gewachſen und gerät daher mit Paulus und der Heiligen Schrift in Widerſpruch. Er will mit dem Geſetze treiben und ausrichten, was die Apoſtel mit Reizen zur Liebe ausrichten. Er will Chriſtenleute lehren und gedenket nicht einmal in ſolcher langen Lehre des Leidens, der Auferſtehung, des Geiſtes Chriſti. Was Chriſtum nicht lehret, das iſt auch nicht apoſtoliſch. Darum iſt des Jakobus Schrift eine recht ſtroherne Epiſtel im Vergleich zu Johannes, Paulus und Petrus, da ſie gar keinen evangeliſchen Charakter trägt, und ich halte ſie für keines Apoſtels Schrift. Darum kann ich ſie nicht unter die rechten Hauptbücher ſetzen, will aber damit niemand wehren, daß er ſie ſetze und hebe, wie es ihn gelüſtet, denn es ſind ſonſt viel guter Sprüche darinnen.

Stammt dies Urteil, ſo wird man fragen, wirklich von einem berühmten Mann? Und wenn wir das bejahen müſſen, dann iſt man wohl geneigt zu klagen, daß es unſerer Zeit ſo ſehr an jener Ehrerbietung vor der Heiligen Schrift mangele, die das Zeitalter der Reformation beſeelte. Doch halt, lieber Leſer! Lege nicht alles unſerer Zeit zur Laſt, die ſchon ohnedies für ihre eigne, nicht geringe Rechnung aufzukommen hat und auch ſchon oft genug im Vergleiche mit früheren Zeiten ins Hintertreffen gerät. Das Urteil rührt von Martin Luther her. Er hat es damit bekräftigt, daß er Jakobus hinter Petrus und Johannes geſetzt hat, die beiden Brüder des Herrn (Jakobus und Judas) hinter die Apoſtel. Später ſoll er indes ſein Urteil weſentlich gemildert haben.

Wie kommt wohl Luther zu dem harten Urteile über den braven Jakobus? Hier liegt ein neuer Beweis für die Wahrheit, daß auch

der edelste und kenntnisreichste Mann im Eifer selten unparteiisch urteilt. Denn er hat dann nur ein einziges Ziel vor Augen und rennt jeden um, der ihm dabei in den Weg kommt, wenn auch vielleicht mit einer wohlmeinenden Warnung, und wird sich nicht bewußt, was er etwa damit anrichtet, wenn er nicht mit dem Kopfe an die Wand stößt.

Jakobus hat Luthers Urteil längst überlebt, und fährt fort, mit seiner „strohernen Epistel" das Evangelium zu verkündigen, allerdings auf seine Weise. So wenig wie an einem harten Urteile liegt ihm an der Ehre, die ihm andere damit zu erweisen meinen, daß sie behaupten, er sei es eigentlich allein, der ursprüngliches Christentum lehre, mit anderen Worten: Die Religion der Ebioniten oder Judenchristen, die Jakobus bis in die Wolken erhoben, während sie sich mit Widerwillen von Paulus, als dem liberalen Theologen seiner Zeit, abwandten.

Als junger Theolog habe ich in meiner Unbefangenheit, wie ich Lukas und Matthäus über Johannes stellte, auf Jakobus besondere Stücke gehalten. Bei den beiden erstgenannten Evangelisten hörte ich Jesus am besten und verstand seine ganze, schlichte Erhabenheit. Und schlug ich dann den Brief des Jakobus auf, so dünkte mich, daß niemand tiefer in Jesu Geist eingedrungen sei, und niemand sich besser in Jesu sinnreicher und dichterischer Sprache auszudrücken wisse. Es war mir, als ob die Bergpredigt das Evangelium des Jakobus sei. Er führt sie an und denkt in ihrem Geiste. Ist er darum geringer zu schätzen? Sollte denn in der Tat derjenige Apostel das Beste bringen, der in philosophischer Anschauung und in einem kunstgerechten Stile am weitesten von Jesu Sprechweise abweicht?

„Aber er setzt sich mit Paulus und der heiligen Schrift in Widerspruch." Das ist doch erst noch die Frage. Wir können sie schwerlich gründlich beantworten, wenn wir nicht erst Paulus näher kennen gelernt haben. Ich will daher nur die vorläufige Antwort geben, daß Jakobus mit Paulus nicht im Widerspruche steht, wohl aber, daß er ein ganz anderer Mann ist, und darum auch eine ganz andere Sprache spricht, als Paulus. So lange das Evangelium noch nicht in die Zwangsjacke der Dogmatik gesteckt war, mußte es wohl in Männern von so verschiedener Bildung und Entwicklung zu verschiedener Aussprache und Wirkung kommen, wie das Leben so tausendfältig verschieden ist und doch nie unfruchtbar und tot; reich in den schönsten Formen, und für die verschiedenste Umgebung berechnet, und doch stets das gleiche Lebensprinzip. Betrachten wir also von diesem weiteren Gesichtspunkte aus Jakobus und seinen Brief noch einmal etwas näher.

„Der Stil ist der Mensch", hat man gesagt, und dies Wort wird auch hier zur Wahrheit. Wie Jakobus schreibt, so ist er. Und da nun der Brief kurz ist, mehr ermahnend, als lehrend, kann die Person selbst, an der das Altertum großes Interesse zeigte, das Schreiben am besten ins rechte Licht setzen.

Jakobus, der anderswo den Beinamen der Gerechte trägt, wird in der Schrift als der Bruder des Herrn bezeichnet. Da die Heiligkeit der Mutter Jesu es nicht zu gestatten schien, daß sie noch mehr Söhne hatte, haben die meisten Kirchenväter hier an Söhne Josephs aus einer früheren Ehe gedacht, und spätere Ausleger an Vettern oder Blutsverwandte überhaupt. Aber mit dieser eingebildeten Heiligkeit fällt auch diese gekünstelte Auslegung weg, und Jakobus wird wieder der Sohn Josephs und Marias, vielleicht der nächstälteste, der auf Jesus folgte. Nach Johannes Bericht glaubten Jesu Brüder noch ein halbes Jahr vor seinem Tode nicht an ihn. Vergleichen wir jedoch diesen Bericht mit früheren aus den anderen Evangelien, dann sehen wir doch schon einen gewissen Fortschritt, und können uns nach meiner Ansicht die Sache ungefähr so vorstellen.

Jesus scheint vor seinem öffentlichen Auftreten niemandem seine Zukunftspläne mitgeteilt zu haben. Wie Elias an Ahabs Hofe, so tritt er plötzlich auf, und umgibt sich erst nach seiner Taufe mit einem Jüngerkreise. Am allerwenigsten scheint er mit seinen Brüdern über seine Absicht gesprochen zu haben. So weit wir Jakobus kennen, würde das auch nicht viel genützt haben. Er war nicht der zu einer Revolution, sei es auch die edelste und heiligste, geeignete Mann. Wir sehen in ihm einen Israeliten, in dem kein Falsch ist, aber gerade darum war er ein Nathanael, den der Herr mit dem eben genannten Ausdrucke zeichnet, gegen Neues und Fremdes nur allzusehr voreingenommen. Daß sich Jesus viel mit der heiligen Schrift befaßte, die Jakobus, wie sein Brief beweist, auch nicht vernachlässigte, war ihm keineswegs ein Anstoß. Daß er als Rabbi in den Synagogen Galiläas auftrat, war für seine Familie eine Ehre. Allein es war in der Art, wie Jesus das Volk lehrte, etwas Selbstgewisses und Unabhängiges, etwas, das die gewohnten Grenzen zu überschreiten und von der rechtgläubigen Auffassung des Gesetzes abzuweichen schien. Jakobus sah diese Erregung der Geister in Jesu Umgebung mit Sorge; er fürchtete, es möchte die Phantasie seines reichbegabten Bruders in Ekstase übergehen und ihm den rechten Ton verderben. Er wußte selbst seine Mutter mit der gleichen Sorge zu erfüllen, und als Jesus einst in einem Hause, dessen Eingang durch eine sich drängende Volksmenge gesperrt war, lehrte, erzählt Jakobus diesen Außenstehenden, daß sein Bruder „von Sinnen sei" und daß sie, die Mutter und die Brüder, gekommen seien, um ihn mit freundlichen Worten nach Hause zu locken und zu beruhigen. Man solle doch Jesu sagen, sie stünden draußen und wünschten, ihn zu sprechen. Die Botschaft gelangte bis zu ihm hin, aber der Herr streckte seine Hand über seine Zuhörer aus und fragte: „Wer ist meine Mutter, meine Brüder, meine Schwester? Wer das Wort Gottes hört und danach tut!"

Da Jesus von nun an ganz unter seinen Jüngern lebte, sprachen ihn seine Brüder seltener, wenn sie auch seine Arbeit mit Teilnahme verfolgten. Die Bergpredigt, bei der auch Jakobus verstohlen unter den

Tausenden weilte, machte auf den ernsten, sittenstrengen Israeliten einen tiefen Eindruck. Indes gehörte er noch nicht zu Jesu Jüngern, und man muß zugestehen, daß gerade die enge Blutsverwandtschaft und der Zweifel der anderen Brüder ihm diesen Entschluß sehr erschwerten. Seine Teilnahme für Jesu Pläne zeigte sich jedoch aufs neue zur Zeit des letzten Laubhüttenfestes, ein halbes Jahr vor Jesu Tode. Die Brüder stellten damals an ihn das Verlangen, er solle öffentlich nach Jerusalem hinaufziehen und seine Jünger dort rings um sich versammeln. Wollte er, daß man von ihm sprechen sollte, so müsse er öffentlich handeln. Jesus entgegnete, er müsse bei der Feindschaft der Welt die Zeit für seine Festreise selbst kennen; sie freilich könnten unbesorgt hinaufziehen, sie hätten mit der Welt, der herrschenden Hierarchie und deren zahlreichen Anhängern noch nicht gebrochen.

Es ist allerdings auffallend, daß wir in der Geschichte der Leidenswoche von Jesu Brüdern nichts hören, und daß wir selbst Maria auf Golgatha ganz verlassen finden. Vielleicht war Jakobus damals noch nicht in Jerusalem; möglicherweise hatte auch Jesu Triumphzug am Palmsonntage auf ihn keinen günstigen Eindruck gemacht, und er war deswegen sogar mit seiner Mutter zusammengestoßen. Aber welcher Grund auch vorgelegen haben mag, das ungerechte Todesurteil erweckte in ihm gerechte Entrüstung. Die Nachricht von Jesu Auferstehung stärkte seinen Glauben und, wie Paulus ausdrücklich berichtet, ward auch er durch eine Erscheinung des Auferstandenen, vielleicht etwas später, in Galiläa ausgezeichnet.[1])

Erst später finden wir auch Jakobus im Kreise der Jünger Jesu. Lukas nennt alsbald nach der Himmelfahrt unter den 120, die einmütig waren im Bitten und Beten, auch Maria, die Mutter Jesu, und seine Brüder. Von nun an scheint auch Jakobus Jerusalem nie mehr verlassen zu haben. Während sich die Apostel häufig auf Reisen befanden und allen Gemeinden angehörten, bekleidete Jakobus unter den Ältesten in Jerusalem eine ehrenvolle Stelle, und bald sogar die erste. Paulus blieb bei seinem ersten Besuche nach seiner Bekehrung fünfzehn Tage lang bei Petrus und sah dort nur noch unseren Jakobus. Auf dem sogenannten ersten Apostelkonvent in Jerusalem trat wieder Petrus als Sprecher unter den Aposteln auf, und Jakobus, wie es scheint, aus dem Kreise der Ältesten. Paulus nennt ihn unter den Säulen der

---

[1]) Die Überlieferung erzählt, Jakobus habe ein Gelübde getan, nach seines Bruders Tode nicht zu essen, darauf sei ihm Jesus erschienen und habe ihm gesagt: „Iß nun wieder Brot, mein Bruder, da des Menschen Sohn von den Toten auferstanden ist." Man sieht auf den ersten Blick, daß diese angeblichen Worte Jesu das Kernige und Ursprüngliche, das die echten Worte des vom Tode Erstandenen auszeichnet, vermissen lassen. Sie gehören jedoch noch zur Legende des zweiten Jahrhunderts, das sich eng an die echte apostolische Überlieferung anschloß, und sie beweisen, daß das Altertum den Jakobus wie auch der ihm zu teil gewordenen Erscheinung viel Beachtung schenkte.

Muttergemeinde, klagt aber darüber, daß vor einigen, die von Jakobus nach Antiochien gekommen seien, selbst Petrus sich schämte, mit den Heiden zu essen. Und als nach Jahren Paulus zum letzten Male nach Jerusalem kam, suchte er Jakobus auf, bei dem alle Ältesten versammelt waren, die die Nachricht von der Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden mit Freuden gehört hatten, und zu ihm sprachen: Bruder, du siehest, wie viel tausend Juden sind, die gläubig geworden sind, und sind alle Eiferer über dem Gesetz.[1])

Mit diesen biblischen Berichten stimmen andere, außerbiblische, vollkommen überein, selbst wo sie die Farbe der Legende des zweiten Jahrhunderts tragen. Daß seine Kniee wie die eines Kamels mit Schwielen vom vielen Beten für die Sünden seines Volks bedeckt gewesen seien, klingt schon etwas stark; ebenso die Nachricht über seine fortwährende Nasiräerschaft, aber es ist sicher unwahr, daß er im Allerheiligsten Zutritt gehabt habe.[2]) So scheint auch die Erzählung seines Märtyrertodes sagenhaft ausgeschmückt, wenn auch die Tatsache feststeht, daß ihn der fanatische Hohepriester Ananus von der Zinne des Tempels stürzen ließ, ein Verbrechen, das nicht nur viele ungläubige Juden verabscheuten, sondern auf das sie auch die zunehmenden Volksplagen zurückführten, da der Mord an einem Manne begangen worden war, dem weder Freund noch Feind den Namen des Gerechten versagte.

Jeder, der weiß, was dieser Name für den Juden bedeutet, wird wohl keinen Augenblick daran zweifeln, daß Jakobus Sabbat, Feste, Tempeldienst, die mosaischen Speisegebote und selbst die Fasten und Gebete der Pharisäer wie der strengste Israelit beobachtete. Und wann hatte denn Jesus das Gesetz für seine Landsleute abgeschafft, seine Gemeinde im jüdischen Lande von ihrem Volkskörper getrennt? Es war ein Glück, daß ein Paulus unter die Heiden hinauszog, aber es war kein geringeres Glück, daß ein Jakobus in Jerusalem blieb. Tausende von Juden würden da nicht gläubig geworden sein, wenn dieser Glaube sie zu einer in ihren Augen unreinen und hündischen Lebensweise veranlaßt hätte. Und noch weniger hätte diese Gemeinde, abgesehen von einigen Verfolgungen, so lange im Frieden leben können. Die Juden, die Jesus als den Christus anerkannten, die seine Auffassung von Gesetz und Schrift, und seine Erwartung des nahen messianischen Endgerichtes teilten, hatten ihre besondere Synagoge in Jerusalem, aber sie waren auch ferner noch Juden, wie wir trotz der verschiedenen poli-

---

[1]) Die hauptsächlichsten Stellen, auf denen diese kurze, aber wie ich hoffe, eines guten Grundes nicht ermangelnde Skizze beruht, sind folgende: Matth. 13, 55. 56. Mark. 3, 20. 21. 31—34. Joh. 7, 2—10. Apg. 15, 13—21. 21, 18—20. Gal. 1, 18. 19. 2, 9. 12.

[2]) Diese Erzählung, die noch stark ausgeschmückt ist, stammt von Hegesippus, einem bekehrten Juden, der gegen Mitte des 2. Jahrhunderts in Kleinasien lebte. Ihm zufolge wäre Jakobus im Jahre 69, nach Flavius Josephus dagegen im Jahre 62 gestorben.

tischen und religiösen Parteien, denen unsere Volksgenossen angehören, doch alle Deutsche sind.

Also dieser Jakobus, „ein Knecht Gottes und unseres Herrn Jesus Christus", richtet, nachdem er schon Jahre lang an der Spitze der Jerusalemischen Gemeinde gestanden hatte, ein Rundschreiben an „die zwölf Stämme in der Zerstreuung". So nannten die Juden in Palästina ihre unter den Heiden zerstreut lebenden Volksgenossen. Dieser Unterschied hörte natürlich nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 auf: ein neuer Beweis also für das Alter und die Echtheit des Briefes. Doch schreibt Jakobus eigentlich nur an diejenigen, die den Glauben an unsern Herrn Jesus Christus und infolgedessen auch ihre eigene Versammlung (Synagoge) haben. In jener Zeit waren doch an den meisten Orten, und vor allem in den östlichen Provinzen, wo die Juden am zahlreichsten waren, die Judenchristen und Heidenchristen ebensowenig vereinigt und zu einer Gemeinde verschmolzen, wie etwa in Nordamerika oder Südafrika die Gemeinden der Farbigen und der Weißen, die doch nicht einmal durch Speisegebote voneinander getrennt sind. Jakobus hat selbst auf dem ersten Apostelkonvente in Jerusalem den Vorschlag gemacht, die Heidenchristen nicht an die Formen des mosaischen Gesetzes zu binden, aber er hielt sich auch an die Vereinbarung mit Paulus und blieb der Apostel der Beschneidung. Es entsprach durchaus dem Charakter eines Mannes wie er, daß er nicht leicht die Erwartung aufgab, der Herr werde in diesen Tagen für Israel das Königreich wieder aufrichten, aber daß er auch in Ehrfurcht die Worte des Herrn hinnahm: Es gebührt euch nicht zu wissen Zeit und Stunde, die der Vater seiner Macht vorbehalten hat.

Die Judenchristengemeinden, an die Jakobus schrieb, waren also „christliche Synagogen", meist arm und, wie z. B. noch jetzt die Karaïten, die die pharisäische Überlieferung verwerfen, von den Reichen und Großen anderer Synagogen gedrückt. Daß Jakobus erstes Augenmerk darauf gerichtet war, sie deshalb zu trösten und zu stärken, zeigt schon gleich der Eingang des Briefes. Aber nun kam es wohl auch einmal vor, daß in ihre Synagoge ein Mann — noch kein Mitglied der Gemeinde — kam, der einen goldenen Ring am Finger und vornehme Kleider trug, und um deswillen einen Ehrenplatz angewiesen erhielt, während man den Armen stehen, oder auf einem niederen Schemel Platz nehmen ließ. Es kommt ja auch heute noch vor, daß kleinere Gemeinden, die sich von größeren Verbänden getrennt haben, solchen Besuch besonders gern sehen. Solches Verhalten tadelt nun Jakobus aufs schärfste, als ein parteiisches und kleingeistiges. Sie hätten den Reichen wahrlich nicht so viel zu verdanken!

Endlich will ich noch hinzufügen, daß die Wirkungskreise des Jakobus und Paulus nach ihrer beiderseitigen Übereinkunft zwar wohl verschiedene Zentren hatten, sich aber doch in Kleinasien berührten. Und so kam es denn, daß sich die syrische Kirche von Anfang an des Jakobusbriefes annahm, während in Kleinasien durch die Eiferer beider

Parteien über das orthodoxe Prinzip des Jakobus und das liberale des Paulus, über Glauben und Werke und dergleichen am längsten und heftigsten gestritten wurde.

Auch nach Jakobus Tode und Jerusalems Fall blieben diese Synagogen der Ebioniten (Armen) noch bestehen. Sie schätzten den Bruder des Herrn hoch, nahmen nur das Hebräerevangelium (eine andere Bearbeitung oder Fassung des Matthäusevangeliums) an und wurden wegen ihres hartnäckigen Festhaltens an den jüdischen Formen später als Ketzer betrachtet. Nach dem dritten Jahrhundert sind sie ausgestorben oder haben sich mit den jüdischen oder christlichen Gemeinden verschmolzen.

Habe ich den Stand der Dinge zu jener Zeit richtig geschildert, dann werden wir den Jakobusbrief besser verstehen, und zugleich auch die Bedenken, die auf dem äußersten Flügel der anderen Seite, der Heidenchristen, die Paulus Lehre überspannten, noch eine Zeitlang gegen die Annahme des Briefes bestanden.

Bei der weiteren Betrachtung der Anschauung des Jakobus gehe ich von der Bemerkung aus, daß Jakobus einen kurzen Hirtenbrief schrieb und keine lehrhafte Auseinandersetzung geben wollte. Wir müssen also seine Gedanken über das, was uns die Hauptsache im christlichen Glauben ist, mehr aus einzelnen Zügen und Andeutungen entnehmen, als daß wir sie hier deutlich ausgedrückt, geschweige denn völlig ausgearbeitet fänden. Und noch weniger bezweckt Jakobus mit diesem Briefe, Ungläubige zu bekehren. Wenn die Gläubigen, an die er schreibt, seine Mahnungen befolgen, sich als das wahre Israel ausweisen, dann würde ihr Wandel viel mehr Menschen bekehren, als Wort und Schrift es je vermögen würden.

Indessen ist für jeden, der nicht in ein bestimmtes kirchliches Lehrsystem verrannt ist und alles, was damit nicht übereinstimmt, unchristlich nennt, der christliche Charakter des Briefes deutlich genug. Ich kann es nicht begreifen, wie noch heute große Gelehrte der Ansicht sein können, Jakobus habe ebensowohl für ungläubige, als für gläubige Juden geschrieben. Mit dem gleichen Rechte würde man von den Briefen des Paulus, wenigstens an manchen Stellen, annehmen können, sie wären an unbekehrte Heiden gerichtet. Die Brüder, an die Jakobus schreibt, sind wiedergeboren durch das Wort der Wahrheit, auf daß sie Erstlinge der göttlichen Kreaturen würden; sie haben den Glauben an die Herrlichkeit unseres Herrn Jesus Christus; arm an Gütern dieser Welt, aber von Gott auserkoren, reich im Glauben und Erben des Himmelreichs, das er denen verheißt, die ihn lieb haben. Und wie der Ackersmann auf die köstliche Frucht des Landes wartet, bis sie den Früh- und Spätregen empfangen hat, so warten sie geduldig, da die Zukunft des Herrn naht und der Richter vor der Türe steht. Edler Jakobus, der du deine Brüder zu einem solchen Glauben, zu einer solchen Verträglichkeit aufrufst! Und man hat dich fast von dem einen Grund, der gelegt worden ist, verdrängt, wenigstens dein darauf

gebautes Werk für Stroh und Stoppeln angesehen, weil du in einem kurzen, brüderlichen Schreiben nicht die Lehrsätze einer späteren Dogmatik behandeltest, oder zufällig keine Gelegenheit fandest, den Tod dessen zu besprechen, dessen Leben dir so hell vor dem Geiste stand!

Der Gedanke eines Himmelreichs, das in Jesu Zukunft bald erfüllt sein würde, des Wortes Gottes, durch das ein neues Leben, ein Leben der Liebe im Menschen erweckt wird; endlich eines Glaubens, durch den das Wort angenommen, das Leben mit Kraft beseelt wird: das ist der gewöhnlichen jüdischen Denkweise so völlig fremd, das ist so ganz und gar evangelisch, daß Jakobus hier würdig neben seinem göttlichen Bruder steht. Und wie er diesem mehr als irgend ein anderer Schriftsteller des Neuen Testamentes die eigenen Worte aus dem Munde nimmt oder Jesu Gedanken, z. B. das Bild, von dem Baume, der an seinen Früchten erkannt wird, mit anderen Worten ausdrückt, dies alles ausführlich zu erörtern, würde eine längere Studie erheischen, zu der mir nicht die Lust, wohl aber hier der Raum fehlt. Das Ergebnis davon würde sein, daß die Worte Jesu, die Logien, die Matthäus zuerst hebräisch niederschrieb, und woraus sein Evangelium entstanden ist, dem Jakobusbriefe am nächsten stehen, und beide einander bestätigen als der älteste und einfachste Ausdruck der Lehrweise Jesu, wo er als Volkslehrer auftritt, und daß in dem kernigen, oft malerischen Spruchstil, wie in dem durchaus praktischen Gebrauche des Alten Testamentes Jakobus Jesu am nächsten steht.

Aber womit hat er denn den Zorn Luthers und die Geringschätzung anderer auf sich gezogen? Der Grund ist nicht weit zu suchen. Bei der Vielseitigkeit des Christentums hat Jakobus nur eine Seite desselben, wenn auch eine sehr wichtige, beleuchtet. Darüber muß ich mich noch näher erklären.

Das Christentum ist auf Moses und der Propheten Grundlage gebaut. Keiner von den ersten Schriftstellern und Predigern des Evangeliums hat dies in Abrede gestellt; die Ableugnung dieser Tatsache wurde erst im zweiten Jahrhundert, nach dem Tode der ersten Zeugen, durch die Überspannung der paulinischen Lehrbegriffe und vor allem durch das Eindringen heidnischer Anschauungen möglich.

Aber die Stellung Jesu zur Religion seines Vaterlandes war eine zwiefache. Das kommt in den beiden Worten der Bergpredigt zum Ausdruck:

Ich bin nicht gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen, und:

Es sei denn, daß eure Gerechtigkeit besser sei, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Mit der ersten Erklärung schloß sich Jesus an das geschriebene Gotteswort an, setzte Gottes Offenbarung an Israel fort und erfüllte sie, und mit der letzten riß er sich von der jüdischen Schule los, ja, stellte sich zu ihr in Gegensatz.

Diese letztere Seite des Evangeliums, die wir antijüdisch oder bestimmter antipharisäisch nennen können, wird am schärfsten durch Paulus, den aus den Pharisäern hervorgegangenen Renegaten, aufgegriffen und von allen, die zu seiner Schule gehören, vertreten. Sein Freund Lukas z. B. ist der einzige, der im Zöllner des Gleichnisses und in der Sünderin im Hause Simons den Grund zur Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und aus der Liebe legt. Jakobus, der nie ein Pharisäer gewesen ist, wird von dieser polemisch-dogmatischen Seite des Christentums weniger berührt. Selbst von Anbeginn ein Israeliter, in dem kein Falsch ist, aber erst spät ein Christusgläubiger, faßt er den Glauben nicht in der ganzen Tiefe und Kraft auf, die Jesus in ihn hineinlegte, und die besonders Paulus daraus entwickelt hat. Was für den großen Apostel der Heiden in diesem einen Worte beschlossen lag, — ich will nicht sagen, daß es bei Jakobus nicht vorhanden gewesen wäre, aber er würde es anders genannt haben. Glaube ist bei ihm nicht das Hängen an einer Person, sondern die Überzeugung von einer Wahrheit. So besteht der israelitische Glaube in dem Annehmen des einen Gottes (Monotheismus), und wo er christlich wird, da ist es ein Glaube der Herrlichkeit, eine bestimmte Erwartung des herrlichen Gottesreiches, wie wir diesen Glauben von Jesus, als den Christus haben.[1]) Natürlich, daß in diesem Sinne der Glaube bestehen kann ohne sittliche Kraft, ein Baum ohne Frucht, ein Körper ohne Seele. Was die Einheit und Allmacht Gottes betrifft, so sagt Jakobus in seinem kräftigen Stile, daß auch die Dämonen im Glauben daran rechtgläubig sind und — zittern. Wenn nun die Lehre des Paulus, die schon damals wie später tausendmal mißbraucht wurde, Jakobus zu Ohren kam: der Mensch wird durch den Glauben, ohne des Gesetzes Werke gerecht, war es dann nicht natürlich, daß er daran Anstoß nahm, und das Beispiel Abrahams, auf das man sich berief, gegen seine Widerpartei umkehrte? Oder war nicht Abraham durch die Werke gerecht geworden, nicht allein aus dem Glauben, so daß der Glaube erst durch die Werke vollkommen wurde? Aber so würde ein Jude nicht gesprochen haben. Er hätte gewiß gesagt: Nicht aus dem Glauben, sondern allein aus den Werken! O sicher, Paulus und Jakobus werden, wenn sie das ruhig besprachen, darüber wohl einig geworden sein, und der erstere wird am allerwenigsten vom Bruder des Herrn gesagt haben, daß er auf dem einigen Grunde, Christus, nur Stroh und Stoppeln baue. Und wer nun blindlings für den Glauben oder für die Werke streitet, mit Paulus oder Jakobus Worten, der merkt gar nicht, daß beides, Glaube und Werke, bei den beiden Aposteln etwas ganz anderes bedeutet, und daß es den Streitenden wie zwei

[1]) Die Stelle 2, 1 ist im Sinn des Jakobus nicht von dem Glauben Jesu als dem Glauben, der in Jesu selbst war, zu verstehen. Ein Gläubiger wird Jesus nirgends (es müßte denn Hebr. 12, 2 sein) genannt; überall der Herr, von dem wir den Glauben an ihn und den Vater haben.

Menschen ergeht die, je länger, desto heftiger, aneinander geraten, weil der eine des anderen Sprache nicht versteht.

Da also bei Jakobus das Wort Glaube nicht die sittliche Kraft des Evangeliums ausdrückt, so gebraucht er hierfür das alte israelitische Wort Gesetz, und wenn er von besonderen Taten spricht, das Wort Werke. Auch dies letztere ist Jesu nicht unbekannt, da er will, daß die Leute unsere guten Werke sehen und unseren Vater im Himmel preisen. Aber gerade in diesem Sprachgebrauch sehen wir nun, wie hoch Jakobus über der Beschränktheit der Pharisäer steht. Während diese ängstlich am Gesetzesbuchstaben hängen und zu allermeist auf die Formen achten, läßt sich Jakobus so wenig wie Jesus selbst über das Zeremonielle des Gesetzes aus. War er auch nicht der Nazaräer, den die späteren Ebioniten aus ihm gemacht haben, so ist doch sicher, daß er am Sabbat und zu festlichen Zeiten Opfer und Zehnten, Almosen und Gebete dargebracht und im Unterscheiden von rein und unrein nach der strengsten Auffassung des mosaischen Gesetzes gelebt hat. Aber wie er davon die Seligkeit nicht abhängig machte, sie nicht für unabtrennbar davon hielt, das hörten wir bereits aus seinem weitherzigen Vorschlage auf dem Apostelkonvente zu Jerusalem. Was er später von Paulus verlangte, die Teilnahme an einem Opfer einiger christlichen Nasiräer, war doch nur das, was dieser selbst mit den Worten auszudrücken pflegte: den Juden ein Jude werden, und den Griechen ein Grieche, um beide, Juden und Griechen, für Christus zu gewinnen. Und ohne auch nur von fern diese äußerliche jüdische Frömmigkeit zu verwerfen, schreibt doch Jakobus rund heraus: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist der: Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen und sich selbst unbefleckt von der Welt zu erhalten.

Und nun kommen wir zum Schlusse zu dem Worte, das wir dieser Ausführung als Motto voranstellten. Alles, was bisher gesagt worden ist, ging darauf hinaus, und es ist die erhabenste Auffassung des Christentums, deren die Muttergemeinde in Jerusalem fähig war, so lange noch der Tempel stand, und sie sich also vom alten Volke Gottes nicht losreißen konnte: das Evangelium das vollkommene Gesetz, das Gesetz der Freiheit.

Das vollkommene Gesetz, denn Jesus war doch gekommen, um Gesetz und Prophetie zur Erfüllung zu bringen, ihr Wesen über die Form zu erheben, ein geistliches, durch Gottes Wort wiedergeborenes Israel zu schaffen. Das stand bereits den Propheten vor dem Geiste, als sie sagten: Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer; ich will mein Gesetz in euer Herz einschreiben, spricht der Herr. Dieses vollkommene Gesetz ist, wie Jakobus schreibt, allein dem Täter, nicht dem bloßen Hörer nütze. Dieses Gesetz ist das eine, unteilbare. Es ist einem Spiegel gleich, über den man sich neigt, wobei man aber nur zu oft seine Gestalt, seine Gebrechen und Mängel rasch wieder vergißt. Von diesem vollkommenen Gesetze hat Jesus bereits die beiden Hauptgebote angegeben, an denen das ganze Gesetz und die Propheten, die ganze

Heilige Schrift hängt, aber da es Jakobus vor allem um den Verkehr der Menschen untereinander zu tun ist, nennt er nur das zweite als das königliche Gesetz: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Hatte nicht Jesus selbst von einer solchen Auffassung und Betrachtung des Gesetzes gesagt, daß man dadurch das ewige Leben ererbe? Wahrlich, für die, die stets einen Ketzernamen in Bereitschaft haben, ist selbst Jesus vor dem Vorwurf pelagianischer und arminianischer Irrlehren nicht sicher.

Und dieses vollkommene Gesetz nun, nach dem der Gläubige und sein Gottesdienst beurteilt werden soll, nennt Jakobus zweimal: das Gesetz der Freiheit. Es ist klar, daß Freiheit im Gegensatz steht zu Gebundenheit, vor allem im Sinne von Sklaverei. Der gesellschaftliche Unterschied von Sklaven und Freien, wie er im Altertum bestand, nimmt in der biblischen Ausdrucksweise einen breiten Raum ein. Diese Freiheit kann nur sehr äußerlich oder innerlich aufgefaßt werden. Äußerlich faßt sie Paulus auf, wenn er die Gläubigen ermahnt: Bestehet in der Freiheit, womit euch Christus befreit hat, und laßt euch nicht wieder in das knechtische Joch einfangen. Aber dieses Loswerden von den mosaischen Speise- und Zeremonialgesetzen kann Jakobus nicht gemeint haben. Sie mochten selbst für Petrus ein Joch sein, das weder sie, noch ihre Väter hatten ertragen können, für Jakobus waren sie das nicht. Es war nicht Freiheit vom Gesetz, sondern das Gesetz der Freiheit, was er verlangte; das Sittengesetz, das freiwillig angenommen und aus freiem Entschlusse ausgeführt wird, das mit dem sittlichen Willen des Menschen völlig verschmilzt, sobald die Wahrheit ihn frei gemacht hat. Denn, erlöst von der Sklaverei der Sünde, tut er nichts aus Zwang oder Furcht, sondern freudig und freiwillig alles, was sein Vater will. Ist dies nicht wieder, wenn auch in ganz anderer Weise gedacht und dargestellt, dasselbe, was Paulus schreibt: Das Recht, das rechtfertigende Prinzip des Gesetzes wird in uns vollbracht, die wir wandeln nach dem Geiste und nicht nach dem Fleische.

Wie gern möchte ich nun noch einmal mit meinen Lesern den Jakobusbrief durchgehen, nachdem wir nun die Gesichtspunkte, aus denen er zu betrachten ist, festgestellt haben. Wie kraftvoll ist sein Stil, wie malerisch sind seine Bilder, von welcher Menschenkenntnis zeugen die Bemerkungen über den Ursprung der Sünde, die Macht der Zunge, das Ansehen der Person in der Welt, das wahre Leben des Glaubens, die Weisheit, die von oben ist, die Frucht der Versuchung. Und dann dabei dieser freudige Ton, der aus der Gottesverehrung einen Genuß macht, aus der Verfolgung ein Vorrecht, aus dem Retten einer Menschenseele eine Seligkeit! Aber ich muß es meinen Lesern selbst überlassen und schließe mit einem kurzen Worte für die, die die Kraft der Worte nach ihrer Schärfe bemessen.

Ich möchte hier nicht gegen eine andere Auffassung polemisieren, aber meine Anschauung steht im geraden Gegensatz zu zwei Arten der Bibelbetrachtung, die die Extreme unserer Zeit bilden. Die eine löst

den christlichen Glauben in Ehrerbietung vor dem Buchstaben und dem Bibelworte auf und will nur ungern etwas hören von den menschlichen Eigentümlichkeiten, besonderen Auffassungen und manchmal sogar einseitigen Vorstellungen der biblischen Schriftsteller; es ist ihnen eben alles Heilige Schrift, alles Gottes Wort. Die andere Auffassung stellt das Menschliche überall in den Vordergrund und verschärft die Verschiedenheiten zwischen den biblischen Schriftstellern nur noch mehr, um damit die Einheit der Bibel und Evangelienlehre hinfällig zu machen. Sie erkennt nur einen religiösen Geist an, keinen Grund oder Maßstab der Wahrheit, da ja doch jeder seine eigenen Meinungen hat, und selbst Jesu Apostel durchaus nicht einig waren. Ihnen beiden halten wir die Einheit des Wortes Gottes in der Schrift entgegen, die Einheit des Evangeliums im Neuen Testament, mit all der Verschiedenheit, die bei der Freiheit der Geister unvermeidlich, die sogar gut und nötig war, sollte die Bibel das Buch der Menschheit sein, in dem jeder den Ton hören kann, der in seinem Gemüte den meisten Widerhall findet.

So ist uns des Jakobus Lehre nicht ein beschränktes, ebionitisches Evangelium, eine veraltete und niedere Form des Christentums, der es erst durch Paulus und Johannes entwachsen wäre. Wie oft dies auch schon gesagt worden ist, ich erhebe noch einmal feierlichen Protest gegen eine Anschauung, die dem Bruder und Geistesverwandten Jesu Unrecht tut und wohl gar spätere Jünger über den Meister selber stellt. Das Evangelium des Jakobus ist echt israelitisch wie das Evangelium Jesu selbst, aber ebensowenig jüdisch wie das seine. Wir haben es nur mit der echt jüdischen Auffassung der späteren Ebioniten zu vergleichen, um zu sehen, wie zwischen ihnen und dem Manne, den sie so vergötterten, ein himmelweiter Unterschied ist. Jakobus ist so wenig wie Paulus für den Mißbrauch und die Übertreibung seiner Gedanken verantwortlich. Kamen einige von Jakobus nach Antiochien, die dort den Gemeindefrieden zu stören suchten, so hatte doch er ihnen diesen Auftrag nicht gegeben. Nie hatte er sie gelehrt: Wenn ihr nicht beschnitten werdet nach der Weise des Moses, so könnt ihr nicht selig werden. Ja, in seinem ganzen Briefe empfiehlt er nicht mit einem einzigen Worte das jüdische Zeremonialgesetz, sondern nennt etwas ganz anderes den reinen und unbefleckten Gottesdienst. Auch hierin stimmt er ganz mit Jesus überein, der das Gesetz stets von seiner sittlichen Seite betrachtet.

Das Evangelium des Jakobus ist also für alle folgenden Geschlechter die moralische Auffassung des Christentums, das durch Gott in das Menschenherz eingegrabene Gesetz, das unter Israel durch einen Willen außerhalb des Menschen und im Gegensatz zu ihm durchgesetzt, aber durch Christus mit des Menschen Willen in Einklang gesetzt wurde, wodurch er den Sünder von der Begierde frei macht, und durch das Wort der Wahrheit und die Erwartung seiner Zukunft zu einem neuen Menschen, zu einem Erben des Gottesreiches umschafft. Was mir in den

Tagen meiner Jugend unbewußt vor der Seele schwebte, als ich in Jakobus meinen besten Freund begrüßte, wurde mir auf diese Weise später klarer. Aber ebensosehr auch die anderen Richtungen im apostolischen Evangelium, über die ich ein andermal zu sprechen hoffe, und die wiederum für andere mehr Anziehendes besitzen. Fragt mich also jemand: Hat denn nun Jakobus deiner Meinung nach die reinste Vorstellung vom Evangelium? so antworte ich mit einer Gegenfrage: Ist der blaue Lichtstrahl der reinste, oder der gelbe, oder der rote? Das Prisma bricht das Sonnenlicht in drei oder sieben Farben, und diese bilden in ihren Abstufungen und ihrem Wechsel die Schönheit der Natur, aber der Lichtstrahl selbst, der helle, weiße, umfaßt sie alle. So ist es auch mit Jesus Christus, dem Lichte der Welt.

———*———

VI

Petrus
Das Evangelium, eine Berufung

> Denn dazu seid ihr berufen — und wisset, daß eben dieselben Leiden über eure Brüder in der Welt gehen.
> 1. Petr. 2, 21a und 5, 9b.

Wunderbar schön ist das Wasserbecken, zu dem sich der Jordan erweitert, ein See, dessen Westufer von altersher durch eine Reihe wohlhabender Dörfer und Städte eingefaßt wird, während im Osten das einsame Felsengebirge des Gadarenerlandes die Grenze bildet. Noch immer, wiewohl die Dörfer in Verfall sind, und nur selten ein einfaches Fischerlied über die spiegelglatte Wasserfläche hallt, ist es, als ob dieses Galiläische Meer, auch wohl See Tiberias genannt, die Seele des Reisenden mit Gedanken des Friedens und Lebens erfüllte, und sie aus dem hellen Wasser die grünen Ufer und das Felsengebirge entlang in die Höhe führte. Rauschte doch hier das Wort des Lebens aus dem Fischerkahne über die Tausende am Strande, gehorchten doch hier die Wellen der Stimme des Menschensohnes oder beugten sich unter seinen Fuß. Die Wogen des Galiläischen Sees sangen das Loblied des Vaters, als der Sohn von ihm zeugte, oder sie wiegten ihn in Schlaf, ihn, der so wenig bedurfte, um sein Haupt niederzulegen. Jedes Fleckchen ist reich an Erinnerungen. Hier fand er in dem Schiffchen Ruhe, als die Tausende ihn umdrängten, dort zeugte die Wüste von seinen wunderbaren Taten, und die kahlen Bergeshöhen von seinem Gebet, und dort erschien der Auferstandene, bei den Netzen, und sein letzter Morgengruß lautete: Simon Johanna, hast du mich lieb?

Für die Söhne Jonas, Simon und Andreas, war dies Galiläische Meer der Schauplatz einer arbeitsreichen und makellosen Jugend. Auch andere junge Fischer, wie Philippus und Thomas und die beiden Söhne des Zebedäus, Jakobus und Johannes, waren mit ihnen von Jugend an bekannt und befreundet. Aber waren sie als Fischer mit dem freien und einfachen Leben und den wechselnden Erfolgen ihres Berufs aufs engste verknüpft, so ist der Fischer meistens auch dem Glauben der Väter ergeben und von Ehrfurcht und Liebe zu dem Gott beseelt, dessen schönste Psalmen die Wogen singen.

Der lebendigste von all diesen jungen Fischern war Simon, Jonas

Sohn. Er hatte sich bereits in Bethsaida häuslich niedergelassen, war verheiratet und hatte auch seine Schwiegermutter zu sich ins Haus genommen, und doch war es, als ob in den stillen, hellen Sommernächten die murmelnden Wasser ihm zuflüsterten von etwas anderem und größerem, das ihm winkte. Auch ihn überraschte und erfreute darum die Stimme des Predigers in der Wüste, denn Simon hoffte mit aller Kraft seines feurigen Geistes auf das kommende Messiasreich, aber er konnte seinem unverheirateten Bruder nicht folgen, der sich Johannes dem Täufer als Jünger anschloß. Sehr bald vernahm er von Andreas, daß der Bußprediger auf einen anderen als den Mann, der da kommen sollte, hingewiesen habe, auf einen Galiläer, also einen Landsmann, auf Jesus von Nazareth. Und Simon hält sich zu ihm, wo er ihn nur hören kann, und so oft es ihm sein Beruf zuläßt; besonders erfreut aber ist er, als Jesus seinen Fischerkahn wählt, um von ihm aus zum Volke zu sprechen. Bald indes durch seine Wunderzeichen in Schrecken gesetzt, fällt er Jesu zu Füßen und ruft: „Gehe hinaus von mir, Herr, denn ich bin ein sündiger Mensch." Aber dieser Schreck geht in Seligkeit über, als Jesus spricht: „Fürchte dich nicht, Simon, von nun an sollst du Menschen fangen." Er hat seine Berufung verstanden und von dieser Stunde an alles um ihretwillen verlassen.

Es ist in der Bibel kein Charakter mit schärferen und schöneren Zügen gezeichnet, als der gerade dieses Apostels. Es ist eins jener Bilder, die wohl gelebt haben müssen, weil sie noch leben. Seht ihr dieses Bild, oder lest ihr seine Worte bei dem ernsten Matthäus, bei dem humanen Lukas, bei dem tiefsinnigen, erhabenen Johannes, ihr findet überall denselben Charakter: beweglich, edelmütig, offen, herzlich und fromm, von einer ihm mitunter begegnenden Übereilung oder Vorwitzigkeit ebenso rasch wieder zurückgekommen. Ja, selbst das Christusbild zeigt in den vier Evangelien keine größere Einheitlichkeit, als das Bild des Simon Petrus, und sein Charakter ist uns unter anderem ein unvertilgbarer Zug der geschichtlichen Wahrheit der evangelischen Erzählung.

Simon Petrus, der Felsenmann — so hatte ihn Jesus auf ein schönes Bekenntnis hin genannt und damit auf diesen ersten der Zwölf die Hoffnung seiner Gemeinde gegründet. Doch schien des Petrus Art bisweilen mehr dem beweglichen Ufersande, als dem festen Felsen zu gleichen. Aber Jesus wußte, daß es diesem kräftigen Geiste nur an einem festen Lebensziele, diesem beweglichen Gemüte an festen Grundsätzen und männlicher Selbstbeherrschung fehlte, um so vortreffliche Gaben und ein so gutes Herz der Stiftung des neuen Gottesreiches zu weihen. Sein Meister hatte viel Geduld mit ihm, und Petrus lohnte ihm dies durch viel Liebe. Das Evangelium blieb ihm eine erhabene Berufung, wenn er auch das Menschenfischen noch nicht so ganz verstand. Er hat sich Jesu mit Leib und Seele geweiht. Was auch andere sagen mögen, wir wissen, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Und wenn dich alle verlassen, wo sollten wir hingehen? Du

hast Worte des ewigen Lebens. Wir haben alles verlassen, und sind dir nachgefolgt, Herr; mit dir gehe ich in den Kerker und in den Tod. Das ist sein Treueid, und fast kindlich sein Mut, als er für den Gang nach Gethsemane sein Schwert umgürtet. Viel muß er noch lernen, zu allererst, sich selbst zu beherrschen; noch viel besser muß er die sittliche Art des Gottesreiches erkennen, aber seine Berufung hat er doch bereits verstanden, und sein Glaube hat mehr als bei irgend jemand tiefe Wurzeln geschlagen in seinem Herzen, in der Hoffnung und in der Liebe.

Als Simon die Feuerprobe durchgemacht hat, wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, da wird er der Fels der Kirche und öffnet erst den Juden, dann den Heiden die Pforte des Himmelreichs. Stets geht er dabei als echter Israelit vom Glauben der Väter und von dem Wort der Prophetie aus, stets ist es Bekehrung und Vergebung, zu der er ruft, und Bekenntnis, Seligkeit, die er verkündigt. Von selbst steht er durch seinen Mut und seine Beredtsamkeit an der Spitze der Apostel in Jerusalem und wird von Paulus, dem großen Apostel der Heiden, als der „Apostel der Beschneidung" anerkannt. Und als in der korinthischen Gemeinde eine jüdische Gegenpartei die Abwesenheit des Paulus benutzt, um ihn und sein Evangelium verdächtig zu machen, ist ihre Losung: Ich halte es mit Petrus!

Und doch wird Petrus selbst im guten Sinne nie das Haupt einer Partei, einer eigenen Richtung in der apostolischen Kirche. Jakobus bleibt der allgemein geachtete Vorsteher der judenchristlichen Synagogen, Paulus wird das Haupt der griechisch-christlichen Kirche. In diesen beiden sehen wir das orthodoxe und liberale Prinzip vertreten — Konservatismus und Fortschritt, die beiden Lebensprinzipien von Kirche und Staat. Aber Petrus? Man hat gesagt, er stehe vermittelnd zwischen beiden. Ich würde vielmehr sagen: Er stand außerhalb beider Richtungen. Seinem Charakter, so feurig und kräftig er auch war, fehlte völlig die Anlage zur Bildung eines bestimmten Prinzips, zur Durchsetzung eines festen Grundsatzes. Diese klar umrissenen Grundsätze und Gedanken und besonders ihre Zusammenfassung zu einer Einheit, die man System nennt, sind die Frucht aufmerksamer Lebensbetrachtung und kühlen Nachdenkens. Die Liebe hat noch nie ein System zustande gebracht, und das Herz noch nie eine Partei gebildet. Bereits in Antiochien wurde Petrus, wie aus dem Galaterbrief hervorgeht, durch die Paulus- und Jakobuspartei in die Enge getrieben und aß zuerst mit den Heiden, wie Paulus, und sonderte sich später mit den Männern, die von Jakobus kamen, von ihnen ab, und wurde schließlich öffentlich in der Gemeinde wegen dieser seiner Wankelmütigkeit an den Pranger gestellt. Und doch war es keine eigentliche Unredlichkeit, sondern nur in anderer Form das Prinzip des Paulus: Ich bin den Juden ein Jude geworden und den Griechen ein Grieche, auf daß ich beide, Juden und Griechen, für Christus gewinnen möchte. Höchstens

könnte man Petrus etwas Menschenfurcht zum Vorwurfe machen, Schwäche der Überzeugung in Nebensachen, und dabei eine gewisse Eitelkeit, bei allen der beliebte Mann, oder wenigstens in Jerusalem angesehen zu sein. Er ließ also in dieser Hinsicht den Mut seiner Überzeugung, nie aber die feurige Liebe zu seinem Herrn und zu den Brüdern vermissen. Und daher kam es, daß man vielleicht mit Petrus nicht so durch dick und dünn ging, aber ihn auch nicht mit solchem Hasse verfolgte, wie es bei Paulus der Fall war.

Bei dem allen ist bemerkenswert, wie Petrus bei der Entwicklung der Kirche mehr und mehr in den Hintergrund tritt, so daß wir jahrelang seine Spur ganz verlieren, bis endlich noch einmal seine Stimme aus Babel zu uns dringt.[1]). Indessen ist er während dieser ganzen Zeit nicht tatenlos geblieben. Wahrscheinlich besitzen wir im Markusevangelium die Petruspredigt, von der die alte Kirche spricht. Aber die Art Simons, des Menschenfischers, war mehr auf das Missionswerk gerichtet, und hatte dabei vor allem den Osten im Auge, während er Paulus den Westen überließ. Zeugnis abzulegen, zu predigen, Seelen zu gewinnen für die Liebe zu Christus, indem er immer wieder das Bild des großen Menschensohnes zeichnete, wie es ihm selbst unauslöschlich tief in der Seele brannte, das ist Petrus Leben, während er mit seiner Frau immer weiter zieht, ohne so rasche Missionsreisen zu machen wie Paulus. Aber über die zu allem oder zu nichts verbindlichmachende Kraft des Gesetzes und über das Wesen der Rechtfertigung zu streiten, in der Gemeinde die verschiedenen Parteien zu sichten und die Gemeindeeinrichtungen auszubauen — erwartet das von Petrus nicht! Er erfüllt eine andere Berufung, er wirft mutig und gläubig auf Jesu Wort hin seine Netze in das Weltmeer hinaus und überläßt das Aussuchen des Fanges und das Stricken der Netze gern anderen.

Doch scheint er in diesem seinen Briefe das Feld seiner Tätigkeit wieder über den Wirkungskreis des Apostels Paulus ausdehnen zu wollen. Aber berücksichtigen wir die Umstände, dann ist es wahrscheinlich erst dann geschehen, als Paulus diesen Wirkungskreis für immer verlassen, und der treue Silas über des Paulus Gefangenschaft und vielleicht auch über seinen Tod Kunde gegeben hat. Noch andere düstere Berichte drangen zu ihm nach Babel. Nicht nur, daß, wie uns Jakobus lehrte, die armen Judenchristen durch ihre reicheren Volksgenossen bedrückt wurden, auch in heidnischen Ländern zeigte sich je länger je mehr eine heftige Gegenbewegung, die erst nach mehr als zweihundert Jahren des Kampfes durch den Sieg der Kirche überwunden werden sollte. Der Schauplatz dieser Verfolgung war besonders Kleinasien,

[1]) Es hat hier nur der erste Petrusbrief Berücksichtigung gefunden. Während dieser schon sehr früh allgemeine Annahme fand, war der zweite Brief lange Zeit noch vielen unbekannt und wurde später schon von den Kirchenvätern sehr bestritten. Ohne nun hier eine Entscheidung darüber treffen zu wollen, halte ich's doch für sicherer, mich auf den allgemein angenommenen ersten Brief zu beschränken.

wo schon Paulus wiederholt verfolgt, und die Heiden von den Juden gegen ihn aufgeregt worden waren. Vielleicht auch, daß bereits das Beispiel Kaiser Neros Veranlassung dazu gab. Und nun fühlt Petrus sich berufen, für seinen Bruder, den Märtyrer Paulus, das Wort zu ergreifen. Er wendet sich darum vor allem an die Heidenchristen, ohne damit andere auszuschließen. In den Streitfragen der Zeit stellt er sich außer oder über die Parteien. Er spricht, wie er es einstmals aussprechen durfte: Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe. Und er schreibt an alle als Brüder, damit auch sie den lieb haben, den sie nicht gesehen haben, und sich in ihm, Christus, freuen mit unaussprechlicher Freude. Nicht seine eigenen, besonderen Ansichten vom Christentum, sondern diese Liebe und diese Hoffnung ruft er ihnen aus dem fernen Osten zu als Herold der Sonne der Gerechtigkeit, die über ihnen aufgegangen ist. Und wenn wir nun doch in dieser Petruspredigt einen besonderen Charakter suchen wollen, wodurch sie sich von anderen Richtungen in der apostolischen Kirche unterscheidet, dann wüßte ich das nicht besser auszudrücken, als mit den Worten, die über dieser Skizze geschrieben sind, und die in all dem Getriebe der Meinungen und Systeme unsere Aufmerksamkeit mit doppelter Gewalt auf sich lenken:

Das Evangelium, eine Berufung.

Dazu seid ihr berufen, schreibt Petrus an die Christen in der Zerstreuung. Und wozu? Das Übel zu ertragen um des Gewissens willen und zu leiden das Unrecht. Denn auch Christus hat für uns gelitten und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen. Das ist des Apostels Belehrung an unschuldig mißhandelte Sklaven. Und wenn er nun im Schlußwort seines Briefes mahnt, unter dem zunehmenden Drucke dem Bösen, der wie ein brüllender, beutelüsterner Löwe umhergeht, Widerstand zu leisten, so ruft er mit Nachdruck: Dem widerstehet fest im Glauben und wisset, daß eben dieselben Leiden über eure Brüder in der Welt gehen. Das sind von vielen nur einige wenige Proben. Hat also das ruhige Gemüt eines Jakobus die Bergpredigt Jesu am besten verstanden, das Gesetz in seiner höheren, sittlichen Bedeutung, so hat auf Petrus' feurigen Geist das Wort: Ringet danach, einzugehen! einen noch tieferen Eindruck gemacht.

Es war vielleicht schon sechsunddreißig Jahre her, als er dieses Wort hörte. O, wie kampflustig war er damals, er, der selbst seinem Bruder nur siebenmal vergeben wollte, um es ihn dann einmal fühlen zu lassen, daß er sich nicht ungestraft beleidigen ließ; er, dem es unmöglich war, den inniggeliebten Meister wie einen Bösewicht ergreifen und binden zu sehen, ohne für ihn das Schwert zu ziehen. Jetzt hat ein anderer Kampf seine Stirne durchfurcht und ihm die Haare gebleicht, und ruhiger, aber beständiger brennt das Feuer seines Eifers und seiner Liebe. Doch wie viele Jahre auch an ihm vorübergegangen

sein mögen, immer noch wie am ersten Tage ist ihm Christi Evangelium eine Berufung, Leiden und Streiten sein Leben, die ewige Ruhe nach dem Kampfe seine Hoffnung.

Schrieb also Petrus aus der Fülle seines Herzens und dem Reichtum seines Lebens, und am allerwenigsten zu dem Zwecke, daß wir aus seinem Briefe ein theologisches System machen sollten, so will ich doch einmal versuchen, ob ich den Zusammenhang seiner Gedanken nach seinen eigenen Worten nicht noch klarer ans Licht stellen kann.

Wie wir schon bemerkten, richtete Petrus sein Augenmerk auf die Heidenchristen, die noch mitten unter den Heiden leben, und spricht hier also durchaus nicht mehr als der Apostel der Beschneidung. Ohne nun wie Paulus auf eine philosophisch-historische Betrachtung des Heidentums einzugehen, untersucht er es einfach von seiner sittlichen Seite, als die Zeit der Unwissenheit und somit als die Herrschaft der sinnlichen Begierden, die wider die Seele streiten. Diese Ausbrüche der Ungebundenheit sahen die Gläubigen noch täglich um sich, aber sie wußten nun auch, daß der Sünder dem Rechenschaft geben müsse, der bereit sei, zu richten. Doch zu dieser sündigen Heidenwelt gehörten sie nicht mehr, sie, berufen zu einem heiligen Wandel, durch den, der heilig ist, wiedergeboren aus unvergänglicher Saat, dem lebendigen und ewig bleibenden Worte Gottes. Es ist, als ob Petrus hier jenes schöne Gleichnis im Sinne gehabt hätte, worin das Wort Gottes mit der guten Saat auf dem Acker verglichen wird, woraus ein neues Leben aufsprießt: die Kornähren die Kinder des Himmelreiches, Disteln und Dornen das Werk des Bösen, und die falschen, tauben Ähren seine Kinder.

Aber bei dieser Wiedergeburt, die unreine und sündige Heiden zu neuem Leben weckte, so daß sie wie neugeborene Kinder aufwachsen, denkt Petrus noch an ein anderes Wort, das nicht nur Johannes, sondern auch die ältesten Kirchenväter aufbewahrt haben: Der Mensch muß von neuem geboren werden aus Wasser und Geist, um in das Himmelreich einzugehen. Mit Recht verlegt denn auch Petrus diesen Zeitpunkt der neuen Geburt in die Taufe der gläubig gewordenen Heiden und Juden. Denn diese Taufe ist das Wasser der Reinigung von Gottes Seite und seitens der Menschen das Bekenntnis eines guten Gewissens vor Gott. Immer noch Israelit in seinem Herzen, aber ohne in der fleischlichen Herkunft von Abraham, oder in den Formen des mosaischen Gesetzes das Heil zu suchen, nennt Petrus die also von neuem Geborenen ein auserkorenes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk, ein Volk des Eigentums, daß sie verkündigen die Tugenden des, der sie berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte — mit einem Worte: das neue Israel Gottes. Man hört daraus, Petrus hat ebenso wie Paulus das pharisäische Judentum ganz und gar verlassen und ist darum auch in der jerusalemischen Gemeinde, die er gern dem Jakobus überließ, nicht mehr zu Hause. Aber er sucht den Streit mit diesen hart-

näckigen Gegnern nicht auf, er vermeidet ihn vielmehr, und das ist vielleicht der Grund, daß er den Namen des Paulus nicht nennt, wiewohl er, wenn auch nicht ausdrücklich, die Grundlage billigt, auf der jener die kleinasiatischen Gemeinden gestiftet hat, wenn er seinen Brief mit den Worten schließt: Das ist die rechte Gnade Gottes, darinnen ihr stehet..

Das ist die Vorstellung, die sich Petrus von des Christen Berufung macht. Sein Glaube ist Leben, nicht eine Reihe guter Werke, wie bei Jakobus, nicht eine Rechtfertigung des Sünders, wie bei Paulus. Interessant ist es dabei, der Vorstellung über Christus nachzugehen, die einem Simon Petrus vor Augen steht. Bei den vermessenen Versuchen unserer Zeit, Jesu von Nazareth die Krone des göttlichen Glanzes zu entreißen, die ihn seit mehr als achtzehn Jahrhunderten ziert, ist die Frage: Was dünket euch von Christo? die Lebensfrage der Kirche geworden. Berufen wir uns auf die Evangelien, so sucht man uns zu beweisen, daß sie nur Zeugen zweiten Ranges seien, daß die in ihnen enthaltenen echten Berichte schon durch die Überlieferung übermalt seien. Nennen wir Paulus, so erhebt man den Einwand, daß er doch kein Augenzeuge des Lebens Jesu gewesen sei, das Bild des ihm persönlich Unbekannten sei durch seine Phantasie ausgearbeitet und zum Bilde eines Übermenschen geworden. Nun immerhin, so liegt doch hier vor uns der alte und echte Brief eines Apostels, der nicht nur Jesu Zeuge ist, sondern der ihm während der ganzen Zeit seines öffentlichen Auftretens als sein getreuer und vertrauter Busenfreund zur Seite gestanden hat. Menschliche Fehler und mißlungene Pläne hat er am besten bemerken können, und ist er auch dem Meister innig zugetan, so wird er ihn doch nicht ohne Recht vergöttern, wie es auch z. B. die Johannesjünger mit ihrem Meister nie getan haben. Welches Zeugnis gibt nun Petrus von Jesus?

Schon bei einem flüchtigen Lesen und Vergleichen bemerken wir zwischen Jakobus und Petrus den Unterschied, daß für den ersteren Jesu Lehre, für den letzteren mehr Jesu Person die Hauptsache ist; und daher auch jenes parteiische Urteil Luthers, von dem wir früher sprachen. Petrus verherrlicht Jesus als den Christus, wie er das bereits zuerst von den Aposteln zu Lebzeiten Jesu tat. Auf das Alte Testament legt er darum so viel Wert, weil der Geist Christi in den Propheten zeugte. Bekannt ist der Psalm, womit Jesus von seinen Feinden im Tempel Abschied nahm: Den Stein, den die Bauleute verworfen haben, hat Gott zum Eckstein gemacht. Nun, diese selbe Prophetie ist es, auf die Petrus sich wiederholt beruft, wie er in seinen Reden bei Lukas, so in diesem seinem Briefe. Wer an diesen Eckstein glaubt, sagt er, wird nicht zuschanden werden, als ein lebendiger Stein, ein geistliches Haus erbaut er sich auf ihm.

Ist Jesus für seinen Petrus die Erfüllung der Prophetie geworden, die Erwartung der Väter, so hat dieser ihn auch als Sohn Gottes erkannt. Die mehr als menschliche Verehrung spricht bereits aus der Überschrift

des Briefes, wo er Jesus Christus neben Vater und Geist stellt. Sollte das etwas anderes sein können als eine Erinnerung an die Worte der Einsetzung der Taufe, wie wir diese Erinnerung auch in dem apostolischen Segen bei Paulus finden?

Weiter bemerken wir als eine Hauptsache der Predigt des Petrus die Verkündigung der großen Tatsachen, auf die die Kirche erbaut ist: Jesu Leiden und Tod, Auferstehung und Erhöhung. Durch diese Auferweckung von den Toten hat Gott ihm Herrlichkeit gegeben, sagt er; und auffallend ist dabei die Vorstellung, daß Jesu Geist selbst im Tode nicht ruhte, sondern daß er den Geistern einer Vorwelt, die im Gericht der Sintflut unterging, Erlösung aus ihrem Gefängnis gepredigt habe. Doch dann, von den Toten erweckt, ist er aufgefahren gen Himmel, zur Rechten Gottes, wo ihm die himmlischen Mächte untertan sind. Bedarf es noch eines weiteren, um die Vorstellung der Evangelien durch das Wort dessen zu bekräftigen, der doch sicher ein befugter Augenzeuge war?

Und worauf legt nun Petrus das Hauptgewicht? Wem schreibt er die Erlösung einer verlorenen Welt zu? Ohne den geringsten Zweifel dem Leiden und Sterben Jesu. Von altersher hat man dies Leiden von zweierlei Gesichtspunkten betrachtet: als die Versöhnung des Sünders mit Gott und als ein Vorbild für die Gläubigen. Beide Vorstellungen finden wir bei Petrus vereinigt. Bei der ersten geht er aus von Jesaias Bildersprache, auf die Christus und die Apostel so gern verweisen, und worauf selbst Johannes der Täufer anspielt, wenn er Petrus' Bruder, Andreas, mit den Worten an Jesus wies: Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt. Eine tiefsinnige Auffassung des Erlösungsplanes, wie sie der Schule eines Paulus eigen war, entsprach jedoch der Geistesrichtung des Petrus nicht. Die Erlösung selbst, ein Freikaufen der Völker aus der Sklaverei der Sünde, und zugleich ein Auffichnehmen des Fluches des Gesetzes, ist Petrus ausreichend und sicher. In der Sprache feuriger, dankbarer Anbetung spricht er davon: Nicht mit vergänglichem Silber oder Gold seid ihr erlöst von eurem eitlen Wandel nach der Väter Weise, sondern mit dem teueren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes, der zwar zuvor ersehen ist, ehe der Welt Grund gelegt ward, aber offenbaret zu den letzten Zeiten um euretwillen. Er, der keine Sünde getan hat, hat unsere Sünden selbst hinaufgetragen an seinem Leibe auf das Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben, durch welches Wunden ihr seid heil geworden. — Auch dies wieder eine Stelle aus Jesaias. —

Ich habe Petrus ganz ausreden lassen, um mit seinen eigenen Worten zu beweisen, wie er von der Tatsache durchdrungen ist, die bei der Einsetzung des Abendmahls durch Christus in so feierlicher Weise voraus verkündigt wurde: Er hat für die Sünder gelitten, er, der Gerechte für die Ungerechten, damit er uns zu Gott brächte. Doch zugleich wollte ich dazu bemerken, daß Petrus dieses Tragen und Weg-

nehmen unserer Sünden am Kreuze vor allem als ein sittliches Mittel betrachtet, durch das der Mensch von der Herrschaft der Sünde selbst erlöst wird. Petrus kommt gar nicht auf den Gedanken, durch eine vollzogene Notwendigkeit Gottes Gnade daran zu binden. Dieser Freikauf — das Bild des Menschenfreundes, der mit all seinem Vermögen, ja, mit seinem eigenen Blute, unglückliche Sklaven loskauft — dieser Freikauf ist ihm kein Verkaufspreis, der an Gott bezahlt wird, keine Genugtuung für Gottes strafheischende Gerechtigkeit. Noch viel weniger kennt Petrus ein gewisses Recht, auf das der Gläubige nun durch fremdes Verdienst, ohne eigene Tugend, Ansprüche an den Himmel erheben könnte. Alle diese spätere Dogmatik ist dem apostolischen Evangelium fremd. Christi Leiden und Sterben für die Sünde ist die Erlösung der Gläubigen, aber erst dadurch, daß sie nun aufhören zu sündigen und Anteil haben am Leiden Christi.

Vor allem dies letztere steht Petrus klar vor Augen, und hier wird wieder sein Evangelium eine Berufung und Christus dabei das Vorbild. Wie steht ihm seine eigene Berufung noch lebendig vor Augen, und doch, wie wenig hat er sie damals verstanden! Das glänzende Bild des Messiasreiches, von dem der junge Fischer in den hellen, ruhigen Nächten auf dem Galiläischen See träumte — sein Auge sollte es in der Nähe schauen, seine Hand sollte mit daran arbeiten. Er fühlte in sich den Mut, mit diesem Messias zu streiten und zu überwinden. Wohl gewann er inzwischen Jesus auch als Freund und Lehrer lieb und fühlte die ganze sittliche Übermacht seines mächtigen Geistes, des Höheren und Göttlichen in ihm, aber bis zuletzt träumte Petrus doch von dem Gottesreiche, davon, daß Israel wieder aufgerichtet werden sollte. Aber siehe da, die Berufung, Jesu nachzufolgen, ward etwas ganz anderes: Wachen, Bitten, Kämpfen. Wo bleibt denn nun die Herrlichkeit, zu der er berufen ist, die zwölf Throne der Zeit, die da kommen soll? Jesu Kreuz und Jesu Auferstehung weisen ihm den Weg dahin; hier auf Erden ist es nicht. Das sind die Worte des ewigen Lebens, die der Herr schon früher sprach, die ihn so unwiderstehlich anzogen, aber die er oft wieder vor der geräuschvollen Gegenwart vergaß. Petrus hat das Schwert weggeworfen in Gethsemane, aber an seiner Statt den Spruch gewonnen: Durch Leiden zur Herrlichkeit.

Das ist der Gesichtspunkt, unter dem die christliche Berufung Petrus von nun an erscheint. Es war für ihn darum ein glückseliger Augenblick, als der auferstandene Meister ihm Leiden und Märtyrertod weissagte an demselben Strande, wo er ihn einst von den Netzen weg zur Herrlichkeit des Messiasreiches gerufen hatte. Und in demselben Geiste ruft er nun den verfolgten Christen zu: Freuet euch, daß ihr mit Christo leidet, auf daß ihr auch zur Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude und Wonne haben möget. Aber wer diese Gemeinschaft hat, muß dann auch leiden, eben wie er gelitten hat. Und so kommen wir von selbst zu der anderen Vorstellung vom Leiden: das Kreuz, unser Vorbild.

Wie ganz anders denkt hier der edle Jünger, als mancher Christ späterer Zeit, dessen Religion im Grunde Egoismus ist, da er Christus gern das Leiden überläßt, und für sich selbst allein die Seligkeit verlangt, sie so leicht wie möglich erhalten möchte. Mit frischer Klarheit steht er noch vor Petrus Geiste, obwohl ihm schon die Haare gebleicht sind, der Mann der Schmerzen, der keine Sünde getan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden, welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt; er stellte es aber dem anheim, der da recht richtet. Auch darin hat er für uns gelitten und uns ein Vorbild gegeben, daß wir seinen Fußstapfen nachfolgen sollten. So schreibt Petrus, und mit Recht, denn er selbst hat lange schon in diesen Spuren gewandelt. Oft genug hat es ihm bei seiner feurigen, aufbrausenden Art Mühe gekostet, aber er hat es gelernt. Er trägt in seinen Geißelschwielen, in den Narben der eisernen Bande das Ehrenkreuz der Märtyrerschaft. Aber davon spricht er nicht. Sie können darin alle werden wie er. Und warum sollten sie nicht? Ist er doch nur dem Evangelium als einer himmlischen Berufung gehorsam gewesen.

Ich will die fortgesetzten Ermahnungen zur Demut und Sanftmut, zur Reinheit im Lebenswandel und zur Untertänigkeit, zu brüderlicher Liebe und Verträglichkeit nicht wiederholen, ich müßte sonst den ganzen Brief ausschreiben. Ich will nur noch einmal auf den Gedanken des Gehorsams aufmerksam machen, der bei ihm stets dem der christlichen Berufung gegenübertritt, und vor allem auf die kräftigen Mahnreden, durch die Petrus die Gläubigen zu einer gewissen Hoffnung zu begeistern sucht.

Genügt für Petrus selbst die Liebe zum Meister vollkommen, um ihm mit unbegrenztem Vertrauen zu folgen, so fühlt er doch, daß bei den kleinasiatischen Christen, von denen fast keiner Jesus gesehen hat, noch etwas anderes hinzukommen muß. Die völlig uninteressierte Tugend der Philosophen, die Tugend, die das Gute nur um seiner selbst willen liebt, ohne auf irgendeine Belohnung zu rechnen, stimmt doch mit der Sittenlehre des Evangeliums nicht, gerade weil es eine Weltreligion ist, praktisch und populär, eine Religion, in die solche abstrakte Gedanken gar nicht hineinpassen. Unser Herz sagt uns: Das Gute muß belohnt werden, hier oder dort, und es ist ebensowenig eine Sünde, darauf zu rechnen, wie es etwa für den Sklaven eine Sünde ist, für seine Freiheit zu wirken, oder für den Kranken, alles für seine Wiedergenesung zu tun. So steht bei Petrus der Berufung zu einem Leiden, das über alle Brüder, die noch in der Welt sind, ergehen wird, die Hoffnung der Herrlichkeit gegenüber. So will er denn auch, daß die Gläubigen jederzeit zur Verantwortung gegen jedermann, der Grund der Hoffnung fordert, die in ihnen ist, mit Sanftmut und Demut bereit sein sollen. Und der Grund und die Sicherheit dieser Hoffnung, wie lange und wie oft sie auch auf die Probe gestellt werden mag, ist die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, durch die die Seinen wieder-

geboren sind zu einer lebendigen Hoffnung, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das denen bewahrt wird im Himmel, die auf Erden durch Gottes Macht bewahrt werden. Das irdische Messiasreich, das neue Jerusalem, inmitten der Völker, mit dem Tempel der Menschheit darin — diese sinnlichen Bilder sind vor Petrus Augen verschwunden. Wir warten aber — so heißt es im zweiten Briefe — eines neuen Himmels und einer neuen Erde nach seiner Verheißung, in denen Gerechtigkeit wohnet.

Wie die ganze apostolische Kirche, so erwartet Petrus diese Zukunft des Herrn baldigst. Er hat noch die Mahnung zur Wachsamkeit, die Jesus am Ölberge an sie richtete, im Sinne, wenn er schreibt: Seid nüchtern und wachsam im Gebet, denn das Ende aller Dinge ist nahe gekommen. Und da dies Ende erst nach einem letzten, furchtbaren Entscheidungskampfe zu erwarten ist, so ist es um so nötiger, daß die, die nach dem Willen Gottes leiden, durch Wohltun ihre Seelen dem treuen Schöpfer befehlen, all ihre Kümmernis auf ihn werfen, der für sie sorgt, oder vielmehr: dem sie zu Herzen geht. Wie viel besser ist es, mit diesem Glauben und dieser Hoffnung zu leiden, als im Sündendienst zu jubeln, denn es ist Zeit, daß das Gericht anfange an dem Hause Gottes; so aber zuerst an uns, was will's für ein Ende werden mit denen, die dem Evangelium Gottes nicht glauben — ihre höhere Berufung mißachten? Und so der Gerechte kaum erhalten wird, wo will der Gottlose und Sünder bleiben?

Petrus ist entschlafen; das Ende, das er erwartete, ist nicht gekommen. Wohl ist Jerusalem verwüstet, der jüdische Staat vernichtet, und damit die Herrschaft des neuen, ewigen Bundes befestigt, aber die sichtbare Wiederkunft Christi verzieht zu kommen. Es hat keine Not. Der Gesichtskreis hat sich auch je länger, je weiter ausgedehnt, und der Glaube der Christenheit an die Verheißungen dessen, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind (2. Petr. 3, 8), ist nicht erschüttert worden. Hatte sich Petrus in dem Zeitpunkte und der Folge der großen Weltereignisse geirrt, nun gut, von diesem Tage und von dieser Stunde wußte ja auch niemand, selbst, nach Jesu eigener Erklärung, der Sohn nicht, sondern nur allein der Vater.

Bei einem letzten Überblicke über die Gemeinden aus dem fernen Osten her steigt vor Petrus Auge das liebliche Bild des guten Hirten empor, dessen Stimme die Schafe kennen, und der sie folgen. Jesus selbst hat es zu seinen Anhängern aus dem Judentum gesagt: Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle, dieselbigen will ich auch herbringen, und es wird eine Herde unter einem Hirten werden. Darum ermahnt nun Petrus die Ältesten als ihr Mitältester, die Herde Gottes willigen Herzens zu weiden, und den Christen selbst ruft er zu: Ihr waret ehemals wie irrende Schafe, jetzt aber seid ihr bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen. Und zum Schlusse wünscht er ihnen: Der Gott aller Gnade, der uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, derselbige wird euch, die

ihr eine kleine Zeit leidet, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen. Demselben sei Ehre und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Das ist des Petrus Evangelium. Da er im Christentum an erster Stelle die Erfüllung der alten Prophetie erkennt und im Evangelium selbst wieder die Prophetie einer besseren Zukunft sieht, hat man ihn nicht ganz mit Unrecht den Apostel der Hoffnung genannt, mitteninne zwischen Paulus, dem Apostel des Glaubens, und Johannes, dem Apostel der Liebe. War nun sein Evangelium eine geeignete Fahne für die Petruspartei, die sich in Korinth zu dem freisinnigen Paulus in Gegensatz stellte? Oder hört man etwa aus seinen Worten den ersten Bischof von Rom, den Stellvertreter Christi, angetan mit Obergewalt über die ganze Christenheit und über die Gewissen der Gläubigen? Oder leiht sein Evangelium die Handhabe zu einer in unserer Zeit versuchten Umstürzung der apostolischen Geschichte, der zufolge das Christentum der ersten Apostel nur eine jüdische Sekte war, während Paulus die Rolle des eigentlichen Stifters der christlichen Weltreligion zufiel? Nichts von alledem. Bei aller Eigenart des Apostels, dem der Glaube so viel Überwindung gekostet hat, finden wir auch hier die breiten Grundlagen des apostolischen Evangeliums rein und vollständig wieder; wenn wir nur diese Grundlagen nicht in dogmatischen Lehrsätzen oder in einem theologischen Lehrgebäude suchen, sondern in der großen Tatsache der Wiedergeburt der Menschheit durch das Leiden und die Herrlichkeit des Erlösers. Besäßen wir von den siebenundzwanzig Büchern des Neuen Testamentes nur diesen Petrusbrief, so würde diese Tatsache noch immer fest stehen.

Und wie Jakobus mit seiner Ruhe und seinen festen, sittlichen Prinzipien für Tausende ein Berater und Führer, vielen auch ein Zeuge und Richter geworden ist, so ward Petrus zu einer Stütze für die leidende Christenheit, und mit seinen Worten setzen wir uns am liebsten nieder am Fuße des Kreuzes. Ihr Leidträger unter meinen Lesern, deren Schmerz durch die Zweifel unserer Zeit noch verschärft wird, schenkt euer Ohr vor allem dem Evangelium des Petrus, des Zeugen von Christi Leiden, aber auch des Genossen seiner Herrlichkeit. Er sei euch ein Stein der Hülfe, um das Haupt niederzulegen am Wege, der durch die Leiden zur Herrlichkeit führt, aber auch eine Stimme der Ermunterung, auf ihm mutig weiter zu gehen. Während der Gesetzgeber Befehle gibt, der Philosoph sinnt und die Theologen miteinander rechten, schreitet der Kampf des Lebens weiter, der äußere und innere Kampf, gegen die Welt um uns und die Welt in uns, und der arme Kämpfer schaut noch mit Petrus aus nach einem Erlöser, einem Führer, der ihm Kraft aus der Höhe schenkt und ihm Überwindung in der Zukunft verheißt. Euch durch Christus erlösten Menschen ist dieser Kampf ein seliger in der festen Hoffnung auf die Herrlichkeit. Aber wer diesen Kampf nicht kennt, nicht als seine Berufung auf sich nimmt, der versteht das Evangelium des Petrus nicht, aber das Evangelium Christi ebensowenig.

VII

Paulus
Das Evangelium der Rechtfertigung des Sünders

So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben.

Röm. 3, 28.

Das verwegene Streben unserer Zeit, in der Heiligen Schrift und in der Menschheit alles aus natürlichen Ursachen zu erklären, und so der Religion und dem Leben alles Geheimnis, jedes Mysterium zu entziehen, hat wenigstens die eine Wahrheit klarer an das Licht gebracht, die zwar nicht die Wahrheit, die ganze Wahrheit ist, aber doch eine höchst wichtige Seite derselben, die früher durch die Einseitigkeit einer anderen Richtung viel zu sehr übersehen worden ist. Ich meine die folgerechte Entwicklung, die Kontinuität des sittlichen Lebens. Einerseits ist es sicher richtig, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist, wie der Heiland sagt, und daß darum Johannes der Täufer in seinem Rechte ist, wenn er spricht: Ich sage euch, daß Gott aus diesen Steinen der Wüste Abraham Kinder erwecken kann. Aber andrerseits ist es ebenso wahr, daß Gott dies nicht tut, daß Steine keine Kinder Abrahams werden, und daß ebensowenig aus irgendeinem Menschen etwas ganz anderes wird, wozu in ihm Keim und Anlage nicht verborgen lagen. Selbst eine völlige Bekehrung ist nur eine Entwicklung des seither unterdrückten besseren Prinzipes und ist ebensosehr den Gesetzen der sittlichen Natur des Menschen unterworfen, wie die gewaltigsten Erschütterungen in der Natur doch ihren Gesetzen folgen, und jeder Augenblick des Lebens mit dem nächstvorangehenden zusammenhängt. Auch da, wo nach unserer Überzeugung höhere Kräfte zusammenwirken, und Ursachen, die über die von uns erkannte Natur hinausliegen, angenommen werden müssen, wirken diese doch auf natürliche Weise, ebenso wie der Sonnenstrahl wohl von oben kommt, aber dann doch auf der Erde allen Gesetzen des Lichtes unterworfen ist. Niemand wird etwas, das er unmöglich werden konnte. Weder ein sittliches Wunder noch eine göttliche Offenbarung macht einen Kain zu einem Abel, einen Aaron zu einem Moses, einen Kaiphas zu einem Petrus, oder wiederum einen Petrus zu einem Paulus.

Ist irgendwo dieses Gesetz der sittlichen Entwicklung, selbst wo sie durch gewaltige Umwandlung wirkt, deutlich zu erkennen, so ist es in der Geschichte des Paulus, wie Lukas sie beschreibt, zu der uns aber Paulus selbst den Schlüssel gibt. Nehmen wir auch eine wirkliche Er-

scheinung des Herrn auf dem Wege nach Damaskus an, sie konnte doch aus Saulus nichts anderes machen, als eben einen Paulus, ebenso wie das Dazwischentreten eines Freundes den verirrten Jüngling wohl retten, aber seine natürliche Anlage nicht vollständig verändern kann. Das muß man scharf im Auge behalten, will man den tiefsinnigen Apostel der Heiden und durch ihn selbst auch sein Evangelium verstehen. Und das Mißverstehen seines Evangeliums hat so unendlich viel Unheil angerichtet.

Wir beginnen daher wieder mit Saulus, um Paulus recht kennen zu lernen.

Etwa um die Zeit, als Jesus von Nazareth am Kreuze erhöht wurde, lebte in Tarsus in Kleinasien eine jüdische Familie aus dem Stamme Benjamins, der Religion der Väter getreu. Der Hausvater erzog, wiewohl er römischer Bürger war, seinen Sohn Saul in den strengsten Formen des pharisäischen Judentums, Mutter und Schwester sahen in ihm bereits einen glänzenden Stern an Israels bewölktem Himmel, und für den Jüngling selbst war es das Ideal seines Lebens schon seit den Spielen seiner Kindheit, einst als Rabbi die rechtgläubige Lehre der Väter nach der Schrift zu vertreten. Als er daher, wie es die jüdische Sitte mit sich brachte, sein Handwerk, die Zeltweberei, gelernt hatte und im Lesen des Gesetzes und den Formen der Synagoge geübt war, fing er seine höheren Studien an; nicht in Alexandrien, wo die griechische Übersetzung der Heiligen Schrift mit Gedanken der griechischen Philosophie vermengt wurde, sondern in Jerusalem, wo das echte Hebräisch des Moses und der Propheten geübt wurde, und wo man auch die reine rabbinische Überlieferung bewahrte, die nach einem Ausspruche der Väter „einen Zaun rings ums Gesetz aufstellte".

Der Umfang der Wissenschaft war in damaliger Zeit vor allem bei den Juden noch nicht zu groß, um nicht von einem einzigen Gelehrten umfaßt zu werden. Statt daß man also wie bei uns für jedes Fach einen besonderen Gelehrten hat, genügte es, daß der junge Saulus sich „niederließ zu den Füßen Gamaliels", eines gelehrten und rechtgläubigen, dabei rechtschaffenen, gemütvollen und gemäßigten Mannes. Auch besuchte der Jüngling fleißig die Synagoge, die seine Landsleute, die Cilicier, in Jerusalem besaßen. Diese waren, überhaupt wie die meisten kleinasiatischen Juden, „Eiferer im Gesetz". So kam es, daß in den nazarenischen Wirren, die damals Jerusalem erfüllten, wie es wohl manchmal zu geschehen pflegt, der junge Schüler seinen Meister weit überbot. Gamaliel wollte der Sache ihren Lauf lassen; das war für Saul unerträglich, besonders, da soeben einer der ersten Diakonen der ketzerischen Brüderschaft die Dreistigkeit besaß, in den Ausländersynagogen zu Jerusalem einen Gekreuzigten als den Christus zu predigen und den Fall von Stadt und Tempel zu weissagen. Wie schmerzte es den feurigen Jüngling, daß er noch nicht das Alter erreicht hatte, in dem es erlaubt war, ihm öffentlich zu widersprechen! Aber er freute sich um so mehr, daß andere es taten, daß

der Gotteslästerer vor den Rat geschleppt wurde, und daß hier die gemäßigte Partei von der der Eiferer überstimmt ward. Stephanus stirbt und Saulus will auch etwas zu diesem guten Werke beitragen, wie jene alte Frau, die vierzehn Jahrhunderte später ein Stück Holz herbeitrug, um Huß verbrennen zu helfen. Er nahm daher die Mäntel seiner Landsleute und Synagogenfreunde, die als Ankläger Stephanus steinigten, in Verwahrung.

Man hat gesagt, daß dieser erhabene Märtyrertod auf ein Gemüt, wie das des Saulus, bereits einen tiefen Eindruck gemacht haben müsse. Ist das so, dann hat er sich wohl gewaltsam darüber hinausgesetzt, und, wie ihm der Herr später vorhielt, „gegen den Stachel gelöckt". Dieser Ausdruck läßt uns, meiner Meinung nach, erkennen, daß Saul, der Zelot, bei dem, was er tat, bereits in einem heftigen Gewissenskampfe rang. Christus sprach zu ihm durch seine Zeugen, aber er verschloß, wie der Hohe Rat bei Stephanus Rede, die Ohren und stürmte in blinder Wut fort. Und wie er nun weiter, ohne Gamaliel zu Rate zu ziehen, die Gemeinde in Jerusalem verwüstete, wie er auch nach Damaskus zog, um dort die Auslieferung aller Juden zu fordern, die der neuen Richtung anhingen, und was ihm an diesem Tage widerfuhr, das ist alles bekannt und von Paulus treuem Freunde Lukas beschrieben worden, während er selbst mehr als einmal davon als von einer ganz besonderen göttlichen Leitung spricht. Es hatte Gott gefallen, seinen Sohn in ihm zu offenbaren, Christus hatte ihn ergriffen; auch er, als eine unzeitige Geburt, hat den Herrn gesehen.

Daß dadurch der Verfolger entwaffnet wurde, war natürlich, aber damit ist Saulus noch kein Paulus geworden. Oder meint man, der erhöhte Heiland habe nur blindlings unter seine Feinde hineingegriffen? oder er habe ebensogut durch jenen blendenden Lichtglanz und das Wort seiner Gnade einen verstockten Hannas oder den schlauen Kaiphas zu seinem Jünger umschaffen können? Paulus hat es jedenfalls anders verstanden, wenn er sagt, daß sein blinder Eifer ihm vergeben worden sei, weil er in seiner Unwissenheit geglaubt hatte, Gott damit einen Dienst zu tun, während ihn doch Gott von allem Anfang an bestimmt hatte, ihn durch seine Gnade zu berufen. Der erschütternde Augenblick, als der Glaube in seinem Herzen aufbrach, fand darin bereits einen tiefen und fruchtbaren Boden für Gottes Wort. Und halten wir es auch für unmöglich, des Paulus Bekehrung nur aus der natürlichen Entwicklung seines Seelenlebens zu erklären, so ist sie ohne die letztere ebensowenig zu verstehen.

Während wir hier die Darstellung der äußeren Lebensgeschichte des Paulus abbrechen und ihm Zeit lassen, sich in einer ganz anderen Lehrschule bis zu seinem dreißigsten Jahre vorzubereiten, wollen wir unsere Aufmerksamkeit auf die innere Geschichte des Geistes und Gemütes richten, die oft vor fremden Augen verborgen bleibt, in die uns aber Paulus selbst einen tiefen Blick zu werfen vergönnt. Nein, es war nicht die Ehrsucht eines reich begabten Jünglings, die ihn

widerstandslos zum Vorsitz in der Synagoge drängte. Und wie groß seine Lust am Gesetze auch sein mochte, es war ebensowenig die Wissenschaft an sich selbst, die ihm das Ideal seines Lebens darstellte. Von Kindheit an war für Paulus die Religion eine Gewissenssache, ein Kampf um Frieden mit Gott. Er selbst beschreibt es uns Röm. 7. Seit seiner Kindheit Tagen ist ihm die Erinnerung eines verlorenen Paradieses geblieben, eine Zeit der Unschuld, aber größtenteils infolge von Unwissenheit. Er kannte damals das Gesetz noch nicht, und darum auch die Sünde noch nicht. Aber das Gesetz kommt, und die Unruhe beginnt. Es ist des edlen Knaben feuriges Verlangen, Gott getreu zu dienen. Er hat Lust zum Gesetze Gottes in dem inwendigen Menschen. Doch wehe, er fühlt ein anderes Gesetz in seinen Gliedern, das gegen das Gesetz seines Gemütes streitet und ihn unter der Übermacht der Sünde gefangen nimmt.

So ist Paulus aufgewachsen. Kraft seiner pharisäischen Erziehung sieht er im Menschen stets entweder einen Gerechten oder einen Sünder. Und er hat das sehnliche Verlangen, ein Gerechter zu werden, der im Frieden mit Gott lebt, weil er seinen Willen vollkommen beachtet, und darum tritt er ein in die heilige Stadt Jerusalem.

Aber in Gamaliels Schule, unter den Schülern des bedächtigen Gelehrten, fand der feurige Jüngling kein Verständnis, und durchschaut er auch die Heuchelei der Pharisäer und die politischen Ränke der Sadduzäer noch nicht, so bedarf er doch einer größeren Wärme und Glut für sein religiöses Leben. Dies findet er bei seinen Landsleuten in der Synagoge. Mit ihnen will er die Religion der Väter von der durch Jesus von Nazareth eingeführten Ketzerei säubern, und Saulus ward ein Zelot, durch die Unrast seines eigenen Gewissens gedrängt. Ach, wie oft war dies auch unter Christen der Fall, und wie viel Verwüstungen hat dies angerichtet! Das gehetzte, ängstliche Gewissen, das sich selbst mit Gewalt genugtun will und es nicht kann, macht ebensowohl Verfolger wie Märtyrer; und auch wo das vorbildliche Sterben der Verfolgten für einen Augenblick auf das im tiefsten Grunde edle Gemüt Eindruck machte, schlug die religiöse Raserei ein Kreuz, verbannte den vermeintlichen bösen Geist und verlor sich in wilder Schwärmerei. Das ist Satan im Kleide des Lichtengels!

Wir mußten das alles vorausschicken, um Paulus Bekehrung nicht als eine äußere Veränderung, sondern als eine Umwandlung in seinem Seelenleben recht verstehen zu lernen. Der bekehrte Pharisäer wurde kein Petrus und konnte noch viel weniger ein Jakobus werden. Seine sittliche und religiöse Grundanschauung blieb die gleiche, aber er sucht von nun an die so sehnlich gewünschte Rechtfertigung, nicht die Rechtbeschaffenheit des Jakobus, sondern die Rechtfertigung im Gottesgerichte auf einem anderen Wege zu erreichen. Sein Widerstand ist gebrochen. Die Abrechnung mit dem Himmel, die dem oberflächlichen Pharisäer in Jesu schönem Gleichnisse so leicht wurde, ist für ihn auf immer in weite Ferne gerückt. Und nun, siehe, er betet. Wie ein tief ge-

demütigter Sünder liegt er da, drei Tage lang fastend und Gottes Angesicht suchend, die Augen geblendet, das Herz zerschlagen, der Geist verwirrt, bis sich aus diesem Chaos ein neues Leben entwickelt. O, es ist eine bange Zeit, wenn die Seele an sich selbst und an der ganzen Welt verzweifelt, und alles, alles ihr entsinkt, alles, außer Gott.

„Zu solchen feurigen und hochherzigen Charakteren," so sagt ein gelehrter Ausleger, „spricht Gott im Feuer und Sturmwind und Erdbeben." Aber nun folgt auch nach und nach das Säuseln einer sanften Kühlung. Paulus fühlt die Kraft des Gebetes, wie er sie noch nie gefühlt hat, vor allem, als er bald durch den heiligen Geist ein neues Geschöpf wird. Von nun an kann er sagen: Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin; es ist nun nichts Verdammliches mehr in denen, die in Christus Jesus sind. Was er in sich selbst suchte, hat er außer sich selbst gefunden: das Leben Christus, das Sterben Gewinn.

Aber ein Paulus ist ebensowenig für ein beschauliches Leben, wie für ein ruhiges Wirken im kleinen Kreise geeignet. Er ist zum Kampfe geboren, wie sein inneres Leben Kampf ist. Er muß aufbauen oder abbrechen, jauchzend zustimmen oder bekämpfen. Wer diese innere Berufung nicht kennt, verwechselt sie oft mit dem Egoismus des Ehrgeizigen, der nicht den Sieg der guten Sache, sondern ihre Trophäen und ihre Beute liebt. Dazu ist Paulus berufen, das ist von nun an sein Lebensziel: der gute, edle Kampf des Glaubens. Seine Waffen sind andere geworden: der Schild des Glaubens und das Schwert des Geistes, Gottes Wort. Auch sein Panier ist ein anderes: Christus Jesus, und zwar der gekreuzigte. Aber im Grunde ist sein Kampf noch derselbe „für Gott und für die Wahrheit". Und was nun hierbei am bemerkenswertesten ist und zugleich ein Zeugnis für die wirkliche Erscheinung des Herrn: Paulus kehrt, um sich auf diesen großen Kampf vorzubereiten, in keine menschliche Schule zurück. Er wählt nicht an Gamaliels Statt Petrus oder Jakobus oder Johannes zu seinen Lehrmeistern. „Mit Fleisch und Blut habe ich mich nicht besprochen," schreibt er selbst. Seine Vorbereitung ist anderer Art. Zuerst in Arabien und dann in Tarsus liest er die Schrift wieder und wieder, mit ganz anderen Augen und nach der Offenbarung des Herrn. Daher ist es zu erklären, daß er später mit nur ganz wenigen Ausnahmen, nie ein Wort Jesu anführt, und sich nur bei zwei geschichtlichen Einzelheiten, — Abendmahl und Auferstehung — auf die apostolische Überlieferung beruft.

Doch spricht und kämpft Paulus ganz in Jesu Geiste. Baute dieser seine Bergpredigt auf Moses und den Propheten auf, aber um sie geradeswegs gegen das pharisäische Judentum zu richten, so handelt Paulus ebenso. Keiner kannte besser als er das tiefsittliche Prinzip, das die Kraft des Pharisäismus ausmachte. Keiner war besser in alle die Schliche rabbinischer Schriftgelehrsamkeit eingeweiht. Keiner hat denn auch besser mit diesem Schatze der Gelehrsamkeit und der Gabe der Beredtsamkeit dem beschränkten Geiste und dem hartnäckigen

Unglauben der Juden Widerpart gehalten. Und sein schwerster Kampf ist noch nicht einmal gegen die, die „draußen sind". Auch in der judenchristlichen Synagoge, unter der Leitung des achtbaren Jakobus, gewinnt der Pharisäismus die Oberhand. Die Gefahr war dabei größer, als es den Anschein hatte. Der hellere Blick des Paulus durchschaut sofort die Sachlage. Glückte es denen, „die von Jakobus kamen" (Gal. 2, 12), die natürlich weitergingen als Jakobus selbst, die neue Richtung an alte Formen zu fesseln, und die Heiden in den Harnisch des jüdischen Gesetzes und der Überlieferung einzuschnüren, dann würde das Reich Gottes nur eine jüdische Sekte werden, und die erlösende Kraft des Evangeliums Christi würde verkannt und gelähmt. Mit allem Eifer waren die neueren Zeloten bei der Arbeit, den neuen Wein in die alten ledernen Schläuche zu pressen. So kam es, daß die Wirksamkeit des Apostels Paulus, ebenso wie die Jesu selbst, eine bestimmt antipharisäische Richtung annehmen mußte. Das ist der Geist, in dem er zuerst in Antiochien als Apostel auftritt und bald Kleinasien und Griechenland durchzieht. Das ist auch der Stempel der Echtheit, der all seinen Briefen aufgedrückt ist. Die Bekämpfung der pharisäischen Selbstgerechtigkeit und Beschränktheit ist ein Hauptziel des Lebens des Apostels geworden. Und er schwankt nie mehr in dieser Überzeugung, auch wo er seinen eigenen Freunden und Schülern einmal zu freisinnig scheint, weil es ihm keine Sache der Verstandesüberzeugung, der Auslegung oder Auffassung ist, sondern Gewissenssache, die Grundlage seines ganzen sittlichen und religiösen Lebens.

So ist das Leben und die Lebensaufgabe des Paulus bestimmt, und sein Evangelium abgegrenzt, wie er es selbst in seinem Schreiben an die Korinther ausdrückt: Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst, und hat ihnen ihre Sünden nicht zugerechnet und hat in uns das Wort von der Versöhnung aufgerichtet. So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott vermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt, lasset euch versöhnen mit Gott! Denn er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Das ist in kurzen Worten „sein Evangelium, das Wort vom Kreuze", den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit, aber uns die Kraft und die Weisheit Gottes, eine Kraft zur Seligkeit für einen jeden, der daran glaubt.

Doch Paulus hat nicht nur einen feurigen, sondern auch einen tiefsinnigen, philosophischen Geist, der sich überall kennzeichnet durch das Suchen nach der Einheit der Wahrheit. Wer nur denkt, hat in seinem Verstande Platz für auseinanderlaufende und selbst im Widerspruch miteinander stehende Begriffe und Grundsätze. So kommt es, daß man wohl viel wissen kann und doch kein klares Denken besitzt. Aber wer nachdenkt und die Gedanken bis zu Ende durchdenkt, sucht auf den Grund der Wahrheit zu dringen und so das Gegensätzliche in eine höhere Einheit aufzulösen. Diesen philosophischen Geist finden wir

bei keinem der ersten galiläischen Apostel so wie bei Paulus. Er war gewiß durch seinen Umgang mit der griechischen Welt besser geschult, aber diese Art muß ihm doch von Natur eigen gewesen sein. Friede für sein Gewissen ist das Ziel seines religiösen und sittlichen Kampfes, Friede für sein vernünftiges Nachdenken ist das Endziel seines Verstandeslebens. Und wie Licht und Wärme das Leben der Natur ausmachen, so ist auch diese vereinigte Kraft von Verstand und Gemütsleben die Eigenschaft eines wahrhaft großen Mannes, wie Paulus war.

Sich selbst, seine Gerechtigkeit und seinen Nationalstolz gibt er gern an Christus hin; aber was er einmal als Wahrheit und als Gottes Wort kennen gelernt hat, davon kann er sich nicht so leicht trennen. Er mußte also einen neuen, höheren Gesichtspunkt gewinnen, der beides, das Alte und Neue umfaßt: Abraham und die Heidenwelt, Moses und Christus. Die Jahre zwischen seiner Bekehrung und seiner apostolischen Tätigkeit sind sicherlich größtenteils dem Forschen nach dieser höheren Einheit, seiner neuen, christlichen Schriftgelehrsamkeit gewidmet gewesen. Auch dann erkennt er noch immer das Mangelhafte seiner Einsicht in den hohen Gottesplan und die Rätsel der Ewigkeit. Unser Erkennen ist Stückwerk, schreibt er. Doch hat er gefunden, was er suchte, was einen Paulus mit dem Saulus einer früheren Zeit versöhnen kann.

Was wir nun hierüber in all seinen Briefen zerstreut finden, faßt Paulus in seinem Römerbriefe zu einer regelrechten Beweisführung zusammen. Es ist, als hätte der große Heidenapostel eine Ahnung davon gehabt, daß die Hauptstadt der damaligen gebildeten Heidenwelt dereinst die Hauptstadt der christlichen Kirche und leider auch des christlichen Pharisäertums werden würde. Diesen wichtigen Brief zu zergliedern oder auch nur eine Skizze davon zu geben, bin ich hier außer stande. Der Ausdruck und der Satzbau ist auch vielen so ungewohnt, daß Paulus ihnen am wenigsten verständlich werden würde, wenn ich ihn mit seinen eigenen Worten sprechen ließe. Ich will darum lieber versuchen, seine Gedanken in unserem Stile wiederzugeben.

Der ganze Brief ist eine Verteidigung, eine Apologie des Evangeliums, um sein Recht in der Weltgeschichte, als Entwicklung des hohen Gottesplans der Offenbarung nachzuweisen. Paulus denkt dabei am liebsten an ehrliche Gegner, die aufrichtig nach der Wahrheit suchen, wie er sie selbst gesucht und in Christo gefunden hat. Was nun den Juden bei dem Evangelium des Kreuzes am meisten ärgert, ist die Verleugnung gerade dessen, worin sein höchster Ruhm besteht, was seinen Glauben und sein Leben ausmacht: der Bund mit Abraham und das Gesetz des Moses. Ist die Herkunft vom Vater der Gläubigen kein Vorrecht im Gottesreiche, und hat das Gesetz Gottes keine Kraft mehr zur Seligkeit, dann muß der Jude das Heiligtum seiner Kindheit aufgeben, dann ist der Gott seiner Väter selbst ihm untreu geworden. Das kann der Heide, dessen frühere Religion im Grunde ein Dämonendienst war, wohl ertragen, aber Israel kann das nicht.

Auf diesen Einwand, dessen Kraft er in seinem eigenen Gemüte selbst so tief empfindet, antwortet Paulus durch den Hinweis, daß das Evangelium die natürliche Entwicklung des Gesetzes ist, und die Berufung der Heiden die Berufung Abrahams zur Voraussetzung hat. Daß er dies in ganz anderer Weise tut als Jakobus, liegt wieder in beider Lebensgeschichte begründet, denn für den Bruder des Herrn ist das Glaubensleben eine höhere Entwicklung, für Paulus eine unvermeidliche Umwandlung gewesen. So geht er denn aus von dem Gedanken, der den Pharisäismus völlig beherrscht, von dem auch Jesus in seinem Kampfe mit dem letzteren ausging: von der Rechtfertigung. Es ist durchaus nötig, daß der Mensch, der durch die Sünde verdorben und Gott entfremdet ist, wieder in diese Beziehung zum Himmel gebracht und damit der Streit versöhnt wird, mit einem Worte, daß der Sünder gerechtfertigt werde. Dazu ist das Gesetz von Gott gegeben; denn es ist gewiß, daß jeder, der nach Gottes Willen lebt, auch Friede mit ihm haben wird. Nun gab Gott sein Gesetz auf zweierlei Weise: durch das Gewissen auch den Heiden, und durch Moses allein den Israeliten. Aber was hat dieses Gesetz ausgerichtet? Es hat die Sünde ans Licht gebracht und bestraft, aber es hat sie nicht überwunden, geschweige denn ausgetilgt; ja, durch die natürliche Sucht nach dem Verbotenen hat es sogar zur Sünde gereizt. Ist das die Schuld des Gesetzes? Keineswegs; sondern von dem sündhaften Prinzip, das von Adam an in der Menschheit lebt und wirkt, kommt beides, die Sünde und der Tod. Die heidnischen Völker sind durch ihre weiterschreitende Entwicklung und Bildung je länger, desto tiefer in die Sünde versunken, und gegen die Juden zeugt überall ihre eigene heilige Schrift. Vergebens suchen diese also bei dem Gesetze eine Gerechtigkeit, die es nicht verleihen kann, Ruhe und Frieden für ihr Gewissen, wie sie Paulus selbst, wenn auch vergeblich, so ernstlich darin gesucht hat. — Und was hat Gott nun getan? Er gab der Menschheit einen neuen geistlichen Stammvater, den zweiten Adam, Christus. Der erste war der Vater des sinnlichen, irdischen Lebens, das sein Ende im Tode findet, der letztere ist der des geistlichen und himmlischen, dessen Ende das ewige Leben ist. Und so wird für Paulus, der unbefangen zwischen Juden und Heiden steht, Christus der Wendepunkt der Weltgeschichte. Niemand hat mit so weitem Blicke ihr Ganzes umfaßt, niemand außer Jesus selbst.

Um nun den Sünder zu rechtfertigen, zu erlösen, muß Christus selbst die Sünde am Kreuze tragen. Aber das nicht allein: wie Christus sterben mußte, so muß der Christ leben und dazu wiedergeboren aus dem Tode der Sünde in der Taufe auferstehen, um dann mit einem neuen, heiligen Geiste beseelt zu werden. Das ist die Gerechtigkeit von Gottes wegen, nicht die vom Menschen selbst kommt, sondern die von Christus in und über ihn ausgeht. Aus Gnade seid ihr selig geworden durch den Glauben, nicht aus den Werken, auf daß niemand sich rühme. Und das ist keine neue Lehre. Schon lange vor dem

Gesetze hieß und war Abraham gerechtfertigt. Und wodurch? Sein Glauben wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet, und so halten wir nun dafür, daß der Mensch gerechtfertigt werde ohne des Gesetzes Werke, ohne daß sie etwas dazu oder hinweg tun, allein durch den Glauben. Der Glaube ist das Band zwischen Himmel und Erde; wer wahrhaft glaubt, wird von sich selbst, ohne gesetzlichen Zwang, alles tun, was dem Vater wohlgefällig ist, und auch alle Dinge vermögen durch Christus, der ihn mächtig macht. Die sittliche Machtlosigkeit, das große Rätsel des geistlichen Lebens des Menschen, wird dadurch überwunden, weil die Furcht gewichen, und an Stelle des Buchstabens der Geist getreten ist, und das Leben den Tod abgelöst hat.

Aber war nun auch der Israelit geneigt, dies alles anzunehmen, so blieb für ihn doch ein unüberwindlicher Stein des Anstoßes übrig: die Berufung Abrahams und die damit verbundenen Vorrechte.

Gut, sagt Paulus, Gott gereut diese Berufung nicht. Aber kommt sie darum allen Kindern Abrahams und nur ihnen allein zugute? Die Geschichte bezeugt etwas anderes. Ein großer Teil der Abkömmlinge des Erzvaters ist dabei übergangen worden, und auch unter Israel sind nicht alle dieser Vorrechte teilhaftig geworden; ja, das ganze Volk hat sie so sehr verscherzt, daß Gott bereits vor langer Zeit die Berufung der Heiden an ihrer Statt in Aussicht gestellt hat. Doch ist das wahre Israel Gottes Volk geblieben. Die gläubigen Juden sind der Grundstock der christlichen Kirche. Die aus der Heidenwelt Hinzugekommnen sind ihnen nur angegliedert worden. Es ist wie bei einem edlen Ölbaume, dessen unfruchtbare Zweige abgehauen, und an deren Stelle wilde Reiser aufgepfropft worden sind. Die Wurzel trägt sie alle. Und nachdem Gott nun die sündige, aber tief gedemütigte Heidenwelt zum Gottesreiche gerufen haben wird, kehrt einst, nach der Prophetie, seine alte Liebe zu seinem Volke zurück. Wenn die Fülle der Heiden eingegangen sein wird, dann wird auch ganz Israel selig werden, denn Gott hat sie alle unter den Ungehorsam, — nicht unter die Sünde, sondern den ausgeprägten Ungehorsam und die Gesetzesübertretung — beschlossen, um sich ihrer aller zu erbarmen.

So ist für Paulus der neue Bund das Gegenstück und zugleich die Erfüllung des alten. Und, was ihm infolge seiner eigenen Lebenserfahrung am meisten zu Herzen geht, die Seligkeit und Seelenruhe des Menschen liegt gerade darin, daß aller eigner Ruhm wegfällt, und die Rettung der Welt so gut wie die unserer Seele allein der Gnade Gottes zu danken ist. Aber das, worüber bereits im zweiten Petrusbriefe geklagt wurde, bestätigt die Erfahrung bis in unsere Zeit: In Paulus Briefen sind etliche Dinge schwer zu verstehen und werden von Ungelehrigen und Leichtfertigen zu ihrer eigenen Verdammnis verdreht (2. Petr. 3, 15. 16.). Ja, nicht nur ein folgendes Geschlecht, sondern seine eigenen Zeitgenossen verstanden den tiefsinnigen Apostel falsch, so daß er selbst den Satz: Laßt uns in der Sünde beharren, auf daß die Gnade desto mächtiger werde! mit Entrüstung von sich weisen muß,

und Jakobus, der Gerechte, vor einem toten Glauben ohne Werke warnen mußte, wie er in Paulus Namen verkündigt wurde und doch mit dem Glauben des Paulus wahrlich schlecht genug übereinstimmte.

Aber wir lassen für jetzt den verwerflichen Mißbrauch der Gedanken des Paulus, wofür wir auch aus unseren Kreisen böse Beispiele aufführen könnten, beiseite. Er ist ebensowenig auf seine Rechnung zu setzen, wie die Greueltaten des Räubers uns den Stahl gering schätzen lassen, den er mißbraucht, oder das Gold, das er sich raubt, ebensowenig wie die Scheiterhaufen der Inquisition auf Rechnung des sanftmütigen Jesus gesetzt werden können. Aber noch auffallender ist es, daß nicht selten die edelsten Männer in der Kirche, ja, ganze Teile der Christenheit sich einer einseitigen Auffassung oder sogar völligen Verkennung der Gedanken des Paulus schuldig gemacht haben.

Paulus ist der Vater der christlichen Dogmatik, der erste, der seine neuen christlichen Gedanken zu einem gut zusammenhängenden System zu vereinigen suchte. Dadurch gewann auch dieser Apostel je länger, je mehr Einfluß nach dem Westen zu. Der eigentliche Osten fand sein Genüge in seiner Spruchweisheit und schlief später in toten Formen ein. Die griechische Kirche, später die morgenländische genannt, verlor sich in spitzfindigen Bestimmungen des Gottesbegriffes, aber die Kirche des Westens dachte und stritt mehr über die Praxis des christlichen Lebens, vor allem, nachdem der gelehrte und beredte Augustinus das Panier des Paulus wieder emporgehoben hatte: alles aus Gnaden! Unglücklicherweise ist daraus neben vielem Guten und Brauchbaren die harte Lehre einer Vorherbestimmung, einer Prädestination, abgeleitet worden, die später von Calvin der reformierten Kirche einverleibt und von der Dortrechter Synode bestätigt wurde. Doch war sie, wiewohl man sie fast nur in pauliniſche Worte gekleidet hatte, nicht die eigentliche Lehre des Paulus. Denn für ihn ist die ganze Gemeinde das auserkorene, das neue Israel Gottes, und des Menschen sittliche Freiheit geht bei ihm nie ganz in der göttlichen Gnade unter.

Aber noch weiter wich man von Paulus ab, als man der Gerechtigkeit Christi einen genugtuenden Wert gab, der alle Gnade aufhebt und wegnimmt. Hat nicht Christus für all unsere Sünden die Strafe gelitten, alle Gerechtigkeit für uns vollbracht, was bleibt uns dann noch zu tun übrig? So wurde der pharisäische Gedanke eines Verdienstes, den doch Paulus erst ausgeschieden hatte, in seinem Namen wieder eingeführt, und hat die Kirche des Mittelalters, die so reich ist durch die Verdienste der Heiligen und Märtyrer, zu einem Kaufhause gemacht. Und ist auch in der protestantischen Kirche davon nur das Verdienst Christi übriggeblieben, so hat auch dieses, als Bürgschaft und Bezahlung aufgefaßt, wiewohl ganz gegen den Geist und die Absicht unserer Väter, nur allzuoft das sittliche Gefühl abgestumpft und die wahrhafte Erlösung und Wiedergeburt der Menschheit gestört.

So verdrehen ungelehrige und leichtfertige Leute die Dinge in der Schrift, die schwer zu verstehen sind, zu ihrer eigenen Verdammnis.

Ich hoffe, genug gesagt zu haben, um meine Leser erkennen zu

lassen, daß das Evangelium des Paulus viel reiner, viel erhabener ist. Die Rechtfertigung, die er sucht, ist keine Aufhebung einer fremden Schuld durch fremde Verdienste, und seine Hoffnung ist nicht auf die Willkür einer souveränen Vorherbestimmung gegründet. Die Gnade Gottes umfaßt die Welt, die zur Seligkeit rufende Stimme kommt zu allen; Christus hat sich zu den Sündern erniedrigt, um sie zu sich zu erheben, die Sünde getragen, um sie zu richten, und was nun den Menschen aus der Sklaverei des Gesetzes wie auch der Sünde rettet, ist die Freiheit, mit der uns Christus befreit hat, das freie, geistige Glaubensleben, das alles Gericht ausschließt. Es ist an dem kraft seiner Berufung auserkorenen Christen nichts Verdammliches, für ihn gibt es keine Zurechnung, kein Verdienst mehr. Uns ist die Annahme als Kinder zuteil geworden, und mit Kindern rechnet man nicht!

O, daß diese erhabene Auffassung des Evangeliums des Kreuzes noch so oft mißverstanden und erniedrigt, noch so manchmal schändlich mißbraucht wird! Der, der nur den Ängsten der Hölle entrinnen will und den nicht, wie es bei Paulus der Fall war, die Fesseln der Sünde drücken, der ist nicht genug reinen Herzens, um den edlen Apostel zu verstehen, und saugt Schlangengift aus den Blumen, aus denen die Bienen Honig saugen. Aber darum bleibt Paulus doch stets der Apostel des Gewissens, der Tröster und Berater aller, deren Herz um den Frieden mit Gott ringt. Ach, unsere Zeit, die Zeit der Gegensätze, ist auch hierin aus der Charybdis in die Scylla gefallen, und um dem Mißbrauch der Gnadenlehre zu entgehen, auf einer nicht minder gefährlichen Klippe aufgesegelt. Man hat dem Gewissen, das seit Jahrtausenden den Notschrei der Menschheit gen Himmel sendet, seine Rechte bestritten. Sind denn nicht, so sagt man, die Taten der Menschen unvermeidliche Folgen der Kräfte, die ihr inneres Leben in Bewegung setzen? Der freie Wille ist eine Einbildung, die Sünde eine notwendige Phase in unserem sittlichen Leben, sogar der Weg zu größerer Vollkommenheit. Wer kann denn noch mit Recht Gewissensbisse über das empfinden, was er ja gar nicht unterlassen konnte, Reue haben über das, was zu seiner Erziehung und Entwicklung nötig war? So fällt der Grund des paulinischen Evangeliums hinweg, und aus dem Trümmerhaufen sammelt man nur einige glänzende Edelsteine. Aber so wird auch Jesu versöhnendes Leiden und Sterben eine schöne Torheit, ein Dichtertraum, der seiner Zeit angehört, aber nicht in unsere Zeit paßt, eine Tat, die wir weder mißbilligen, noch preisen können, weil Jesus sie nicht lassen konnte. —

Aber während so der Naturalismus seine eisernen Konsequenzen zieht, schreitet das Leben der Menschheit weiter, und die Sünde wächst, und aus der Menschenmenge erhebt sich wieder der Notschrei um Versöhnung mit Gott. Das Gewissen läßt sich seine Rechte nicht rauben. Verschließt ihm das Evangelium, und es wird beim Aberglauben seine Ruhe suchen. Entthront ihr den einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, so wird er sich andere Mittler erwählen. Die Forderungen der sittlichen Natur des Menschen sind unausrottbar.

Doch von denen, die hier die Gegenpartei bilden, und im Namen des Paulus die Rechte des Gewissens geltend machen, ist es allezeit der größte Fehler gewesen, was Paulus schon in der Gemeinde zu Korinth tadeln muß: daß man sein System mit seinem Evangelium verwechselte, daß man durch seine Richtung andere, die gleiches Recht besaßen, ausschloß und so Christus zertrennte und Paulus zum Seligmacher erwählte. Ja, es ist noch heute der größte Fehler der reformierten Kirche, daß sie so ausschließlich bis ins Mark und Bein paulinisch ist und die anderen Stimmen, die uns dasselbe Evangelium verkündigen, nicht zu ihrem Rechte kommen läßt. Und dann lassen auch viele den Geist seiner Lehre verfliegen und behalten nur noch den Bodensatz. Doch bietet dies auch andererseits wieder gerade in der reformierten Kirche dem Diener des Evangeliums Gelegenheit, in das Gewissen des Volkes und damit in die tiefsten Tiefen des Volkslebens hineinzugreifen. Was man in diesen Gemeinden Orthodoxie nennt, ist meist weniger das Suchen nach einem System, als vielmehr die tiefempfundenen Forderungen des Gewissens.

Verlangen wir nur bei diesen rechtmäßigen Forderungen des Gewissens auch für die des Verstandes und Herzens einen Platz: für Jakobus, Petrus und Johannes die gleichen Rechte wie für Paulus! Nicht alle Menschen haben die gleichen religiösen Bedürfnisse, wenigstens sind sie nach dem Maße ihres sittlichen Zustandes und ihrer Bildung merklich unterschieden. Paulus hat ein weites Herz. Er nimmt in seine Auffassung alles auf, worin der Geist Christi spricht und wirkt. Eine nähere Betrachtung des christlichen Lebens nach seinem Evangelium wird es uns lehren. Es sollte uns nicht schwer fallen, aus seinen eigenen Worten ein scheinbar ganz antipaulinisches System aufzubauen. Warum sind denn oft die Schüler eines so freien und reichen Geistes so beschränkt? Aber warum blicken denn auch viele, vor allem die, die sich in seine Ausdrucksweise ihren Weg nicht bahnen können, mit Mißtrauen auf den Meister, weil seine Schüler irren? Ist niemand mehr mißverstanden und mißbraucht worden als Paulus, so kann doch auch niemand mit größerem Rechte als er der Stifter der Christuskirche in Europa genannt werden und zugleich der Vater einer christlichen Dogmatik heißen, wie die ernsten, nachdenklichen germanischen Völker sie brauchten. Niemand endlich hat mehr Sünder zur Ruhe gebracht durch die selige Überzeugung: So haben wir denn, gerechtfertigt durch den Glauben, Friede bei Gott.

Bevor ihr, liebe Leser, zum folgenden Abschnitt übergeht, fragt euch doch selbst einmal ernstlich, ob bereits in eurem Gemüte und in eurem ganzen sittlichen Leben dieser Friede wohnt, der den Apostel in der Drangsal frohlocken ließ, und von dem der Herr selbst sagte: Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch, er ist nicht, wie ihn die Welt gibt.

———*———

VIII

Paulus

Die Frucht des Evangeliums: Glaube, Hoffnung und Liebe

Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen. 1. Kor. 13, 13.

An den Früchten erkennt man den Baum. Dies schlichte Heilandswort sollte die Reise um die Welt machen und im Munde des Volkes, das von philosophischer Denkarbeit kaum einen Begriff hat, der untrügliche Prüfstein der religiösen Wahrheit werden. Es versetzt diese Wahrheit aus der Schule ins Leben und weist alles ab, was die wahre, reine, fruchtbare Lebenskraft vermissen läßt. Dadurch ist die Religion mit der Sittlichkeit, die Kirche mit der Gesellschaft für immer verbunden; und fehlt es der großen Menge an wissenschaftlicher Erkenntnis, um sich über philosophische und religiöse Lehrsätze zu äußern, so besitzt sie doch auf Grund des allgemeinen, sittlichen Gefühls und der Lebenserfahrung ein gewichtiges Vetorecht. Kann sie nicht ausmitteln, so kann sie doch abweisen, vermag sie kein Urteil zu fällen, so nimmt sie doch an, oder weist ab.

Als nun Paulus mit seiner Lehre: Rechtfertigung durch den Glauben, nicht durch Gesetzes Werk, mutig auftrat, — eine Lehre, die bereits Jesus im Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner verkündigte, die aber bis auf Paulus noch von keinem der Verkündiger des Evangeliums so konsequent durchgeführt, so klar und wissenschaftlich bewiesen worden war — ging von der jüdischen Gegenpartei in und außer der Kirche ein Schrei der Entrüstung aus. Der Ketzerhammer ward hoch geschwungen, das: Kreuzige ihn! ward laut vernommen. Durch eine verkehrte Darstellung, eine Karikatur der Lehre des Apostels wurden die Gemüter der Einfältigen erregt. Der freisinnige Tarser, so meinte man, gab da, wo er die bindende Autorität des göttlichen Gesetzes aufhob, die wahre Religion, die gerade im Gesetze der Heiligkeit ihre Kraft findet, der heidnischen Ungebundenheit preis. Eine bequeme, aber ebenso verabscheuungswerte Lehre war es, daß gerade unsere Sünden durch Gottes Gnade uns selig machen, daß ein passiver, unsittlicher Glaube an die Stelle von Tugend und Recht treten sollte, gute Werke für nichts, ja, für Schaden geachtet werden sollten, und alles, was für Israel seit alters heilig gewesen war, mit Füßen getreten wurde.

Paulus verstand diesen Schrei der Entrüstung. Er war nur der Widerhall seines eigenen, früheren Lebens. So hatte er selbst einst

mit Drohen und Morden gegen unschuldige Christen geschnaubt. Er bewahrte darum die Ruhe seiner Überzeugung und stellte der Verleumdung ein Leben entgegen, worin er stets ein gutes Gewissen vor Gott und den Menschen zu bewahren suchte. Nur dann ward er ungeduldig, wenn diese Verleumdung seine Abwesenheit benutzte, um die von ihm unter unsäglichem Kampfe und schwerer Arbeit gestifteten Gemeinden von ihm abwendig zu machen. Aber seine Anschauung verteidigte er gegen jeden, der nicht durch Leidenschaft verblendet war, mit ruhiger Würde und überzeugender Kraft. — Bestritt er auch dem Buchstaben des Gesetzes die Macht, den Sünder zu rechtfertigen, so erkannte er doch nichtsdestoweniger den sittlichen Wert des Gesetzes vollkommen an. Das Recht des Gesetzes, das in seinen Formen ausgedrückte Prinzip der Gerechtigkeit, muß vollbracht werden, und, so schreibt er, es wird in uns erfüllt, die wir nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geiste. Der Sünde abgestorben, sind wir mit Christus auferstanden in der Taufe, um der Gerechtigkeit zu leben. Wer sich auf Paulus beruft, um Tugend und Glaube zu trennen, muß vor dem Inhalte und Geiste seiner Briefe, die so kräftige Zeugnisse gegen die Sünde sind, mutwillig die Augen schließen.

Aber Paulus mußte an Stelle des Gehorsams gegen den Buchstaben, der das Judentum, — besonders seit der letzten zwei Jahrtausende — beherrscht, ein anderes Prinzip setzen, und das ist eben der Glaube, in dem reichen Sinne aufgefaßt, den ihm Paulus, der hierin völlig in Christi Spuren wandelt, zuerkannt hat. Nach der beschränkteren Auffassung des Jakobus, wie sie auch von der katholischen Kirche geteilt ward und noch wird, ist der Glaube die Anerkennung einer außer dem Menschen liegenden Wahrheit. Ihr glaubt, daß ein einiger Gott sei, schreibt Jakobus an die christlichen Synagogen und ihr tut recht daran; die Dämonen glauben das auch und zittern. Natürlich kann ein solcher Glaube nicht rechtfertigen, und er ist tot, solange er nicht durch sittliche Wirksamkeit beseelt wird. Aber einen solchen Dämonenglauben kannte Paulus nicht. Die religiöse Wahrheit war bei ihm so innig mit seinem sittlichen Leben verbunden, daß diese Wahrheit schon selbst nach Jesu Wort ihn frei machte, frei von der Sünde so gut wie vom Gesetz. Der Glaube ist ihm keine verstandesmäßige Einsicht, sondern eine Überzeugung des Gemüts, keine abstrakten Gesetze, sondern ein alles beseelendes Lebensprinzip. So kommt es, daß Paulus zwar den Glauben abhängig macht vom Hören, und das Hören dem Worte Gottes unterwirft, aber dann auch Gehorsam für diesen Glauben fordert, ein Sein und Stehen im Glauben, ein Glauben mit dem Herzen, wie man mit dem Munde bekennt. Was schon bei Henoch und Noah ein Wandeln mit Gott genannt wird, das ist für Paulus das Wandeln im Glauben, nicht im Schauen. Und als Israeliten steht ihm dabei beständig das ehrenwerte Bild eines Abraham vor dem Geiste, dessen ganze irdische Wanderung ein Glaubensleben gewesen war, und dem auch der Glaube an den Herrn zur Gerech-

tigkeit gerechnet wurde, wie der Prophet sagt: Der Gerechte wird seines Glaubens, d. h. durch seinen Glauben, leben.

Legt hier Paulus ein Gewicht auf seine Übereinstimmung mit dem Geiste der alten Heiligen Schrift, in der der Glaube älter ist als das Gesetz, so richtet sich doch sein Glaube vor allem auf den Sohn Gottes, seinen Kreuzestod, seine Auferstehung, seine Herrlichkeit als des Erstgeborenen aller Kreaturen, der sich trotz seiner göttlichen Gestalt selbst bis zum Knechtesdienste erniedrigt hat, und nun zur rechten Hand Gottes sitzt, auf daß aller Kniee sich vor ihm beugen. Aber wie hohen Wert er auch auf diese übermenschliche Größe des Erlösers legt, es sind doch wiederum keine abstrakten und metaphysischen Wahrheiten, die er dem Glauben der Gemeinde aufdrängt, oder aus denen er, wie dies leider spätere Kirchenversammlungen getan haben, ein Glaubensformular macht, das alle nachsprechen müßten. Wo nur als einziges Fundament Christus erkannt wird, läßt er jeden darauf nach eigener Einsicht bauen, stets überzeugt, daß in unserem irdischen Leben unser Erkennen doch nur ein Stückwerk bleibt. Was er als Glaube in der Gemeinde verlangt, ist nicht die Annahme gewisser Lehrsätze über den Erlöser, sondern die geistige Lebensgemeinschaft mit ihm, wodurch Christus das Haupt wird und die Gläubigen seine Glieder. Ein solcher Glaube hat eine außerordentliche sittliche Kraft, wie sie ein geschriebenes Gesetz niemals haben kann, eine Kraft, wie sie bereits Christus in dem Bilde vom Weinstock und seinen Reben ausgedrückt hat, und entfernt zugleich selbst bei der ausgedehntesten sittlichen Tätigkeit alles eigene Verdienst, da es nur die Kraft der göttlichen Gnade in uns ist, die uns aus der Finsternis zum Lichte ruft, daß der Ruhm Gott und nicht den Menschen zukomme. Dieser Glaube gestattet uns also nicht, mit pharisäischem Trotz auf die im Dienste Gottes verrichtete Arbeit zurückzublicken, da es viel eher unsere Aufgabe ist, uns nicht nach dem umzusehen, was hinter uns liegt, als vielmehr uns nach dem zu strecken, was vor uns ist, und nachzujagen nach dem Kleinod unserer Berufung, erneut von Herrlichkeit zu Herrlichkeit nach des Herrn Bild. Wenn Paulus als Gegenstand des Glaubens eine besondere Wahrheit nennt, so ist es die geschichtliche Tatsache des Versöhnungstodes und der Auferstehung, die für die Gemeinschaft mit dem lebenden Herrn ganz unentbehrlich ist. Ohne sie, sagt er, ist unsere Predigt eitel, und ohne sie ist auch euer Glaube eitel.

Ich habe wieder, um die Kraft des Glaubenslebens nach Paulus zu schildern, statt eine Menge Belegstellen anzuführen, lieber seine Grundsätze so kurz und klar wie möglich darzustellen gesucht. Es ist dem Stile des Paulus eigentümlich, diese Grundsätze überall klar ans Licht treten zu lassen, aber seine Beweisführung ist nicht selten dunkel, überladen, oft plötzlich abgebrochen und dann erst später wieder aufgenommen. Sein reicher Geist muß sich eine eigene Sprache schaffen, seine neuen Gedanken müssen sich durch die alten Ausdrucksformen durcharbeiten, wie ein Waldstrom, der sich ein neues Flußbett gräbt.

Dabei wirkt seine Art, sein Herz den Gemeinden, die ihm so nahe stehen, auszuschütten, immer wieder störend auf den logischen Gang seiner Rede. Und diese Herzensergießungen sind kein fremdartiger Bestandteil in der Verkündigung seines Evangeliums. Das Beispiel des Paulus ist zugleich seine Lehre. Es ist keine Anmaßung, sondern der Drang der Liebe, der ihn zu den Gemeinden sagen läßt: Seid meine Nachfolger, gleichwie ich Christi! und zu Richter und König: Ich wünschte vor Gott, daß alle, die mich heute hören, solche würden wie ich bin, ausgenommen diese Bande! Und fragt man Paulus, was er am begehrenswertesten von allem hält, so sagt er es uns mit wenigen Worten: Christus ist mein Leben, und an seiner Gnade lasse ich mir genügen. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.

Brauche ich nun noch zu sagen, was solch ein Glaube in Paulus nicht ist? Keine Gabe des heiligen Geistes, die dem Menschen auf sein Gebet hin oder sogar ohne sein Gebet und Zutun eingeflößt wird; noch weniger das Ergebnis der Wissenschaft, so sehr auch Paulus in dieser zu seiner Zeit und unter seinem Volke sich auszeichnete; und am allerwenigsten ein Sichbücken und Gefangengeben des Verstandes unter eine zwingende Autorität, die Annahme von etwas Ungereimtem, weil es etwa durch ein Wunder eingeführt worden ist. Auf dem Wege nach Damaskus ward Paulus noch kein Gläubiger; sein Unglaube erhielt einen vernichtenden Stoß, aber der lebendige Glaube wurde erst nach und nach, durch Untersuchung, Gebet und Lebenserfahrung stark in ihm.

Und selbst so, mit seinem ganzen inneren und äußeren Leben unabtrennbar verbunden, blieb Paulus Glaube nicht unangefochten. Auf Augenblicke himmlischer Verzückung folgten Augenblicke tiefer Niedergeschlagenheit, auf den Jubelton der vollen Sicherheit bange Zweifel, und auf die freundlichsten Aussichten die bitterste Enttäuschung, bis er am Ende seines langen Lebenskampfes sagen konnte: Ich habe Glauben gehalten! und ihm bei der Bewahrung dieses einen Notwendigen weder die Untreue seiner Freunde, noch die Feindschaft der Welt, ja, selbst der drohende Märtyrertod schaden konnte, denn er wußte, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen, daß nichts ihn scheiden kann von der Liebe Gottes, und konnte nun mit dem Worte Abschied nehmen: Ich weiß, an wen ich geglaubt habe.

Wir folgen dem Faden unserer Betrachtung, wie ihn uns der Apostel selbst in den Worten Glaube, Hoffnung und Liebe an die Hand gibt. Für den, der nicht alles religiöse Gefühl für Schwärmerei hält, wird es nach dem, was bereits gesagt ist, nicht mehr nötig sein, hinzuzufügen, daß Paulus mit Recht und aus inniger Überzeugung und Lebenserfahrung von der Freudigkeit des Glaubens reden darf. Und bemerkenswert ist es, daß er am meisten darüber in seinem Philipperbriefe spricht, wo die freudige Stimmung im Kerker die schwerste Probe zu bestehen hatte. Doch richtet sich Paulus Auge, wenn er von Freude und Glück redet, meist in eine Zukunft, die nur dem Auge des Glaubens sichtbar ist. Hoffen wir, so schreibt er an die Korinther, allein in diesem

Leben auf Christus, so sind wir die elendesten aller Menschen. Er will also, daß auch die Christen sich freuen sollen und sagt: Seid fröhlich in der Hoffnung, einer Hoffnung, die er selbst selig nennt.

Es ist nun einmal so, und die Christen sein wollen, müssen das Christentum nehmen, wie es ist. Das Evangelium hat im Unsichtbaren seinen Grund und in der Ewigkeit seine Kraft. Wer das höchste Ideal des menschlichen Lebens an diese Seite des Grabes stellt, oder von der natürlichen Entwicklung der Welt ihre Vollendung erwartet, steht nicht auf christlichem Boden. Durch die ganze Schrift, aber lauter stets im Evangelium, klingt uns die Stimme entgegen, die dem Christen die Nacht und die Einsamkeit wiederholen, wie die Akkorde der Äolsharfe, durch die das Sausen des Windes spielt: Hier unten ist es nicht! — Das ist auch bei aller Glaubensfreudigkeit des Paulus Anschauung, und wie sehr er auch in seinem Herzen beruhigt ist, wenn die Stürme um ihn toben, diese Ruhe selbst ist das Jagen der Hoffnung nach dem Ewigen und Vollendeten. In Hoffnung sind wir selig geworden, schreibt er, und halten nun dafür, daß das Leiden dieser vergänglichen Welt der Herrlichkeit nicht wert ist, die an uns offenbart werden soll.

Aber wir müssen jetzt etwas näher auf das eingehen, was man heutzutage die Weltanschauung des Paulus nennen würde, da in der Tat unser ganzes sittliches und religiöses Leben mit der Anschauung von dem Bestehenden und seiner Beziehung zu Gott aufs innigste zusammenhängt. Und dann bemerken wir auch hier wieder sofort das, was wir eingangs die Kontinuität des sittlichen Lebens nannten. Was Paulus ist, das ist durch die Kraft des Geistes Gottes aus dem Saulus geboren, und es ist nicht etwas Fremdes in ihn hineingebracht worden.

Das ist um so deutlicher sichtbar, als hier keine vollständige Umwandlung, sondern nur eine Entwicklung nötig war. Ebenso wie Jesu Aussprüche gegen die Sadduzäer ein „veredelter Pharisäismus" genannt werden könnten, so ist es auch mit Paulus. Sein Vertrauen auf Rechtfertigung durch die Werke des Gesetzes hat er ganz aufgegeben, nicht aber seine Erwartung einer Auferstehung der Toten. Und nicht ganz mit Unrecht berief er sich im Hohen Rat darauf: Ich bin ein Pharisäer und eines Pharisäers Sohn, und wegen der Hoffnung und Auferstehung der Toten werde ich angeklagt.

Die jüdische Weltanschauung war eine Weiterentwicklung der altisraelitischen, unter der Leitung der Propheten und beseelt durch die große Messiasidee. Nach dem Grundsatze der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit mußte das Erdreich den Gerechten und Frommen als Erbteil zufallen, und einst die Zeit kommen, in der die Erkenntnis Gottes die Erde erfüllen werde, und kein Leid oder Schade mehr sein würde auf dem ganzen Berge der Heiligkeit Gottes. Diesen Glauben hat das jüdische Volk nie aufgegeben, wohl aber hat es nach und nach einsehen gelernt, daß bei dem gegenwärtigen Zustande der Welt diese Erwartung nicht vollkommen erfüllt werden konnte. Daher machte man die Unterscheidung zwischen dieser Welt und der zukünftigen.

Auch Jesus nimmt sie auf. Er macht sich nicht die Illusion, daß sein Wort diesen vollkommenen Zustand auf Erden bereits verwirklichen werde. Wohl wird das Himmelreich in seinem Blute gestiftet, aber es ist noch immer Spreu unter dem Korn, und Unkraut unter dem Weizen. In der Welt habt ihr Angst, sagt er zu seinen Jüngern, und wenn ein vollkommenerer Zustand zu erwarten ist, so allein in seiner Zukunft.

Auch darin wandelt Paulus völlig in den Spuren seines Meisters, wenn auch ohne seine Worte zum Beweise anzuführen. Auch für ihn ist dieses Leben eine Vorbereitung auf etwas Besseres, der Zustand der Kindheit, der dem des reifen Lebensalters vorangeht, und der gegenwärtige Zustand der kämpfenden Kirche nur ein bescheidener Anfang ihrer zukünftigen Herrlichkeit. Es ist bemerkenswert, wie Paulus Aussichten in die Zukunft in seinen ersten Briefen an die Thessalonicher noch eine stärkere Färbung aufweisen, und all seine Ermahnungen auf der nahen Zukunft des Herrn fußen. Wenn er z. B. die Gläubigen über das Grab derer, die entschlafen sind, tröstet, so hat man Paulus ganz und gar nicht verstanden, wenn man ihm den Gedanken der griechischen Philosophie von einem gesonderten Fortleben der Seele, die ihr stoffliches Gewand ablegt, untergeschoben hat; und man hat seine Vorstellung noch mehr mißverstanden durch die Annahme, daß die Seele aus ihrem geistigen Zwischenzustande am jüngsten Tage zurückkehre, um sich wieder mit ihrem Körper zu vereinigen. Solch ein ewiges Leben, erst ohne und dann mit einem Körper, ist eine Erdichtung der späteren Theologen, die keine Möglichkeit sahen, Unsterblichkeit und Auferstehung auf einem anderen Wege zu vereinigen.

Fassen wir jedoch die Hoffnung des Paulus, wie er sie denen gegenüberstellt, die keine Hoffnung haben, nach seinem eigenen Gedankenkreis auf, so ist es wiederum die zukünftige Zeit, die vollendete Christusregierung, auf die er diese Hoffnung aufbaut. Es ist bei Paulus so wenig wie bei Jesajas bloße Poesie, wenn er an jenem Tage eine ganz neue Schöpfung erwartet, und an die Römer schreibt, die ganze Schöpfung seufze nach der Offenbarung der vollen Herrlichkeit der Kinder Gottes, so daß auch wir in dieser unserer Behausung seufzen. Denn so tief war bei ihm die Überzeugung von der Unvollkommenheit des irdischen Haushaltes durchgedrungen, daß ihm die ganze Natur das Heimweh nach dem Besseren zuflüsterte. Und dieses Bessere drückt er nun mit Bezug auf das Gegenwärtige durch die Hoffnung des ewigen Lebens aus und in Bezug auf die Gemeinschaft mit Christus als die Hoffnung der Herrlichkeit.

Eigenartig ist hierbei die Vorstellung des Paulus vom Menschen als einem nicht zweiteiligen, sondern dreiteiligen Wesen: Geist, Seele und Leib; eine Anschauung, die Jesu fremd ist, die aber mit Paulus Auffassung vom Alten und Neuen, vom zeitlichen und ewigen Leben eng zusammenhängt. Die Seele, nach seiner jüdischen Anschauung das sinnliche Lebensprinzip, ist auch den Tieren eigen, und kommt uns

von unserem ersten Stammvater Adam zu; der Geist ist aus Christus geboren, oder wenigstens nach seinem Bilde durch den göttlichen Lebensgeist beseelt. Darum besteht auch bei Paulus nicht wie bei den Gnostikern, die schon zu seiner Zeit ihre morgenländische Theosophie mit dem Evangelium vermengten, eine Feindschaft des Geistes gegen den Stoff, wohl aber eine Überwindung des geistigen Lebensprinzips über das sinnliche und tierische, das im Leibe sein Organ und im Tode sein natürliches Ende findet.

Diese Gedanken haben sich bei Paulus vor allem entwickelt, nachdem sein Evangelium infolge eines langen Aufenthalts in Korinth mit der griechischen Philosophie in Berührung gelangt war. Für die Griechen war, wiewohl sie an das Fortbestehen der Schatten in der Unterwelt und sogar wohl an eine Geburt zu einem neuen Leben glaubten, eine wirkliche Auferstehung von den Toten eine Torheit. Paulus fühlt, daß mit dieser Anschauung der Glaube der Christen, sowie ihre Hoffnung Schiffbruch leiden muß. Wohl beruht die Auferstehung Christi, als die große Tatsache des Evangeliums, nicht auf Vernunftschlüssen, sondern auf Zeugnissen, aber doch kann Christus da, wo diese Tatsache in ihrer Anwendung auf die in ihm Entschlafenen für eine Ungereimtheit gilt, nicht länger mit vollem Vertrauen als der Erstling derer, die entschlafen sind, angenommen werden. Für einen denkenden Geist wie Paulus beruht der Glaube zwar nicht auf der Vernunft, aber er muß sich doch vor ihr rechtfertigen können, sich ihr gegenüber behaupten. Ebensowenig wie Jesus selbst drängt er jemandem widerspruchsvolle Lehrsätze durch Autorität auf; und verurteilt er auch die Weisheit dieser Welt, die bei Gott Torheit ist, so schreibt er doch auch wieder: Als zu Verständigen rede ich, urteilt selbst, was ich sage.

Von da geht nun Paulus' Verteidigung, seine Apologie der christlichen Lehre von der Auferstehung aus. Wie Jesus selbst, so hält auch er das pharisäische Prinzip fest, aber ohne seine grob-sinnliche Vorstellung. Paulus hat nie, so wenig wie es sein Herr getan hat, die Auferstehung des Fleisches gelehrt, die später zum Schaden der Kirche in ihr Glaubensbekenntnis aufgenommen worden ist. Seine Denkweise wurzelt im Gedanken Jesu: erst wenn das Weizenkorn stirbt, bringt es viele Frucht. Dies Bild vom Weizenkorn braucht er, um zu zeigen, daß etwas ganz anderes gesäet wird als das, was dem Boden entsprießt, und so wird auch der Organismus eines für einen höheren Zustand wiedergeborenen Körpers ganz anders sein müssen, als der für den gegenwärtigen bestimmte. Und hier kommt Paulus nun wieder seine Dreiteilung des Menschen zustatten. Der irdische Leib ist nach Adams Bilde das Kleid oder Organ der Seele, der himmlische wird nach Christi Bild das Organ des Geistes sein. Zu dieser neuen Geburt bedarf es einer Entbindung, einer Lösung der Bande, die uns an die stoffliche Welt fesseln, und doch ist sie auch wieder nicht unbedingt nötig. Bei der Zukunft Christi werden ja die Lebenden in einem Augenblicke verwandelt werden. Paulus selbst

hofft diese Zeit noch zu erleben, also nicht zu sterben. Wenn es ihm vergönnt wird, so wünscht er nicht entkleidet, sondern überkleidet zu werden, auf daß das Sterbliche durch das Unsterbliche verschlungen werde.

So schreibt Paulus in seinem zweiten Korintherbriefe. Wohl hat der Tod für ihn seinen Stachel verloren, weil dieser Stachel die Sünde ist, aber es könnte doch sein, daß dieser König des Schreckens an ihm vorüberginge. Das würde herrlich sein! Doch später sehen wir, wie ihm mehr und mehr diese Hoffnung entsinkt. Und es ist gut so; hat doch der Herr zu ihm gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig. Oft ist ihm in seinem Sinnen über diese Zukunft und die Ewigkeit noch viel düsterer und unerklärlicher zumute, — und gerade darum möchte ich nicht gern aus seinen Worten ein abgerundetes Lehrsystem machen, um es anderen als Glaubensregel aufzudrängen —, aber dieses sein Nichtwissen selbst erhöht seine Seligkeit dereinst. Hier ein Kind, wird er dort erkennen, wie auch er selbst erkannt worden ist; hier in einem schillernden Metallspiegel auf ein Rätselbild schauend, wird er dort sehen von Angesicht zu Angesicht. Auch diese Probe hat Glaube und Hoffnung in Paulus bestanden. Noch im Gefängnis zu Rom ist es sein seliger Ausblick, diesen Leib zu verlassen und bei dem Herrn zu wohnen, und wird sein Blut bald als Sprengopfer vergossen, da die Zeit seines Scheidens nahe ist, so ist der Stern seiner Hoffnung nach mehr als fünfundzwanzig Jahren noch nicht untergegangen. Denn er weiß und versichert es seinem jungen Freunde Timotheus: Die Krone der Gerechtigkeit, die der Herr mir an jenem Tage geben wird, ist mir beigelegt, aufgehoben. Er wird mich von allem Übel erlösen und mich bewahren zu seinem himmlischen Reiche.

Aber der in so hartem Kampfe gewonnene Glaube, und die mit so viel Kraft festgehaltene Hoffnung machen Paulus nicht zu einem Egoisten, der auch in der Religion zu allererst seinen eigenen Vorteil sucht. Wo er die Korinther darüber belehrt, was das Höchste und Beste, das Bleibende und Unvergängliche im christlichen Leben sein wird, da sagt er: Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

Sollte man's dem rasenden Verfolger zutrauen, daß er für so viel Liebe empfänglich wäre? Oder ist es ein neues Lebensprinzip, das durch Christus in ihm geboren wurde? Nicht ganz und gar. Es ist doch die düsterste Seite der religiösen Schwärmerei, daß sie zuerst die Herzen antastet, die für die Liebe geschaffen waren, wie der schärfste Essig sich aus der Frucht entwickelt, die den meisten Zuckerstoff in sich enthält. Der kalte Egoist ereifert sich nicht für das, was ihm keinen persönlichen Vorteil einbringt und haßt und verfolgt keinen, der ihm nicht vor die Füße tritt. Ohne es zu hindern oder Ärgernis daran zu nehmen, läßt er ruhig Gottes Namen lästern und unsterbliche Seelen verloren gehen. Aber das kann ein Saulus nicht über sich gewinnen. Er hat sein Leben und seine Liebe Jehova und Israel

geweiht und greift unter diesem Panier nach dem Schwerte der Verfolgung, weil er die so viel erhabenere Liebe Christi noch nicht kennt. Schande über die Christenheit, die diese Liebe wohl kennt und doch so oft mehr dem Saulus als dem Paulus nachfolgte!

Seine Liebe zu Gott blieb denn auch nach seiner Bekehrung die gleiche; nur ward sie reiner, inniger und zugleich demütiger. Da er durch eigene Erfahrung eine Gnade kennen gelernt hatte, die sich über ihre größten Feinde erbarmt, sprach er später oft mit Feuer und Kraft von der Liebe Gottes und dem Gott der Liebe, ja, unter allen Leiden und in aller Schmach fand er doch stets Grund zum Danken in Überfluß. Aber diese Liebe zum Ewigen richtete sich von nun an vor allem auf Christus, den Sohn der Liebe dessen, der ihn, seinen Verfolger, so unaussprechlich lieb gehabt hatte. Führt Paulus viel seltener, als wir erwarten sollten, besondere Taten und Worte Jesu an, so geschieht es darum, weil er sie nur aus der Überlieferung kennt, während ihm der verherrlichte Christus, als das Ideal der Liebe Gottes, aus selbsteigener Lebenserfahrung vor Augen steht. Sein Name liegt ihm wie auf die Lippen gedrückt, sein Bild ist ihm tief in die Seele eingezeichnet.

Die Liebe Christi dringet uns — das ist also von nun an Paulus Lebensgrund und Streben in und für die Welt geworden, und läßt ihn bald den Wunsch, der irdischen Banden ledig und mit Christus verbunden zu sein, unterdrücken, weil es um der Gemeinde willen noch nötiger ist, im Fleische zu leben. Es ist das Gefühl einer Mutter, deren Herz sich oft nach dem Himmel sehnt, heraus aus allen Sorgen und Kümmernissen ihres Lebens, die aber gerade in solchen Augenblicken das Band um so fester fühlt, das sie mit ihren Kindern verbindet. Rührend ist z. B. im Philipperbriefe das Überströmen des väterlichen Gefühls für die von ihm gestiftete Gemeinde, für die Kinder, die er mit Schmerzen zur Welt gebracht. Und selbst wo ihm, wie in seinen Korintherbriefen, bisweilen ein hartes Wort entfährt, fürchtet er bald, daß es zu hart sein möchte, daß er ihnen einen Schmerz bereitet, den er lieber selbst tragen will. Die vor allem, die den näheren Umgang des Apostels genießen, ein Silas, Lukas und Timotheus, erfahren seine zarte Besorgnis, und wo eine zeitweilige Entfremdung wegen Verschiedenheit der Grundsätze ihn von Barnabas und Markus trennt, ist diese Scheidung selbst schon imstande, ihn bald wieder zu versöhnen.

Aber vor allem in weiterem Kreise, Fremden und Feinden gegenüber, können wir die Liebe Christi in ihm bemerken; und sie ist viel edler, als der frühere parteiische Eifer für sein Volk. Paulus ist auch Mensch. Es entfällt ihm einmal ein hartes Wort, wie damals, als er zum Hohenpriester sagt: Gott wird dich schlagen, du getünchte Wand! Aber nach seinem eigenen Rate geht die Sonne nicht unter über seinem Zorn, und er zieht das böse Wort sofort wieder zurück. Denn Gott ist sein Zeuge, daß er trotz des Hasses und der Verleumdung,

womit sie ihn verfolgen, sein eigenes Leben für seine Brüder nach dem Fleische, für Israel, hingeben möchte. Ja, mit seinem Herrn dehnt er seine Liebe über alle aus, wird den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche, auf daß er beide, Juden und Griechen, für Christus gewönne.

Ich habe von Paulus gesprochen, und ich sollte eigentlich sprechen von seiner Lehre. Aber wer ist dazu ein besseres Beispiel als er selbst? Die Mahnung, einander zu lieben, hat keine Kraft, wenn sie nicht aus einem liebreichen Herzen kommt. Er, der so dachte und so war, hatte auch das Recht, davon zu sprechen, wenn er die Gemeinden zu allem, was gut und lieblich war, zu erwecken suchte. Gewöhnlich tat er dies am Schlusse seiner Briefe. Nachdem er Fragen beantwortet, Schwierigkeiten gelöst, Zweifel geschlichtet und vor allem die Herrlichkeit des Erlösers verkündigt, oder die Kraft der zukünftigen Welt und die überschwengliche Gnade Gottes gerühmt hatte, wird der brausende Strom seines Stils ruhiger. Er hat wie ein Vater unter seinen Kindern für jedes noch ein Wort, den Betrübten zur Ermunterung und den Verfolgten zum Troste, aber vor allem ein Wort der Liebe. Ermahnt euch untereinander und bauet einer den anderen. Traget die Schwachen, seid geduldig gegen jedermann. Sehet zu, daß keiner Böses mit Bösem jemand vergelte, sondern allezeit jaget dem Guten nach, beide, gegeneinander und gegen jedermann. Seid allezeit fröhlich, betet ohne Unterlaß, seid dankbar in allen Dingen, und der Gott des Friedens heilige euch durch und durch.

Doch statt noch mehr Stellen anzuziehen, die ja jeder in Paulus Briefen selbst nachlesen kann, will ich nur noch das bemerken. Selbst die christliche Liebe, ihrem Ursprunge nach so rein und himmlisch, kann gefährlich sein. Die Geschichte aller Jahrhunderte, vor allem der frommen Gesellschaften und schwärmerischen Vereinigungen bieten dazu Belege, über die wir den Schleier werfen müssen. Aber der ganze Apostelkreis, und namentlich auch Paulus, zeichnet sich in dieser Hinsicht durch ein rein sittliches Gefühl aus und nicht minder durch einen praktischen Geist, der die religiöse Erweckung hindert, in weiche Sinnlichkeit überzugehen. Wenn selbst in der ersten Gemeinde etwas Menschliches und Unreines vorhanden war, so wurde es wenigstens nicht durch den Schild einer geistlichen Liebe gedeckt. Als eine Probe dieses reinen, sittlichen Sinnes nenne ich nur die unnachahmlich schöne Beschreibung der Liebe in dem Kapitel, dessen letzte Worte wir als Kennwort über unsere Darstellung setzten. Es ist die wahre Liebe des Glaubens, die ihrem Ursprung aus Gott nie untreu wird: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich allen Glauben hätte, also, daß ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze. Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, sie treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht, sie stellt sich nicht un-

gebärdig, sie läßt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich aber der Wahrheit; sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Und wenn auch Weissagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden und die Erkenntnis aufhören wird — die Liebe höret nimmer auf.

Es ist ein Wort, das aus tiefem Nachdenken und reicher Menschenkenntnis hervorging, wenn Paulus an den Schluß dieser herrlichen Ausführung als Endergebnis den Satz hinzufügt: Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen. Dies Wort gehört zu den Aussprüchen, die nur einmal laut genug gesagt zu werden brauchen, um für alle Zeiten das bleibende und unverlierbare Besitztum der Menschheit zu sein. Denn dieses schöne Kleeblatt, Glaube, Hoffnung und Liebe, entspricht dem dreifachen Bedürfnisse des Menschen: dem Bedürfnis der Wahrheit, des Glückes und der Tugend, durch die allein Verstand, Herz und Gemüt befriedigt werden können.

Die höchste Wahrheit kennt der Mensch nur durch den Glauben; das Glück, das ihn allein ganz befriedigt, liegt in der Hoffnung; und die reinste Tugend, für die er empfänglich ist, wurzelt in der Liebe. Solange diese drei Schirmengel die Christenheit leiten, findet sie an Abgründen hin und über Schneeberge, ja, in der dunkelsten Nacht und im entsetzlichsten Unwetter ihren Weg. Und selbst wenn der Fuß des Glaubens wankt, und das Auge der Hoffnung sich trübt, wird ihm noch die Liebe bleiben, die von diesen dreien das Größte ist, weil sie allein auf Erden und im Himmel die gleiche und ewig, wie Gott selbst, ist.

Zum Schluß noch ein Wort über den Rang, den Paulus mit seinem Evangelium und seiner apostolischen Tätigkeit in der ersten Entwicklung der christlichen Kirche bekleidet.

Da ihre echten Urkunden uns davon eine so klare Vorstellung geben, war es wahrlich nicht nötig, eine künstliche Geschichte des Urchristentums zu erdichten, wobei die Petrus- und die Paulspartei um das ausschlaggebende Ansehen kämpfen müssen, bis endlich Paulus oder seine Nachfolger das ursprüngliche Judenchristentum überwinden und verdrängen. Wer die großen Tatsachen der Geschichte ableugnet, wird sich wohl mit einem historischen Roman begnügen müssen. Aber nehmen wir dann wieder die apostolischen Schriften zur Hand, wie einfach und klar liegt darin die Wahrheit vor uns! Das eine haben wir von der freieren Auffassung der Schrift gelernt, — aber das war schon zu den Zeiten eines früheren Geschlechtes —, daß die dogmatische, katholische Einheit eines Lehrbegriffs in der Bibel und selbst im apostolischen Evangelium nicht gefunden wird. Hätte der heilige Geist Evangelienbuch und -brief diktiert, und wäre so alles buchstäblich Gottes Wort, so würde es anders ausgefallen sein — anders, und doch nicht besser, weil es die Freiheit des Geistes an neue Schlösser legen würde. Aber das ist eine Erdichtung späterer Jahrhunderte. Die Apostel und Evange-

listen der ersten Zeit geben uns die freie Aussprache des Herzens und eine der Entwicklung und dem Wirkungskreise eines jeden entsprechende eigene Darstellung des göttlichen Evangeliums. Wer eine nach allen Seiten hin geschlossene Dogmatik geben will, die er aus Jakobus und Paulus, Petrus und Johannes zusammenstellt, wird als Frucht von all seiner Arbeit schließlich nichts anderes zuwege bringen, als eine bunte Mosaik ohne Einheit, Klarheit und Kraft. Eines jeden Denkweise muß besonders in ihrem Ursprunge, Zusammenhang und ihrer Lebenskraft aufgefaßt werden. Aber diese Verschiedenheit ist darum noch kein Widerstreit. Ist Jakobus in seinem Rechte bei seiner Auffassung von Werken und Glaube, so ist es Paulus ebensogut. Der eine entwickelt aus dem reinen Mosaismus dieselben sittlichen Prinzipien, die der andere dem entarteten pharisäischen Judentum kraftvoll entgegenhält. Jeder verwendet dabei auch die eigenen Worte in einer anderen Bedeutung. Und so ist es durchgängig. Der wissenschaftlich gebildete, tiefsinnige Paulus mußte wohl anders sprechen und schreiben als der erste galiläische Apostelkreis. Aber gerade dadurch war er des Herrn auserwähltes Rüstzeug, der das Evangelium über den Hellespont bringen und die christliche Kirche ganz von Jerusalem losmachen sollte. Der morgenländische Spruchstil geht bei Paulus zur philosophischen Beweisführung der Griechen über, aber ohne seinen östlichen Ursprung und seinen Zusammenhang mit der wahren Religion früherer Zeit je zu verleugnen.

Und so bleibt des Paulus Evangelium im Grunde das gleiche wie das aller Apostel. Er selbst weist den Anspruch, etwas anderes zu sein als einer der Diener, durch die wir gläubig geworden sind, weit von sich. Dieser Glaube ruht ganz in Christus und durch ihn auf dem Worte Gottes, das von Anfang der Welt war. Nicht nur, daß er stets alles auf die Person des verherrlichten Erlösers zurückführt und in seine Fußstapfen tritt, um verlorene Sünder mit Gott zu versöhnen, sondern es ist auch kein religiöser Gedanke von irgendwelcher Bedeutung in der Lehre des Paulus, dessen ersten und einfachsten Ausdruck wir nicht bereits von den Lippen Jesu vernommen hätten. Hierauf wollte ich besonders den denkenden Leser aufmerksam machen, weil es oft selbst von befugten Beurteilern verkannt oder doch unterlassen wird; und ebenso darauf, daß Paulus klarer Blick auch die Unvollkommenheit seiner Erkenntnis wie auch den Mißbrauch seiner Gedanken vorausgesehen hat. Von dem allen konnte ich nur flüchtige Hinweise geben. Mögen sie euch, liebe Leser, den Weg in die paulinischen Schriften zeigen, worin noch so manche Dinge „schwer zu verstehen" sind. Und ihr werdet nicht das gedrechselte Lehrsystem darin finden, was später von den aus dem Zusammenhang gerissenen Worten des Apostels aufgebaut worden ist, sondern im Gegenteil die Ausführung des letzten Willens des Herrn, in dem Worte der Versöhnung zwischen der alten jüdischen und heidnischen Welt, bis zu einer neuen Schöpfung in Christus Jesus.

—*—

IX

Der Hebräerbrief
Das Evangelium, ein neuer, ewiger Bund

Wenn Gott sagt: „Ein Neues," macht er das erste alt. Darum, dieweil wir empfahen ein unbeweglich Reich, haben wir Gnade. Hebr. 8, 13a. 12, 28a.

Habt ihr nie einen Brief erhalten, dessen Schrift und Ton, Stil und Inhalt euch anfangs so fremd anmutete, daß ihr ihn mißmutig beiseite legtet, in dem aber doch etwas war, das euch nötigte, ihn wieder zu lesen, da in ihm mehr war als in so manchem anderen, der einem helleren zwar, aber auch flacheren Wasser glich? So ist es mit dem Briefe an die Hebräer. Es mutet uns manches fremd an. Schon an seiner äußeren Form vermissen wir Überschrift und Unterschrift, von denen besonders die erste sonst ein stehendes Merkmal aller apostolischen Briefe ist. Wer ist denn dieser tiefsinnige Schriftsteller? In unserer Bibel steht kurzweg der Name des Paulus als Verfasser, aber die alte christliche Kirche sprach hier diesen Namen nur vermutungsweise aus, und der Schriftsteller selbst spricht von dem apostolischen Geschlechte als von denen, die den Herrn gehört und uns sein Wort bezeugt haben, Lehrer, die uns das Wort Gottes gesagt haben, deren Wandel und Lebensende bereits als Vorbild aufgestellt wird (2, 3; 13, 7). Und die hebräischen Christen kann er schon an die vorigen Tage erinnern, in denen sie, nachdem sie erleuchtet waren, einen großen Kampf des Leidens erduldet haben, weshalb es nicht nötig ist, die Lehre vom Anfang christlichen Lebens vor ihnen zu wiederholen (10, 32; 6, 1).

Ist also der Briefschreiber kein Apostel wie Paulus, so ist er auch sicher nicht aus der Schule Gamaliels, wie jener, sondern hat sich die Kenntnis der Heiligen Schrift nach der griechischen Übersetzung angeeignet. Mit einem Worte, er ist ein jüdischer Gelehrter der alexandrinischen Schule, wie es sicher nicht viele in der ersten Gemeinde gab, weshalb ich immer noch, sofern man hier überhaupt etwas mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit behaupten kann, mit Luther den beredten und gelehrten Apollos für den Verfasser halten möchte. Der einzige Einwand gegen diese Annahme, wie Apollos mit den hebräisch sprechenden Christen in Beziehung treten konnte, wiegt in meinen Augen nicht schwer, da für jeden Juden Jerusalem wie eine Mutter war, die er

von Kindheit an zu besuchen pflegte, so daß denn auch die Alexandriner daselbst eine eigene Synagoge besaßen (Apostelgesch. 6, 9).

Aber diese alexandrinische Gelehrsamkeit ist, rund herausgesagt, nicht nach unserem Geschmacke. Finden wir bei Paulus nur hier und da eine allegorische Ausdeutung, die aus Namen und Anklängen etwas ableitet, was wir durchaus nicht darin finden können, so findet dieser Schriftsteller so viel im Alten Bunde — in der Stiftshütte und im Opfer, in Melchisedek, Moses und Aaron —, daß wahrlich ein starker, oder vielmehr ein blinder Glaube dazu gehört, um das alles nur so aufs Wort hin anzunehmen. Selbst der zufällige Umstand, daß im Griechischen Bund und Testament mit demselben Worte bezeichnet werden, ist in die Breite gezogen worden.

Von Logik müssen wir gänzlich absehen, um uns diese Beweisführung anzueignen. Und doch, wenn wir diesen Brief eben gerade verdrießlich aus der Hand legen möchten, fällt unser Blick wieder auf einen so herrlichen Gedanken, einen so kräftigen, feurigen Gefühlsausbruch, daß wir ihn nicht loslassen können. Was dünkt euch, liebe Leser, wenn wir einmal die Wahrheit selbst, von dem Kleide, in das sie gehüllt ist, reinlich trennen und die Beweise beiseite liegen lassen würden, durch die sie Apollos seinen Zeitgenossen empfehlen zu müssen glaubte? Nicht, als ob er diese Beweise in dem Bewußtsein, daß sie falsch und kraftlos wären, nach seinem Gutdünken modelte; nein, er war von Jugend auf an diese Art der Beweisführung gewöhnt und hatte selbst ihre Stichhaltigkeit erfahren. Und im Grunde genommen, wenn auch die Erzväter nicht an das himmlische Jerusalem, noch Moses an die Schmach Christi gedacht hatten, wenn auch weder Melchisedek in der Geschichte, noch die Stiftshütte in ihrer ursprünglichen Bedeutung das waren, wozu sie der Verfasser machte, so liegt doch in dieser Bilderssprache eine tiefe Bedeutung, und das Gesetz war nach Gottes Ratschluß über die Menschheit ein „Schatten der zukünftigen Güter".

Aber ich möchte erst einmal sagen, wie ich mir den Ursprung und Zweck dieses Briefes, der mir nach vielen Jahren der Beschäftigung mit ihm immer teurer wird, vorstelle, und ich überlasse es dann meinen Lesern, ob sie diese Ansicht mit mir teilen können.

Das Christentum ist nicht vom Himmel gefallen. Es ist die geschichtliche Entwicklung der israelitischen Religion, aber ebenso wie der Tag sich aus der Morgenstunde, und der Morgen sich aus der Dämmerung entwickelt: durch das Licht aus der Höhe. Jesus hatte im vollsten Sinne des Wortes Gesetz und Propheten erfüllt. Ein Teil Israels, der das Gottesreich erwartete, fiel ihm mit Begeisterung zu. Aber darum waren sie noch nicht das, was ein Jude heutzutage ist, wenn er ein Christ wird. Die jüdische und heidnische Kirche standen in den ersten vierzig Jahren bis zur Verwüstung Jerusalems noch schwesterlich, wenn auch nicht ohne Mißtrauen und sogar nicht ohne starke Zurückhaltung seitens des judenchristlichen Teiles nebeneinander. Jakobus, der Bruder des Herrn, leitete die judenchristlichen Syna-

gegen viele Jahre lang im Geiste des „vollkommenen Gesetzes". Doch als der jüdische Fanatismus auch ihn nicht verschonte, und fast gleichzeitig der grausamste der römischen Kaiser das Haupt des Paulus zum Fallen brachte, war die junge Kirche in großer Gefahr. Aber während aus dem fernen Osten die kräftige Stimme des Petrus über des Paulus Arbeitsfeld erschallte, ließ aus dem Westen, vielleicht aus Korinth, Apollos die seine auf dem Arbeitsfelde des Jakobus hören.

Und allerdings war es an der Zeit. Das Geschlecht, das Jesum gekannt und willig sein Kreuz auf sich genommen hatte, starb aus. Denen, die von den Aposteln das Evangelium empfangen hatten, fehlten nun die Führer. Ein zweites, im Christentum aufgewachsenes Geschlecht, das aber zugleich noch von ganzem Herzen israelitisch war, fing bereits an, den Besuch der gemeinsamen Gottesdienste zu vernachlässigen. Manche, die doch ehedem auch von dem heiligen Geiste berufen worden waren, waren bereits ganz abgefallen. Je mehr Jahre die Hebräer von Christi herrlicher Erscheinung trennten, desto mehr zog auch die Pracht des jerusalemischen Tempels, der Glanz der nationalen Feste und Feierlichkeit der Opfer ihre Gemüter an. Aber Apollos, der bei den Alexandrinern schon früh gelernt hatte, eine andere, noch höhere Bedeutung in den Symbolen des Alten Bundes zu suchen, zeigte ihnen, wie die Christen nichts verloren, vielmehr alles dafür gewonnen hätten. Der Schatten der himmlischen Dinge im Tempel und Opfer geht wohl rasch vorüber, aber das Wesen dieser Symbolik und der Endzweck des Gesetzes bleibt: An die Stelle Sinais tritt Gethsemane, und an die des irdischen tritt ein himmlisches Jerusalem.

Es liegt, man könnte sagen, etwas Paulinisches in diesem Gedanken, der einen Anschluß an den freisinnigen Heidenapostel rechtfertigen könnte, aber es ist doch auch wieder etwas ganz Eigenartiges in diesem Briefe. Jakobus und Paulus lehren beide gleichsam an der Türe der Synagoge, Jakobus, indem er das Sittengesetz Israels durch den Glauben an Christus heiligt, Paulus, indem er diesen Glauben vom Zwang des formellen Gesetzes frei macht. Aber unser Schriftsteller hat mit der Synagoge und der pharisäischen Werkheiligkeit wenig zu schaffen. Es ist nicht die Synagoge, sondern der Tempel, über den er Christus erhebt. Bei ihm ist der Zweck der Religion von Anfang an: Heiligung, Vollendung, Annäherung des Menschen an Gott. Sie hat ihren Grund in dem Bunde zwischen Gott und Mensch. Das ist Israels Ruhm, und die Versöhnung des Menschen die hohe Bedeutung seines Gottesdienstes. Aber nun ist dieser Gottesdienst dem Verschwinden nahe, und Christus, der Mittler eines neuen, ewigen Bundes, tritt an seine Stelle als Versöhner der Sünde. Selig, der sich nicht an ihm ärgert! — Denselben doppelten Kampf, erst gegen Lehre und Gesetz, später gegen den Opferduft der Zeremonien der alten Kirche, hatte später die Reformation zu führen. Ein jüngeres Geschlecht, das nicht mehr beseelt war von der ersten Begeisterung der Reformation,

fühlte sich immer wieder durch die äußerliche Pracht und die poetischen Geheimnisse der alten Kirche angezogen.

Durchlaufen wir noch einmal flüchtig den Brief an die Hebräer, um uns nur hier und da einmal einen Augenblick bei einzelnen Perlen von großem Werte zu verweilen.

Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und auf mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzt hat zum Erben über alles. Das ist der Ausgangspunkt, die feierliche Einleitung dieses Briefes, der uns unwillkürlich an die rührenden Worte im Gleichnis von den bösen Weingärtnern erinnert: Meine Knechte haben sie mißhandelt und getötet, vor meinem Sohne werden sie sich scheuen.

Gott hat gesprochen. Das ist die Grundlage der israelitischen so gut wie der christlichen Religion und das Band zwischen beiden. Nicht nur, daß Gott in der Natur und in des Menschen Herz gesprochen hat, sondern es gab auch einige besonders Auserkorene, die Dolmetscher der Gottheit wurden, bis der Sohn Gottes das letzte, alles entscheidende Gotteswort zunächst für Israel und dann für die ganze Welt werden sollte. Wenn man das ebengenannte Gleichnis noch einmal liest, wird man finden, daß auch der Briefschreiber des Hebräerbriefs nur Jesu eigene Erklärung weiter ausführt, die ja eine ungeheure Anmaßung bedeuten würde, wenn sie nicht die Wahrheit wäre.

Da sich nun die Juden eines durch Vermittelung der Engel verkündigten Religionsgesetzes rühmten, so erhebt der Schriftsteller, wie es Jesus in den Bildern von seiner Zukunft selbst tut, den Sohn hoch über sie und sein Wort über das ihrige, während er schon jetzt seine Erniedrigung bis ein wenig unter die Engel dadurch erklärt, daß der Sohn Gottes allein dadurch, daß er ein sterblicher Mensch ward, den Tod überwinden und seine Sklaven wahrhaft frei machen konnte.

Im steten Rückblicke auf das alte Gesetz und den gefeierten Namen eines Moses stellt er dann auch diesen als den Hausverwalter unter den Sohn, wie er die Engel für Dienstknechte, die ihm untertan sind, erklärte. Diese Erinnerung an Moses und den ersten Bund versetzt den Schriftsteller mit seiner Einbildungskraft noch einmal in die Wüste. Wie entsetzlich war das Urteil wegen der Schändung des Bundes Gottes, der Eid des Allerhöchsten: „Sie sollten zu meiner Ruhe nicht kommen." Und doch war das gelobte Land die wahre Ruhe Gottes, der ewige Sabbat des Schöpfers noch nicht. Diese liegt am Ende der Pilgerfahrt der Gläubigen. Es ist noch eine Ruhe — eigentlich eine Sabbatfeier — vorhanden dem Volke Gottes. So laßt uns nun Fleiß tun, einzukommen zu dieser Ruhe. Heute — das ist der Tag der Bekehrung — heute, so ihr seine Stimme hören werdet, so verstocket eure Herzen nicht!

Hören wir hier nicht sofort eine ganz andere Art der Beweisführung, als wir sie bei Paulus gewöhnt sind? Er ist nicht der scharf-

sinnige Schriftgelehrte, der Schritt für Schritt erobernd gegen den Feind vordringt, sondern der Enthusiast, der jedes Wort und jedes Bild der alten Heiligen Schrift mit neuem Leben beseelt.

Das folgende (4, 14 f.) schildert den Christus als den Hohenpriester des Neuen Bundes nach der innigen Überzeugung des Verfassers, daß alles, was in der israelitischen Religion symbolisch ausgedrückt wurde, in Christus zur Vollendung gebracht ist, daß Schatten und Sinnbild zu Wesen und Wahrheit wurde. Das Gesetz hat kein Ding vollendet, zu seiner höchsten Entwicklung und Vollkommenheit gebracht. Das ist sein Ausgangspunkt, und er weist das zuerst nach an der levitischen Priesterschaft, die ebensowenig die älteste, wie die für alle Zeiten auserkorene war. Er beruft sich dabei auf den bekannten hundertundzehnten Psalm, der von den Schriftgelehrten selbst für messianisch erklärt wird, und womit Jesus sie schließlich zum Schweigen brachte. Der unter dem Bilde Melchisedeks angekündigte Priesterkönig steht als Priester in Ewigkeit und sitzend zur Rechten Gottes über Aaron. Für seine eigenen Sünden hatte er nicht zu opfern, während er doch Mitleiden mit unserer Schwachheit haben kann, da er in allen Dingen versucht ward gleich wie wir. Bemerkenswert ist dabei, daß Jesu Opfer, durch das er sich selbst zum Hohenpriester heiligte, nicht auf Golgatha, sondern bereits in Gethsemane dargebracht wurde, wo er in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Tränen geopfert hat, und wiewohl er Gottes Sohn war, doch an dem, das er litt, Gehorsam gelernt hat. Eine ergreifende Schilderung! Der einsame Ölbergarten in der Nacht, das Allerheilige, in dem der Hohepriester des Neuen Bundes Gebete und Tränen opfert, um ganz und gar geheiligt wieder zu seinem Volke zurückzukehren, das er mit Gott versöhnen soll. Das waren Dinge, die die Christen bereits bei ihrem ersten Eintreten in die Gemeinde hätten begreifen müssen: die Bekehrung von toten Werken, den Glauben an Gott und seine Gnade, die zweierlei Taufe durch Wasser und Geist, Auferstehung und Gericht. Wer dies teuere Wort einmal verstanden und den heiligen Geist empfangen hatte, und doch noch abfallen konnte, der hatte den Sohn Gottes wiederum gekreuzigt und für Spott gehalten.

Aber der Verfasser versieht sich zu seinen Lesern eines Besseren. Die Hoffnung auf Christus ist ihm der Anker der Seele. Er fährt darum in seiner Gegenüberstellung des Alten und Neuen fort. Der neue durch Melchisedek im voraus angedeutete Hohepriester setzt auch neue Opfer und ein neues Gesetz voraus, mit einem Worte: einen ganz anderen Bund. So ist denn auch Jesus als der heilige, ewig bleibende Priesterkönig der Bürge eines besseren Bundes geworden. Und dieser Gedanke ist keine Gotteslästerung, wie die jüdischen Eiferer meinten, die in falscher Schwärmerei für die Vollkommenheit und Unvergänglichkeit des mosaischen Gesetzes eintraten. Denn Jeremias selbst spricht in Gottes Namen beim ersten Untergang von Stadt und Tempel: Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit

dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund machen. Nicht wie der Bund gewesen ist, den ich mit ihren Vätern machte, da ich sie bei der Hand nahm, daß ich sie aus Ägyptenland führte, welchen Bund sie nicht gehalten haben, und ich sie zwingen mußte. Sondern das soll der Bund sein, den ich mit dem Hause Israel machen will nach dieser Zeit, spricht der Herr: Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein; und wird keiner den anderen lehren: Erkenne den Herrn! sondern sie sollen mich alle kennen, beide, klein und groß. Denn ich will ihnen ihre Missetat vergeben und ihrer Sünde nimmermehr gedenken. — Herrliche Prophetie des Gottesreiches aus den Tagen des tiefsten Elendes Israels! Mit Recht schließt hieraus unser apostolischer Schriftsteller, indem er nun seinerseits wie ein Prophet die Hand ausstreckt über das sinkende Jerusalem: Indem er sagt: „Ein neues", macht er das erste alt. Was aber alt und überjahret ist, das ist nahe bei seinem Ende.

Wir übergehen wieder die Einzelheiten des Opferdienstes, die für uns unmöglich die Wichtigkeit und die Beweiskraft haben können, die sie für Israel besaßen, stehen aber doch noch einen Augenblick bei einem Gedanken still, der unsern Brief von allen paulinischen bestimmt unterscheidet. Paulus stellt stets die Rechtfertigung, unser Schriftsteller die Heiligung in den Vordergrund, und wiederum ist der erstere dabei mit seinen Gedanken in der Synagoge, wo das Gesetz entrollt wird, der letztere auf dem Tempelvorhof, wo das Opfer angezündet wird. Das hat auch einen unverkennbaren Einfluß auf beider Anschauung von Jesu Versöhnungstod. Der Herr stirbt als das zur Vergebung der Sünden nötige Opfer, wie er selbst gesagt hat; aber bei Paulus ist es mehr die Sünde als Schuld, die durch eine Rechtfertigung gedeckt wird, die aus Gott ist durch den Glauben an Christus, hier dagegen ist die Sünde ein Fleck, der entfernt werden muß, da das Blut Christi als das eines fleckenlosen Opfers das Gewissen von toten Werken reinigt, um dem lebendigen Gott zu dienen. Die sittliche Erneuerung und Wiedergeburt also, die Paulus noch mehr an die Auferstehung Jesu knüpft, wird hier bereits in seinen Gehorsam und sein heiliges Leben und Sterben verlegt.

Nachdem er seine Leser noch einmal daran erinnert hat, daß der neue, von Gott gestiftete Bund vollkommene Vergebung in sich schließt, die alle weiteren Opfer unnötig macht, ermahnt endlich unser Schriftsteller die Hebräer in seiner herzlichen und kräftigen Schreibweise: Lasset uns halten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken, und lasset uns untereinander unser selbst wahrnehmen und nicht verlassen unsere Versammlung (Synagoge), wie etliche pflegen, sondern untereinander ermahnen, und das um so viel mehr, so viel ihr sehet, daß sich der Tag nahet. Denn so wir mutwillig sündigen, nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit empfangen haben, haben wir fürder kein ander Opfer mehr für die Sünden, sondern ein schrecklich Warten des

Gerichtes. Ihr habt schon einen großen Kampf des Leidens erduldet. Noch über eine kleine Weile, so wird kommen, der da kommen soll und nicht verziehen. Dann wird der Gerechte des Glaubens leben.

Der Glaube — ihn hatte Apollos fast noch gar nicht genannt, und doch war sein ganzer Brief die feurige Rede eines Gläubigen gewesen, der der Lauheit und Mutlosigkeit vieler seiner Glaubensgenossen entgegentritt. Aber er hatte auch nicht wie Paulus diesen Glauben nötig, um ihn als ein rechtfertigendes Prinzip den guten Werken gegenüberzustellen. Die mehr humane alexandrinische Schule kannte die pharisäische Werkheiligkeit, diese Abrechnung mit dem himmlischen Richter, nicht, wogegen Paulus den Schild des Glaubens erhebt. Aber ebensowenig macht Apollos — wenn wir den Verfasser so nennen dürfen — mit Jakobus den Unterschied zwischen Glaube und Sittlichkeit, oder kann sich einen Glauben denken, der mit dem Zittern der Dämonen etwas zu tun hat. Nein, wiewohl er sicher Jesum nie gehört oder gesehen hat, so kommt doch seine Auffassung vom Glauben der des Heilands vielleicht am allernächsten. Es ist bei ihm die ursprüngliche Beziehung des Menschen zu einer höheren, unsichtbaren Welt, und darum die Wurzel aller Religion, die Seele aller wahren Lebenskraft, älter als die Prophetie, älter als das Gesetz, älter selbst als die den Erzvätern zuteil gewordene Verheißung. Gott hat gesprochen, das war sein Ausgangspunkt gewesen. Wer zu Gott kommt, muß glauben, das ist der Ruhepunkt, zu dem er am Ende kommt. Die Hoffnung auf das Zukünftige und die Liebe zu dem Unsichtbaren sind beide in diesem Glauben inbegriffen. Und auch darin wahrt er die ursprüngliche Einheit des Alten und Neuen Bundes. Es ist nicht der besondere Glaube an Jesus als den Christus, den er meint, denn das setzt doch bereits ein höheres religiöses Prinzip voraus nach Jesu eigenen Worten: Glaubet ihr an Gott, so glaubt auch an mich!

Und so kommt es, daß unser Schriftsteller nicht nur, wie Paulus und Jakobus, bis auf Abraham als den Vater der Gläubigen zurückgeht, sondern seine schöne Bildergalerie mit dem ersten Märtyrer der Sünde, mit dem frommen Abel, eröffnet, um dann weiter durch Noahs Arche und die Zelte der Erzväter hin bis zur jüngsten Geschichte Israels die Kraft des Glaubens zu schildern. Schon um dieses einen Kapitels willen würde mir der Hebräerbrief ein kostbares und unentbehrliches Denkzeichen des apostolischen Zeitalters sein. In ernstem Schweigen ziehen sie da an uns vorüber, diese Geschlechter der Vorzeit, die Gott gekannt haben, sie alle groß einzig und allein durch ihren Glauben. Und wir fühlen, wie der beredte Schriftsteller, ein würdiger, wenn auch in der Fremde geborener Nachkomme solcher Väter, nicht in Gesetz oder Tempel, sondern allein in das unveräußerliche Erbe der Väter seinen Ruhm setzt: den Glauben an den einen, ewigen, unveränderlichen Gott, der denen allen, die ihn lieb haben, die Treue hält bis in Ewigkeit. Dieser Glaube ward aus einer früheren Welt in der Arche bewahrt. Er geleitete Abraham, Isaak und Jakob in den Jahren ihrer Fremd-

lingschaft — ein Ausdruck, den der Verfasser so feinsinnig anwendet, um das Heimweh der Gläubigen nach der ewigen, himmlischen Heimat zum Ausdruck zu bringen. Jakobs Sterbebett und Josephs Ende weisen noch mit festem Glauben auf eine bessere Zukunft hin. Und von Moses an, der um der Schmach seines Volkes willen das Leben am Königshofe aufgab und im Hinblick auf den Unsichtbaren stets treu aushielt, bis zu den Märtyrern der Makkabäerzeit schöpfen sie alle ihre Kraft aus dem Glauben.

„Aber was fehlt dann dieser alten Religion noch?" würde der Israelit fragen können, „wozu mußte dieser Jesus kommen, um zu ändern, was uns Moses gegeben hatte?" Weil, so lautet die Antwort, der Glaube der Väter sich stets auf eine bessere Zukunft richtete, auf eine Vollendung des Reiches Gottes auf Erden. Weil auch der Glaube so gut wie der Gottesdienst und das Religionsgesetz ihre Vollendung erst in Jesus finden sollten, als dem obersten Führer und Vollender des Glaubens, der statt der Freude das Kreuz getragen und die Schande verachtet hat und nun sitzt zur Rechten des Thrones Gottes. Der Gläubige, umringt von dieser Wolke von Zeugen und von diesem Führer geleitet, hat dann nur seinen Lauf mit geduldiger Ausdauer zu vollenden und abzulegen alle Last und die Sünde, die uns so leicht in ihren Netzen verstrickt. In der Nachfolge Jesu, der uns mit dem Kreuz beladen vorangeht, wundere sich dann auch niemand über die Schmach einer Welt, in der Gott gerade die, die er lieb hat, prüft und züchtigt.

Mit einer letzten Gegenüberstellung des Alten und Neuen für seine judenchristlichen Leser geht dann dieser Brief zu Ende. Dort sehen wir den Sinai, mit Wolken und Dunkel umhüllt, von dem herab unter Blitzen und Posaunenton das Gesetz redet, so daß selbst Moses, der Mittler des Alten Bundes, seine Furcht und sein Beben eingestehen muß. Hier aber sehen wir ein geistliches Zion, auf dem das himmlische Jerusalem sich erhebt, die Stadt, die einen Grund hat, deren Künstler und Baumeister Gott ist. Die Geister der Gerechten aus der Vorzeit, die Erstgeborenen dieser Erde, wohnen darin und aller Haupt, nicht mit Schrecken und Beben, sondern voll erbarmender Liebe, Jesus der Mittler des Neuen Testamentes. So hat Gott das Wort der alten Prophetie erfüllt: Noch einmal will ich nicht nur die Erde, sondern auch den Himmel bewegen. Einmal noch, aber dann auch nicht mehr. Was dann nach dieser gewaltigen Erschütterung gegründet ward, ist ein unbewegliches Königreich. Jesus Christus, gestern und heute, und derselbige in Ewigkeit. Denn schon hatte die Kirche ein Gestern, auf das sie mit Entzücken zurückschauen konnte, und ein Heute, das sich über die Völker ausdehnte; der jüdische Schwärmer mochte für den Augenblick meinen, daß sie kein Morgen haben würde — dem Sohne Gottes gehört die Ewigkeit!

Ich muß hier eine andere Ordnung einhalten als sonst, weil ich es hier nicht mit der scharf umrissenen Gestalt einer Persönlichkeit, son-

dern mit einer Schrift zu tun habe, deren Ursprung einigermaßen unsicher ist. Dabei hat der Hebräerbrief mit dem Römerbriefe das gemeinsam, daß man ihn als eine fortschreitende Abhandlung bezeichnen könnte, wenn wir nur nicht gerade eine streng logische Ordnung und die charakteristische Form unserer Abhandlungen erwarten. Unser Verfasser hat wohl gewisse Beziehungen zur judenchristlichen Synagoge, von der die Geschichte nichts berichtet. Er hofft mit Timotheus, der aus seinem Gefängnis entlassen worden ist, die Christen Palästinas binnen kurzem zu sehen. Er hat auch Berichte über sie empfangen, die ihn eine Abschwächung ihres ersten Eifers befürchten lassen. Aber jene Vertrautheit, die Paulus mit seinen Gemeinden wie einen Vater mit seinen Kindern über allerlei Dinge reden läßt, vermissen wir hier doch. Apollos hat das eine Hauptziel und das verfolgt er, nicht als philosophischer oder theologischer Schriftsteller, sondern nach Art eines begeisterten Redners. Und dies Ziel ist, das Christentum, als einen neuen und ewigen Bund von den Formen des alten mosaischen Gottesdienstes völlig zu befreien.

Wenn Jesus der Samariterin gegenüber die Verheißung ausspricht: Die Stunde kommt, in der man nicht mehr in Jerusalem oder auf Garizim anbeten wird, denn Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten, so hat er diese große Veränderung, bei der der neue Wein die alten ledernen Schläuche zerbersten läßt, und ein neuer Gottesdienst sich auch neue Formen schafft, bereits dem Grundsatze nach ausgesprochen. Aber die Geschichte lehrt, daß alle großen Prinzipien erst im dritten Geschlecht in all ihrer Kraft und in ihrem ganzen Umfange begriffen werden. So meinten die ersten Christen in Palästina in vollem Ernste, daß sie große Eiferer für das Gesetz bleiben, und dabei doch Jesum als den Christus, den Stifter des Himmelreiches, erkennen könnten. In dieser Zeit des Überganges war ihnen Jakobus ein würdiger Führer. Es würde nicht gut gewesen sein, wenn mit einem Male die Bande völlig gelöst, die Sitten verändert worden wären. Ein Sklave wird nicht mit einem Schlage innerlich frei, wenn er auch seine Fesseln zerbricht, und ein Sklave überlieferter Gesetze und Sitten ebensowenig. Für den Juden stand Freiheit vom Gesetz auf gleicher Stufe mit heidnischer Ungebundenheit und Sittenlosigkeit, und auch Paulus hatte, ebenso wie später der große Luther, mit diesem sehr gefährlichen Mißverstehen genug zu kämpfen. Ja, Paulus selbst hat das Gesetz nie durch sein apostolisches Ansehen abschaffen wollen. Er ließ sogar den Timotheus als den Sohn einer jüdischen Mutter beschneiden und ging sogar so weit, in Jerusalem an einem Nasiräergelübde teilzunehmen, um die bösen Gerüchte, er sei ein Abgefallener, ein Feind des Moses, zu widerlegen. Nur vertrat er mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft die Freiheit der Heidenchristen und betonte die Unzulänglichkeit und Ohnmacht des Gesetzes zur vollkommenen Rechtfertigung. Dadurch geriet schon die absolute Notwendigkeit, wenn auch nicht die, wie Paulus selbst

anerkennt, durch die Beschneidung auferlegte Verpflichtung, das Gesetz zu halten, in Wegfall.

In dieser schon geschilderten Übergangszeit mußte der natürliche Lauf der Dinge sich nach der einen oder nach der anderen Seite hin wenden. Entweder mußte das Christentum eine Sekte der Nazarener werden, eine liberale Partei des alten Judentums, an die sich viele Heiden als Proselyten anschlossen, die aber doch stets ihr Auge auf das alte Zion, die heilige Stadt, gerichtet hielt; oder die christliche Kirche mußte die Formen des Judentums ganz und gar abschütteln, wie der Schmetterling, der die Raupe und Puppe abgetan und nur ihr inneres Leben behalten hat. Die Wahl stand also nach den Kunstausdrücken der heutigen Wissenschaft zwischen Partikularismus und Universalismus. Dem Verfasser des Hebräerbriefes kommt das Verdienst zu, dies letzte Prinzip zuerst deutlich und offen ausgesprochen und mit Seherblick den Fall des noch so blühenden Judentums vorhergeschaut zu haben. Ein neuer Bund — so nannte Jesus nach Lukas und Paulus bereits den Abendmahlskelch, aber wir verdanken unserem Verfasser die deutlichere und kräftige Erklärung dieses Gedankens. Es ist bekannt, wie allgemein er später geworden ist, so daß sogar die Bibelbücher nach den beiden Testamenten — dem Alten und Neuen Bund — unterschieden wurden. Kräftig und tief ist dabei sein Griff in die alte Heilige Schrift, die überall die Prophetie einer besseren Weltordnung in sich trägt. Dieser neue Bund ward bereits bei dem ersten Falle Jerusalems und des Tempels mehr als sechs Jahrhunderte vor dem nun zu erwartenden Untergange angekündigt. Das Alte ist altersschwach, dem Verschwinden nahe. Diese Prophetie, die man Jesus und Stephanus als Gotteslästerung anrechnete und sie nur mit ihrem Blute sühnen zu können wähnte, finden wir hier deutlich und nachdrucksvoll wiederholt. Und die Bemerkung, daß eine Änderung des Bundes auch einen Wechsel des Priesterstandes und des Opfers erfordere, ist dem Geiste des Altertums völlig entsprechend. Der Priesterkönig und die himmlische Stiftshütte treten an die Stelle Zions und des Sinai, an die Stelle von Aarons Geschlecht und des Tempels zu Jerusalem. Aber nun hat auch der Gläubige hier keine bleibende Stadt mehr; seine Losung ist, die zukünftige zu suchen.

Was der Schriftsteller voraussagt, ist eingetreten. Ein Teil der Judenchristen ist vor einer so vollständigen Änderung zurückgeschreckt, oder hat dafür die Schmach Christi nicht wollen tragen. Es erwies sich als unmöglich, ihre Herzen zur Bekehrung zu erneuen. Ein anderer Teil hat noch geraume Zeit als Nazarener und Ebioniten das Zwitterleben der judenchristlichen Synagoge fortgesetzt, bis diese vom unwiderstehlichen Strome der Zeit verschlungen wurde. Es liegt etwas Ergreifendes an diesem Festhalten des alten Israels an seinem Ruhme, seiner Vergangenheit, der Form, ohne die es sich die Religion der Väter gar nicht denken konnte. Dieses Festhalten wird am grellsten beleuchtet durch das Verhalten der Greise, die sich bei Jerusalems Untergang in

die Flammen stürzten, um mit ihrem Tempel zu verbrennen; wie Elis Schwiegertochter mit dem Worte auf den Lippen stirbt: Ikabod, die Herrlichkeit ist dahin von Israel! weil die Bundeslade von den Feinden genommen worden war. Aber die christliche Kirche hat sich inzwischen jugendlich und kraftvoll entwickelt und in neuen und freien Formen das himmlische Jerusalem gesucht, als die Vaterstadt der Gläubigen aller Zungen und Völker, nachdem das irdische Jerusalem gefallen war, ohne darum doch jemals die Erinnerung an den Glauben der Alten und den im Alten Bunde sichtbaren Schatten der himmlischen Güter zu verlieren.

So also stehen uns Jakobus und Paulus, Petrus und Apollos in ihrer Entwicklung und Tätigkeit nach der Schilderung der echten Urkunden der apostolischen Zeit vor dem Geiste. Es findet sich für diese Bewegung der Geister, für all diese Richtungen und diesen Streit genügend Raum in den Jahren zwischen Jesu Himmelfahrt und Jerusalems Untergang. Und so erhalten wir eine viel klarere Übersicht und einen viel natürlicheren Zusammenhang der ersten Grundlagen der Kirchengeschichte, als wenn wir mit viel Gelehrsamkeit und Spitzfindigkeit der Geschichte Gewalt antun und sie nach einem vorher ausgeklügelten Plane rekonstruieren. Meine theologischen Leser wissen, was ich damit meine. Anderen kann es weniger verschlagen, ob sie es wissen oder nicht. Viel wichtiger ist für sie der Beweis für die Göttlichkeit Christi und des Christentums, wie er in diesem Briefe auch für den Ungelehrten erkennbar ist. Wer auch sein Verfasser sein mag, er ist sicher vor dem Falle Jerusalems, als der mosaische Gottesdienst noch in voller Blüte stand, geschrieben. Unser Schriftsteller hat seinen Glauben von den Aposteln, als den Augenzeugen. Er spricht über das, was er von ihnen gehört hat, nicht auf Grund von Volkserzählungen und Legenden. Und wie spricht er? Sein Brief beantwortet diese Frage; ich brauche nichts weiter hinzuzufügen.

Und was nun den Hauptgedanken des Briefes, den Neuen Bund betrifft, so verspüre ich wohl Lust, auf die lehrreiche, aber auch oft so traurige Kirchengeschichte, die Verkennung dieses großen Prinzips in der katholischen Kirche und sein Wiederaufleben durch die Reformation einmal genauer einzugehen: ein neuer Altar mit Priesterschaft und Opfer, auf geweihtem Grunde durch die großen Männer des sechzehnten Jahrhunderts abgebrochen. Denn man versteht die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts erst richtig, wenn man sie betrachtet als ein neues, kräftiges Erwachen des Verlangens des ersten Jahrhunderts und des apostolischen Evangeliums. Freilich kann ich an dieser Stelle nicht näher darauf eingehen.

Nein, unsere Zeit ist nicht, wenn man's auch hundertmal behaupten hört, ausschließlich materialistisch, in rein materielle Interessen versunken, wenn sie auch ihr ganzes Augenmerk auf die Riesenschritte des industriellen Fortschrittes gerichtet hat. Wäre es der Fall, so würde die Religion einfach verschwinden wie eine Pflanze, der

man Luft und Licht genommen hat. Aber es begegnet uns im Gegenteil auf allen Seiten ein inniges Bedürfnis nach Religion. Nur liegt seine Befriedigung noch wie ein Rätsel im Schoße der Zukunft.

Da stehen an der äußersten Rechten in dicht geschlossenen Gliedern die, die meinen, daß die alten Formen, sei es des Katholizismus oder des Protestantismus, für unsere Zeit noch vollkommen ausreichten, daß sich nicht die Kirche nach ihrer Zeit, sondern die Zeit nach ihrer Kirche richten müsse. Mit aller Macht drängen sie uns, sei es nach dem Jahrhundert der Reformation, sei es nach der mittelalterlichen Kirche, zurück. „Der Schatten des Sonnenzeigers gehe hinter sich zurück, denn es ist leicht, daß er niederwärts geht" — wie Hiskia, wenn auch in anderem Zusammenhange, sprach. — Und dort, an der äußersten Linken sind die zerstreuten, aber hurtigen und gut bewaffneten Kämpfer, die uns auf der Bahn der Entwicklung vorwärts treiben, müßten wir dabei selbst unser Christentum verlieren. Gewaltiger als je tobt der Kampf, und „die Wissenschaft muß es ausmachen", hat eine gewichtige Stimme gerufen. Nein, das muß sie nicht, wenigstens nach meiner innigsten Überzeugung nicht. Die Wissenschaft hat das Evangelium nicht in die Welt gebracht und wird es auch nicht aus ihr verbannen. Es wird einzig und allein die Frage sein, ob etwas Neues, ein höheres religiöses Prinzip, das Evangelium Jesu ersetzen kann und den religiösen Bedürfnissen einer fortgeschritteneren Zeit und Menschheit mehr zu genügen vermag. Aber selbst dann noch würde, wie einst in der apostolischen Zeit, als das Evangelium das Gesetz überwandt, zunächst noch viel Christliches übrigbleiben, viele Menschen würden die Tragweite der neuen Religionsbildung nicht überschauen, und erst das dritte Geschlecht würde sich in ihrer Anwendung konsequent bleiben, wiewohl wir, dank der Freiheit und der raschen Bewegung unserer Zeit, nun schon deutlich sehen können, wohin das unvermeidlich führen würde.

Allein der Verfasser des Hebräerbriefes erwartet etwas anderes. Wie Jesaias in der vollen Kraft des Glaubens weissagt, daß einst die Erde voll Erkenntnis des Herrn sein werde, und wie Daniel sagt, daß das Reich des Messias auf keinen anderen mehr übergehen, sondern in Ewigkeit bestehen werde, so versichert auch Apollos, daß wir ein unbewegliches Reich haben, dessen erste Anfänge am Ausgange des Paradieses, dessen Ende aber erst am Ablaufe aller Dinge zu suchen ist. Die christliche Kirche hat dies über achtzehn Jahrhunderte lang festgehalten, nicht diese oder jene Lehren Jesu allein, sondern einen neuen Bund, den er auf den alten gründete, samt seiner Entwicklung und Vollendung. Wir geben diesen Glauben nicht auf um der herrschenden Tagesmeinung willen. Nur wollen wir unsere Freiheit in der Auffassung und Darstellung des Evangeliums als der letzten, vollkommenen Offenbarung behaupten und auch die Freiheit anderer darin würdigen. In der Freiheit stehend, mit der uns Christus befreit hat, lassen wir uns nicht ein neues Joch der Knechtschaft auflegen. Aber gerade in dieser Freiheit fühlen wir uns aufs engste mit dem verbunden, der mehr,

als jemand vor und nach ihm, alle unsere religiösen Bedürfnisse befriedigt. Schon in ausreichendem Maße hat sich das neue Prinzip, das unsere Zeit an die Stelle des Christentums setzen will, — der Naturalismus oder der Humanismus — offenbart, um klar erkennen zu können, daß es den Sieg nicht gewinnen, nie eine neue Weltreligion werden kann, und, wie auch die Meinungen über das Christentum wechseln, festzuhalten an dem Worte:

Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit.

X

Johannes
Das Evangelium der höchsten Offenbarung der Liebe Gottes

> Gott ist Liebe. Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebt. Wer sollte seinen Bruder nicht lieben?
>
> 1. Joh. 4, 8b. 19. 20.

Es ist unmöglich, das apostolische Evangelium genauer zu betrachten und es recht zu verstehen, ohne es uns in seiner geschichtlichen Entwicklung vorzustellen. In dieser Hinsicht hat das Studium der Bibel in unserer Zeit Riesenfortschritte gemacht, und selbst seine Irrgänge, Vorurteile und vermessene Willkür stellen schließlich die Wahrheit in das schönste Licht. Die, die nach vorgefaßten Meinungen die Geschichte umbilden, haben ihre Zeit, besonders wenn sie durch ihre Gelehrsamkeit und ihren zuversichtlichen Ton Autorität beanspruchen, oder durch ihre Beredtsamkeit mit fortreißen; aber diese Zeit geht vorüber, der Zauber weicht, und die einfache Geschichte steht dann wieder heller vor uns, nur von dem entkleidet, was nicht zu ihr gehörte; und inmitten dieser Geschichte die apostolischen Männer als Reformatoren der Welt und Väter einer besseren Zukunft; und hinter ihnen allen der Christus, der einzige und unvergleichliche, dem sie alle ihr Licht und ihre Kraft entlehnen. Aber ist auch der Brunnen der gleiche, die Ströme haben sich, jeder für sich, verschiedene Betten gegraben, der trotzige Euphrat ist nicht wie der friedliche Nil, und dieser nicht wie der muntere Jordan, aber sie alle sind ein Segen und bekleiden Tal und Hügel mit Freude und Fruchtbarkeit.

Und bei der Anlage und dem Arbeitsgebiete dieser Männer verursacht auch schon die Zeit einen großen Unterschied. In den Tagen einer allgemeinen Umgestaltung und eines aufbrausenden Geisteslebens ist die Wirkung schnell und gewaltig; jedes Jahrzehnt ist wie ein Jahrhundert, das in fast unbewegter Ruhe dahinfließt. Unsere Zeit ist der Beweis dafür. Wenn viele nicht nur die Werke anderer, sondern auch ihre eigenen Schriften aus der Zeit vor zehn Jahren noch einmal zur Hand nehmen, so werden sie verwundert fragen: Bin ich das? Und doch ist auch die größte Revolution eine Entwicklung, deren verborgener Keim bereits in der Vergangenheit ruhte.

Und fragt mich nun der wohlwollende Leser, warum ich gerade

Johannes auf diese Weise geschichtlich einleitete, so ist der Grund dazu einfach. Nach der feststehenden Überlieferung der Kirche, einer Überlieferung, die von seinen eigenen Schülern auf uns gekommen ist, ist Johannes sehr alt geworden, viel älter, als die meisten seiner Mitjünger. Philippus und Andreas werden noch am längsten mit ihm in Kleinasien genannt. Dann steht er ganz allein am Ende des ersten Jahrhunderts als der noch lebende Zeuge eines bereits vorüber gegangenen Geschlechtes. Sein Auge ist dunkel geworden, seine Kraft ist verfallen, aber er läßt sich noch auf seinem Sessel in die Versammlung der Brüder tragen, breitet die mageren Hände segnend über sie aus, und sein letztes Wort ist: Kindlein, liebet euch untereinander!

So kennt denn auch jeder meiner Leser Johannes als den Apostel der Liebe. Aber hört nun auch, was die Geschichte noch weiter von ihm erzählt.

Als er einst mit seinem Bruder Jakobus sich unter das Volk gemischt hatte — der Herr hatte sich vielleicht zurückgezogen, um zu beten — sah er um einen Kranken einen Kreis sich bilden. Nach der herrschenden Volksmeinung hielt man den Kranken für einen vom Dämon Besessenen. Ein jüdischer Geisterbanner, wie es damals viele gab, tat, was er konnte, um den Dämon auszutreiben, und sagte, als ihn alle seine anderen Zauberformeln im Stiche ließen: Im Namen Jesu von Nazareth, du unreiner Geist, gehe aus von diesem Menschen! Aber alsbald stürzt Johannes auf ihn zu und ruft: Diesen Namen darfst du nicht gebrauchen, denn du bist nicht Jesu Jünger wie wir! Es scheint, daß der Mann darauf erschrocken zurückwich, und Johannes eilte fort, seine Heldentat Jesu zu erzählen. Aber nun steht auch er selbst beschämt, als der Meister antwortet: Das hättet ihr nicht tun sollen. Wer nicht gegen uns ist, ist für uns. Niemand wird Zeichen tun in meinem Namen und kurz darauf Übles von mir reden.

Schärfer fiel die Strafe ein andermal aus. Die Reise führte den Meister mit seinen Zwölf durch das Land der verhaßten Samariter. Der Abend ist gekommen, und es ist nicht rätlich, die Reise weiter fortzusetzen. Man ist eben am Eingang eines Ortes angelangt, und Jesus läßt durch seine Jünger um Herberge für die Nacht bitten. Sie tun es schon mit einigem Widerstreben; aber wie geraten sie in Wut, als die Samariter sie schmachvoll abweisen, weil sie Juden sind, denen man nachspuckt, und die man verhöhnt, besonders wenn sie, wie das gerade jetzt der Fall war, ihr Angesicht nach Jerusalem gewandt hatten. Johannes und Jakobus dringen bei dem Herrn auf strenge Bestrafung. Er ist doch auch immer zu mild! Meister, gib deine Einwilligung, und dann wollen wir bitten, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre dieses gottlose Volk. Hat doch auch Elias also gehandelt. — Aber nun scheint sich aller Zorn des Meisters gegen seine eigenen Jünger zu wenden, und er spricht: Wißt ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid? Denn des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erretten. — Von da an trug das Brüderpaar

den ihm von Jesus gegebenen Beinamen Boanerges, d. h. Söhne des Donners.

Das war der junge eben erst aus der Schule Johannes des Täufers zu den Jüngern Jesu übergegangene Fischer. War er damals wohl schon der Apostel der Liebe?

Aber aus seinem Alter ist uns eine dritte Erzählung aufbewahrt worden, die von der vorigen wenig verschieden ist. Es ist nicht eine der vielen Legenden, die die folgende Zeit über Jesus und seine Apostel erfand, es ist vielmehr eine Geschichte, die uns aus zweiter Hand, von Johannes würdigem Schüler, Polykarpus, berichtet wird.

In Ephesus, wo der Apostel damals wohnte, waren, wie in allen griechischen Städten, öffentliche Bäder, die viel benutzt wurden. Auch Johannes kommt dahin, aber eben vor ihm ist Cerinthus hineingegangen, der erste derer, die die Kirche Ketzer nannte, weil sie die christliche Lehre anders verstanden hatten und lehrten und für diese abweichende Lehre einen Schülerkreis sammelten. Aber kaum hat Johannes den Mann gesehen, als er seinen Mantel wieder fester um sich schlägt, erschaudernd bei dem Gedanken, mit solch einem Erzketzer in demselben Wasser sich zu baden. Ja, er flieht von dannen, „denn," sagte er, „das Badehaus möchte unter Gottes Fluch wohl einstürzen."

Ist er denn nicht in seinem Alter längst der Apostel der Liebe?

Ihr seht, liebe Leser, um ihm diesen Namen noch weiter zu geben, müssen wir entweder unsere Vorstellung von Johannes oder von der Liebe berichtigen. Ich bin für das letztere. Was unsere Zeit Liebe und insonderheit christliche Liebe nennt, ist etwas ganz anderes, als was Johannes darunter verstand. Nach der heutigen Auffassung des Wesens der Liebe muß alles sanft und gut, weich und nachgibig sein; in der des Johannes ist Kraft und Schärfe. Luther und Melanchthon werden ihn besser verstanden haben, als wir.

Soviel über den Apostel; und nun noch etwas über seine Zeit und seine Umgebung.

Es hatte sich viel geändert, seitdem der junge Johannes zum Greise geworden war. Bisher fanden wir das Evangelium noch immer in seiner ersten Beziehung zum Judentum; wie ein junger Weinstock, der schon reiche und reife Früchte trägt, aber doch noch mit Mühe vom alten Stamme erst losgelöst wird, weil ihn endlich seine eigenen Wurzeln selbst ernähren. Paulus zeigt uns den Kampf des Evangeliums mit dem Gesetze, den Gegensatz zwischen Verdienst und Gnade; Jakobus und Apollos zeigen die Vermittelung, durch die ein neues Gesetz und ein neuer Gottesdienst sich aus dem alten und veralteten entwickelt. Inzwischen ist besonders nach Jakobus Tode die Trennung zwischen Juden und Christen vollzogen. Der Jude sucht anderswo sein Heil, ein Reich dieser Welt, in dem Pharisäer und Zeloten herrschen, eifern, wüten; aber Jerusalem fällt im Kampfe um ein irdisches Messiasreich, und so gewaltig ist diese Verwüstung, in der anderthalb Millionen Menschen umkommen, daß den von nun an in die engen Wände ihrer Synagogen

von der Welt abschlossenen Juden Kraft und Mut entsinkt. Sie hassen wohl noch in verbissener Wut, sie fluchen und lästern Jesus von Nazareth, aber sie haben die Verfolgung aufgegeben.

Inzwischen hat sich die christliche Kirche mehr und mehr von den jüdischen Formen losgelöst und wagt sich mitten in den Streit einer Zeit, die so fruchtbar ist an Unglauben, an Schwärmerei, an Irrtum und Zwist. Die Taufe, das Abendmahl und die Sonntagsfeier vereinigen die Brüder und erhalten unter ihnen die allgemeinen Grundlagen des apostolischen Evangeliums, ohne noch den freien Geist in Ketten zu legen. Nicht nur des Meisters Ehre, sondern mehr noch sein Ziel, Seelen vom Tode zu erretten, machte es ihnen unmöglich, sich wie die Juden vor der Welt zu verschließen. Aber nun machen sie auch die Probe auf die Worte des Herrn: der Jünger ist nicht über seinen Meister. Wundert euch nicht, wenn euch die Welt nicht kennt; sie hat auch mich und meinen Vater gehaßt. Es ist nicht länger mehr eine Verschiedenheit zwischen Bekennern des Glaubens an denselben Gott; es sind nicht mehr Fragen über die Auffassung von Gesetz und Prophetie: es ist ein Kampf geworden für Gott und gegen Gott. Überall eine Welt, in Sinnlichkeit und Sünde versunken, wollüstig und doch unstät, abergläubisch und doch ungläubig, tolerant gegen alles, nur nicht gegen die Wahrheit, und inmitten dieser im Argen liegenden Welt die kleinen, verachteten und verfolgten Christengemeinden als leuchtende Sterne in der dunklen Nacht. Es ist wahr, auch in diesen Gemeinden ist nicht alles rein: Schwärmer und Träumer und vor allem unsittliche Neuerer lehren im Namen Christi Lehren, die zu seinem Geiste in Widerspruch stehen; aber die Zeit der Verfolgung säubert die Tenne des Herrn, alle, die seine Bekenner nicht sind, machen ihren Frieden mit der Welt; nur die Getreuen fürchten weder Feuer noch Schwert.

Diese Verfolgungen fanden wir bereits zu Petrus Zeiten, und diesen Abfall schildert schon Paulus, aber in den Tagen des alten Johannes waren sie noch mehr ans Licht getreten und entwickelt. Deutlicher unterschied sich die Gemeinde von der Welt, die vorüber geht, von den Abtrünnigen, die die Gemeinde verließen, weil sie nicht aus ihr waren. Im vertrauten Bruderkreise aber war es, wo Johannes die Liebe übte und pflegte. Liebe in seinem Sinne hat immer etwas Ausschließendes. Ohne die allgemeine Menschenliebe auszuschließen, ist sie doch mit aller Innigkeit und Kraft nur auf einzelne gerichtet. Auf diese völlige Hingabe der innigsten Liebe war Johannes Charakter von Anfang an angelegt. Er ist kein bekehrter Mann, wie Petrus und Paulus, kein Sittenprediger, wie Jakobus, kein Philosoph, wie Apollos, sondern er hat Jesum lieb aus aller Kraft seiner Seele, mit aller Reinheit und Erhabenheit des Gefühls, mit dem er von Kindheit an Gott lieb hat. Die Geschichte seines inneren Lebens ist nicht die einer Revolution, sondern einer ruhigen Entwicklung. Darum streitet er sich auch nicht mit den Juden wie Paulus, hängt aber auch

andererseits nicht von ferne so fest an seinem Volke. Er hat es einfach fahren lassen. Sie haben seinen Herrn gekreuzigt. Er hat von nun an kein Volk, kein Vaterland mehr, als das Volk Gottes, dessen Fremdlingschaft und drückende Lage er teilt, und in dem er ein lebendiger Zeuge seines unvergeßlichen Meisters bleibt, in dem das Wort Gottes Fleisch geworden, und die Liebe Gottes vollkommen offenbart ist.

Nur noch ein Beispiel von dieser seiner gesegneten Tätigkeit in diesem Kreise, ehe wir aus seiner Schrift den Zusammenhang der johanneischen Gedanken klar zu machen suchen, wie er sich nach vielen Jahren und Schicksalen so schön entwickelt hat. Die Legende ist allgemein bekannt, aber darum nicht minder anziehend.

Johannes ist nicht beständig in Jerusalem geblieben und hat die Stadt noch mehrere Jahre vor dem letzten jüdischen Kriege für immer verlassen. Mir scheint es, er habe sich, so wenig wie sein Freund Petrus, in den gesetzesstrengen Geist, der die Muttergemeinde mehr und mehr beherrschte, seitdem der Pharisäismus, der Moses über Christus stellte, die Oberhand erhielt, nicht leicht schicken können. Es ist uns so gut wie nichts bekannt, wohin sich Johannes wandte, nachdem er Jerusalem verlassen hatte. Nur das ist sicher, daß wir ihn später in Ephesus finden, wo Paulus ihm so glücklich und in so umfassender Weise vorgearbeitet hatte. Hier wohnte er viele Jahre und wurde von der ganzen westasiatischen Kirche als Vater verehrt. Von Zeit zu Zeit machte er eine Rundreise durch die Gemeinden. Auf einer dieser Reisen traf er einen vielverheißenden Jüngling, den er durch seinen Unterricht zu Christus brachte. Er übergab ihn dann den Ältesten der Gemeinde mit den Worten: Wacht über dieses Jünglings Seele; von eurer Hand werde ich sie fordern. — Geraume Zeit darnach führte ihn sein Weg wieder in diese Gemeinde. Er sieht sich rings in der Versammlung um, und seine erste Frage an die Ältesten ist: Wo ist der Jüngling, mein Sohn, den ich euch anvertraute? Sie schweigen und schlagen verlegen die Augen nieder, bis endlich jemand erzählt, daß er diese Welt wieder lieb gewonnen habe. Ja, es ist so weit mit ihm gekommen, daß er jetzt als Haupt einer Räuberbande das nahe Gebirge unsicher macht. Johannes sagt nichts, macht sich aber reisefertig und wählt statt der sicheren Heerstraße den gefährlichen Pfad durch das Gebirge. Was er erwartet hatte, geschah. Er ward von Räubern überfallen und geplündert, aber der Greis bittet, vor ihren Hauptmann gebracht zu werden. Und als er vor diesem steht, verlangt er die Seele zurück, die er bereits für den Herrn gewonnen hat, und beschämt und gerührt erkennt ihn der Räuberhauptmann wieder. Und Johannes führt ihn als seine Beute aus dem Gebirge mit sich fort.

Daran, so durfte er wohl schreiben, haben wir erkannt die Liebe Christi, daß er sein Leben für uns gegeben hat. Darum sind wir schuldig, unser Leben auch für die Brüder hinzugeben.

Nach dieser flüchtigen Charakteristik wird es uns nicht schwer werden,

den Zusammenhang der johanneischen Gedanken und damit das Wesen seiner Evangelienpredigt zu überschauen. Bereits in seinem, sicherlich vor seinem ersten Briefe geschriebenen Evangelium zeigt sich Johannes ganz wie er ist. Wohl können wir hier und da Jesu Spruchstil erkennen und stehen vor allem die Züge seiner übermenschlichen Größe dem alten Jünger noch hell vor den Augen. Aber Form und Einkleidung selbst der Reden Jesu sind doch ganz johanneisch. Er will Jesus geben und gibt zugleich sich selbst. Ein halbes Jahrhundert ist auch über ihn dahingegangen und hat seine eigenen Gedanken ganz mit denen seines Meisters verschmolzen. Der gemütvolle, von inniger Liebe erfüllte Jünger kann sein Zeugnis nicht mit der kaltblütigen Unbefangenheit eines Berichterstatters abgeben. Liebe und Haß waren nie gute Geschichtschreiber.

Das sei hier nur im Vorbeigehen bemerkt, weil es jetzt Mode ist, dem Johannes das Evangelium abzusprechen, nachdem man es früher weit über seinen wirklichen geschichtlichen Wert erhoben hatte. Hier beschränken wir uns auf den ersten Brief. Wir erkennen darin sofort, daß Johannes sein Evangelium ganz und gar seinem Meister zuschreibt, und daß er es nicht beweist aus der Prophetie oder der Schrift, die für die Heidenwelt keine Kraft hat. Er spricht wirklich als Zeuge einer greifbaren Offenbarung in Christus: das da von Anfang war, das wir gesehen haben mit unseren Augen, und das unsere Hände betastet haben, das verkündigen wir euch. Und worin besteht nun diese Verkündigung? Gerade das, was außer den Bereich unserer Sinne fällt, aber durch Christus offenbart worden ist: Gott ist ein Licht, und in ihm ist keine Finsternis.

Wir müssen diesen Ausgangspunkt wohl im Auge behalten. Er ist, wenn auch seine Form eine neuere ist, rein israelitisch. Die Offenbarung Gottes an Israel war die seiner Heiligkeit, und nirgends im Evangelium, von welchem Apostel es auch verkündigt sein mochte, wird diese Heiligkeit für seine Liebe preisgegeben. Nur wer einen Gott predigt, dessen Auge zu rein ist, um das Böse zu schauen, steht auf christlichem Boden. Man hat gefragt, inwieweit Johannes auf die persische Lehre von Ormuzd und Ahriman, den Gott des Lichtes und den der Finsternis, anspielt. Unsere Antwort ist, Johannes brauchte nicht erst von Zoroaster zu lernen, daß Gott ein Licht sei. Bereits das erste Schöpfungswerk lehrte es ihn: Es werde Licht! Die Lieder seines Volkes hatten es ihm gesagt, daß Gott sich mit Licht umgibt wie mit einem Kleide, wenn auch Wolken und Dunkelheit rings um seinen Thron sind, und wir nur in seinem Lichte das Licht schauen. Und sein großer Meister hatte ihn den Unterschied zwischen Kindern des Lichtes und Kindern dieser Welt, die in der Finsternis ihre Stunde haben, kennen gelehrt. Es ist jedoch möglich, daß Johannes bei seinem langen Aufenthalt in Kleinasien, dem Schauplatze, auf dem sich die Denkweise des Ostens und des Westens begegneten, auch mit dem persischen Dualismus bekannt geworden ist. Aber dann betont er so-

sort, daß er nur einen Gott kennt, und dieser Gott ist nur Licht. Die Finsternis kann nicht ursprünglich, nicht göttlich sein. In ihr ist keine Wahrheit, und darum auch keine Ewigkeit. Sie ist einer Welt eigen, die nicht durch die Liebe Gottes getrieben wird, sondern durch die Begierde des Fleisches und der Augen Lust und hoffärtiges Leben. Sie ist das Teil vor allem des Obersten dieser Welt, der nicht bestanden ist in der Wahrheit. Wer also Gemeinschaft mit Gott haben will, muß im Lichte wandeln, gleich wie er im Lichte ist.

So ist das Prinzip des Evangeliums bei Johannes wie bei den anderen ein moralisches; aber dieses sittliche Prinzip hat bei ihm eine andere Form angenommen. Paulus, Apollos und Jakobus stehen alle noch auf israelitischem Boden: der eine kämpft mit dem Gesetz, der andere versöhnt damit, der dritte erfüllt das Gesetz. Aber es sind immer noch Gesetze und Gebote, die sie beschweren. Für Johannes sind mit dem Untergang von Stadt und Tempel auch die steinernen Tafeln zerbrochen. Er sieht nur zwei in scharfem Gegensatze zueinander stehende große Prinzipien: Licht und Finsternis, Gott und die Welt. Und unabtrennbar mit dem Lichte verbunden ist die Wahrheit, im weitesten Sinne des Wortes: Einfalt, Aufrichtigkeit, sittliche Reinheit, die das Licht nicht scheut, sondern sucht, denn in der Finsternis wohnen, wühlen und wirken die Lügen.

Welcher Sterbliche könnte diesem Gotte des Lichtes gegenüber rein sein? — auch dies ist wieder ein echt israelitischer Gedanke. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Und noch stärker wird dies ausgedrückt: So wir sagen, wir haben nicht gesündigt, so machen wir ihn zum Lügner, und sein Wort ist nicht in uns. Aber wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt. Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde. Und noch einmal: Wenn jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christ, der gerecht ist. Und derselbige ist die Versöhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unseren, sondern auch für die der ganzen Welt.

Ich habe Johannes ganz ausreden lassen, um zu zeigen, daß auch hier wieder sein Grundgedanke israelitisch ist, und sich sowohl an den Herrn selbst, als an seine Mitapostel anschließt. Sünde fordert Versöhnung, und diese Versöhnung wird durch das reine, unschuldige Blut zustande gebracht. Darin besteht das Prinzip des Gesetzes, und der Hebräerbrief beruft sich ausdrücklich darauf. Ja, der Heiland selbst legte bei dem Abendmahle den Grund zu einer derartigen Auffassung seines Leidens und Sterbens. Man verlange nun nicht von den ersten Evangelienpredigern eine Erklärung, wie dies verstanden werden müsse, welche Beziehung zwischen Jesu Blut und unserer Sünde bestehe, ob Gott nicht schon ohne dies vergibt, und ob die Wahrheit der Opfertheorie nicht nur eine relative ist, nur solange wahr, als sie geglaubt wird und ein Bedürfnis für das Gewissen ist — die Apostel machen sich

von dem allen keine klare Vorstellung, sondern übertragen einfach auf Christus, was in Israel ihre Ruhe und ihr Friede war. Er ist von nun an das einzige Opfer für die Seinen: das Passahlamm, für uns geschlachtet. Nur das steht bei allen fest, daß Gott nicht ein harter Gläubiger ist, so daß Christus als Bürge für uns auftreten müßte, daß die Versöhnung keine Schuldausgleichung war, keine unbedingte Notwendigkeit für Gott und in Gott, aber gerade eine Tat der Liebe, die von Gott ausgeht. Nicht für Gott, sondern für uns war sie nötig: für unsere Gemütsruhe, für unseren Frieden mit Gott für unsere Heiligung. Und so weit ist Gott entfernt, gegenüber der schuldigen Menschheit als Richter aufzutreten, daß das Kreuz viel eher die schönste und höchste Offenbarung der Liebe Gottes ist. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Die Kirchenväter nannten dieses Bibelwort die kurze Summa des Evangeliums; möge es wieder zu einem Vereinigungspunkte für die zerspaltene Christenheit werden!

Die Liebe Gottes, das ist Johannes Evangelium, und nicht eine schwächliche Liebe, die gegen die Sünde nachsichtig ist, der Menschen Seelen verdirbt und Gott beleidigt; aber auch ebensowenig eine parteiische Liebe, die durch die Erwählung weniger zur Seligkeit beschränkt wäre. Nein, eine Liebe, die die ganze Welt umfaßt, die Welt, die dem Leben Gottes noch so fremd, dem Reiche des Lichtes noch so feind ist, aber um durch ein strenges Gericht die Sünde auszurotten und durch alle Macht der Liebe den Sünder zu retten, so daß dann auch der Gerechte eine Versöhnung für die Sünden der ganzen Welt ist. Aber die Welt, solange sie Welt bleibt, kennt Gott nicht, sie will ihn nicht kennen; nur indem man sich von ihr trennt und ihre Lust verleugnet, geht man aus dem Tode zum Leben über, denn das Leben ist in Christus geoffenbart. Darum mahnte Johannes so nachdrucksvoll: Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. So jemand die Welt lieb hat, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm.

Mich dünkt, wir verständen nun besser, wie die Liebe in Johannes sogar etwas Exklusives an sich haben mußte und bisweilen die Gestalt des Hasses gegen das, was dem Gegenstande seiner innigsten Liebe feind war, annehmen konnte. Auch die himmlische Liebe hat so gut wie die irdische ihren Zorn und ihr Schwert. Wer einen gefälligen Umgang halten und sogar Sympathie empfinden kann für den Feind Gottes, den Antichrist, der ist kein Geistesverwandter von Johannes. Schöne Lenzesblüte der Gemeinde, als noch der greise Vater zu ihr wie zu einer großen Familie seiner Kinder sprechen und von aller Gemeinschaft mit ihm, seinem Meister, und mit Gott schreiben konnte! Fragt man, wie er nun diese über die Welt hin zerstreute und von ihrem Hasse verfolgte Bruderschaft sich vorstellt? Johannes schreibt: Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen! Darum kennet euch die Welt nicht, denn sie kennet ihn nicht.

Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder, und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. — Hier ist wieder ein Berührungspunkt zwischen Johannes und Paulus, dessen Werk er in Ephesus fortsetzte, und der auch sehnsüchtig ausschaute nach der Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes. Der Unterschied ist bloß, daß Paulus eigentlich von einer Sohnesannahme spricht, weil er stets noch zurückdenkt an den früheren Zustand der unmündigen Kinder und die Zuchtrute des Gesetzes, während Johannes nur an die Lehre des Meisters denkt, der Gott als den Vater im Himmel erkennen läßt, und der alle, die wie er Frieden stiften auf Erden, selig spricht: denn sie sollen Kinder Gottes heißen.

Sünder zu Kindern Gottes angenommen und dafür Gottes eigener Sohn geopfert — das ist eine Gnade, die der Sterbliche nicht ermessen kann, die auch für Johannes zu groß ist. Je tiefer er darüber nachdenkt, desto mehr löst sich alle Herrlichkeit des Wesens der Wesen in dies Eine auf: Gott ist Liebe; eine heilige Liebe, die sich mit der Sünde nicht verträgt, Licht ohne Finsternis, aber doch auch wieder eine Liebe, die eine ganze sündige Welt umfaßt. So hatte sie der Sohn Gottes gepredigt, so lebte sie in ihm. Ja, recht betrachtet, schimmert diese Liebe als das Wesentlichste des göttlichen Wesens schon durch die Blitze vom Sinai her. Moses hatte sie gehört, als der unaussprechliche Name vor ihm ausgerufen ward; Elias, als auf Sturm, Feuer und Erdbeben das sanfte, kühle Säuseln folgte, und in ihm der Herr. Der Psalmdichter hatte sie besungen in dem Vater, der sich über seine Kinder erbarmt; der Prophet in der Mutter, die ihr junges Kind unmöglich vergessen kann. Aber erst Christus hat es sichtbar und greifbar offenbart: Gott ist Liebe.

So weit ist alles klar und einfach, aber wenn wir nun an Johannes, der an seiner Brust gelegen hat, die Frage richten, die unsere Zeit wieder bewegt und erregt: Was dünket euch um Christo? so macht seine Antwort einige Aufklärung aus der Zeit, in der er lebte und schrieb, nötig.

Wiederholt haben wir bemerkt, daß das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung, das Johannes fast ganz durchlebte, der Brandung vor einem Hafen und dem Sturme vor dem Herbste glich. Die Zeit war vorüber, in der jedes Volk sich mit seinem eigenen Gott begnügte und seine eigenen Weisen bewunderte, während man mit hochmütiger Verachtung auf die Barbaren draußen herabsah, die Zeit der Abschließung, die erst in unserem Jahrhundert für Indien, China und Japan im Schwinden ist. Der Völkerverkehr ließ auch das Denken und Glauben derer, die sich seit Babels Turmbau wenig berührt hatten, sich begegnen, kreuzen, vermischen und bekämpfen. Kleinasien, Syrien und Ägypten bildeten vor allem die Schauplätze dieser Zusammenstöße und Kämpfe. Der ernstgesinnte römische Hauptmann baute den Juden eine Synagoge, damit man auch für ihn bitten möge, aber ebenso sucht auch der Jude im Auslande, an die griechische Sprache bereits gewöhnt, nun auch die griechische Philosophie und Literatur mit seiner heiligen Schrift in Einklang zu bringen. Und die platonische Philosophie, die Lehre vom

Wahren, Schönen und Guten und zugleich der Dualismus von Geist und Stoff, Ideal und Wirklichkeit, kam mit dem morgenländischen Pantheismus in Berührung, der alles aus einem Prinzip ableitet: alles in Gott, aus Gott und wieder zu Gott, in dem wir, die wir nur Scheingestalten sind, leben, weben und sind.

Und so wurde das Judentum in Ägypten und später das Christentum in Kleinasien mit Elementen vermischt, die eigentlich nicht dazu gehörten. In Ägypten war es Philo, der die jüdisch-griechische Philosophenschule gründete, in Kleinasien Cerinthus, der als Vater des gnostisch-philosophischen Christentums galt. Wer nun ein halbes Jahrhundert mitten in diesem Kampfe lebt, ohne sich in der Synagoge des Buchstabens, im Kloster der Beschaulichkeit abzuschließen, nimmt ganz von selbst die Worte und Ausdrücke seiner Zeit an. Wir sehen das in unseren Tagen. Die konservativste Partei kann sich, wenn sie wissenschaftlich ist und in die Zeitbewegung eingreift, diesem Einflusse nicht entziehen. An die Stelle der alten Dreieinigkeit tritt ein Gottesbegriff, an die der Prädestination eine Weltanschauung, an die der buchstäblichen Schriftinspiration ein lebender Organismus, und was man früher einfach Wahrheit nannte, ist nun, zum Unterschiede von ihr, Wirklichkeit geworden.

Ich mußte diesen langen Umweg machen, um Johannes Lehre von der Person Jesu, seine Christologie, aus dem von seiner Zeit gegebenen Gesichtspunkte aus verständlich zu machen. Schon von Paulus hören wir, als er längere Zeit in Kleinasien verweilte und arbeitete, den Begriff „Sohn Gottes", den Jesus selbst ursprünglich anwendete, in den Ausdrücken der morgenländischen Geisteslehre zur Darstellung bringen. Ich glaube wenigstens nicht, daß er in Jerusalem jemals auf die Ausdrücke gekommen sein würde, die er z. B. in seinen Briefen an die Kolosser und Epheser verwendet. Ebenso ist es nun mit Johannes, wenn er spricht von dem „Leben, das bei Gott war", und das uns in dem „Worte des Lebens" sichtbar und greifbar offenbart worden ist. Und noch deutlicher im Eingang seines Evangeliums: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit. Woher kommen dem Johannes diese fremden Ausdrücke? Die hat doch der junge galiläische Fischer nicht zu den Füßen Jesu von Nazareth gelernt. Nein, das hat er auch nicht. Aber der Strom der Zeit hat sie in seine Ohren rauschen lassen, und er hat sie in christlichem Sinne übernommen. Philo, der berühmteste Philosoph unter Jesu Zeitgenossen, versuchte, eine Mischung morgenländisch-platonischer Philosophie mit der Schrift in Einklang zu bringen. Wurde darin die Weisheit personifiziert, wie sie bei Gott gegenwärtig ist am Tage der Schöpfung, so lehrte Philo, daß das Wort, der Logos, der Erstgeborene des Unendlichen war, der selbst zu erhaben ist, um direkt

auf die stoffliche Welt einzuwirken. Die Welt ist ewig, der Stoff tot und dunkel an sich selbst, aber der Logos, das Wort Gottes, erfüllt und beseelt sie. Nun gut, sagt Johannes, dieser Logos, wenn ihr ihn so nennen wollt, ist niemand anderes als der Christus, Gottes Sohn, in dem das Licht und das Leben Gottes sich uns vollkommen offenbart hat. — So ist die Auffassung seiner Worte viel natürlicher, als wenn man ein geschichtliches Werk, wie es das vierte Evangelium ist, durchaus zu einem philosophischen Lehrgebäude machen will, das Johannes nie gefunden und aufgebaut haben würde, wenn es ihm nicht von anderer Seite dargeboten worden wäre. Paulus muß wohl mit der hebräischen Synagoge kämpfen, und Apollos mit der griechischen, und sie nehmen dazu die rabbinischen und alexandrinischen Formen zu Hülfe; so kann auch Johannes dem Kampfe mit der jüdisch-griechischen Philosophie nicht ausweichen, und statt sie hochmütig von oben herab anzusehen, übernimmt er von ihr das Bedürfnis nach einer sichtbaren Offenbarung: niemand hat Gott je gesehen. Der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoße war, hat ihn uns geoffenbart.

Aber es ist noch ein Punkt zu beachten. Als Johannes alt war, bestand bereits im Schoße der christlichen Kirche eine moderne Theologie. War sie auch ganz anders als die unserer Zeit, so war doch ihr Prinzip ganz das gleiche: die Offenbarung Gottes in Christo natürlich zu erklären und somit in Einklang zu bringen mit der herrschenden Weltanschauung. — Da nun der Dualismus von Geist und Stoff, Licht und Finsternis in Kleinasien den meisten Beifall fand bei allen Ernstgesinnten und Sittlichgerichteten, so wurde er auch auf Christus angewandt. Um ihn als sündlos und göttlich zu verehren, mußte er ein unstoffliches Wesen gewesen sein, denn der Stoff ist Gott feindlich, das sinnliche Leben ungöttlich. Der Christus, als Gottes Wort und Retter der Welt, mußte daher von dem Menschen Jesus unterschieden werden. Der eine meinte, der Christus sei auf Jesus niedergestiegen in der Taufe und von ihm aufgeflogen am Kreuze, da der himmlische Geist nicht sterben konnte. Der andere stellte die Behauptung auf, Jesus habe nur einen Scheinleib gehabt, sei also in der Tat nie Mensch gewesen. Solche Ansichten lehrte unter anderem der schon genannte Cerinth und verschaffte sich im Gegensatze zu Paulus und Johannes in Ephesus einen Anhang, der nach Johannes Tode bei dessen Schüler, dem Bischof Polykarp, vergebens darum nachsuchte, als Gläubige anerkannt zu werden. Finden wir nun schon in Paulus kleinasiatischen Briefen die Spuren einer solchen „falsch berühmten Kunst" der Gnosis, so finden wir bei Johannes die Trennung zwischen Christus und Antichrist, dem heiligen Geist und den Geistern, die nicht aus Gott sind, ganz vollzogen, und er bezeichnet es geradezu als Merkmal dieser Lügenlehre: Sie leugnen, daß Christus in das Fleisch gekommen ist. Was Wunder, wenn da, wo dem apostolischen Evangelium bereits bei Lebzeiten der Apostel in dieser Weise widersprochen, und die Weisheit dieser Welt, die doch Torheit bei Gott ist,

an ihre Stelle gestellt wurde, in dem allein noch Übriggebliebenen aus dem Apostelkreise noch einmal der Boanerges erwacht, und er den Fuß aus dem Wasser zurückzieht, in dem ein Cerinth sich gebadet hat?

In der Hoffnung, daß meine Leser, nachdem sie diese Darstellung gelesen haben, noch einmal Johannes ersten Brief zur Hand nehmen, um zu trinken aus diesem vollen Strome von Licht, Liebe und Leben, wollte ich sie im voraus orientieren über seine Denkweise, und kann mich nun in bezug auf die anderen Eigentümlichkeiten und Schlußfolgerungen kurz fassen.

Ist der Christus das Fleisch gewordene Wort, der eingeborene Sohn Gottes voller Gnade und Wahrheit, die höchste und letzte Offenbarung des Unsichtbaren, so ist er offenbart, damit er unsere Sünden wegnehmen sollte, und in ihm ist keine Sünde. Wer also durch ihn von Sünden gereinigt und ein Kind Gottes geworden ist, sündigt nicht, d. h. er tut keine Sünde mehr, lebt nicht mehr in der Sünde. Das ist für ihn zur Unmöglichkeit geworden, denn sein guter Kern bleibt in ihm, mit anderen Worten: seine Herkunft als Kind Gottes kann sich nicht verleugnen. Die Sünde ist doch Übertretung, ist ein Werk der Finsternis, ein Werk des Teufels. Sie kann nicht gemeinsam bestehen mit dieser Erkenntnis des Vaters und Sohnes, die bei Johannes das zarteste, persönliche Verhältnis ausdrückt. Die Rechtfertigung — auch das ist noch ein von Johannes so gut wie von Paulus beibehaltener israelitischer Gedanke — ist das Merkmal der Kinder Gottes, die Gerechtigkeit, aber vor allem die Liebe. Die Welt kennt die wahre Liebe nicht. Seit Kains Zeiten nährt sie Haß und Mißgunst unter Brüdern. Aber die Gläubigen haben Liebe untereinander, demütige, opferfreudige Liebe, daran erkennt sie die Welt, und gerade darum haßt sie die Welt. Bruderliebe ist Christi altes und doch wieder neues Gebot, und zwar keinen liebhaben mit Worten bloß und mit der Zunge, sondern mit der Tat und Wahrheit. Und endlich noch dies: Wenn uns Johannes von dieser Reinheit oder Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe das ursprüngliche, göttliche Abbild zeigt, wonach der Gläubige erneut und verherrlicht wird, verwechselt und vereinerleit er so sehr Vater und Sohn, daß oft nicht zu entscheiden ist, und es ihm vermutlich selbst nicht immer klar war, ob er die Gottheit selbst oder den Christus meinte.

Das ist die ganze Moral des Johannes. Sie geht nicht so in Einzelheiten ein, wie die des Jakobus oder die Jesu selbst. Johannes ist gerade nicht, was man gewöhnlich einen praktischen Mann nennt. In dieser Hinsicht stehen Paulus und Jakobus, steht selbst Petrus über ihm. Aber in der Tiefe der Gefühls findet er seinesgleichen nicht. In ihm ruht der Kampf. Er kennt nicht jenen „alten, sündigen Menschen", auf dessen Rechnung so viel Böses gesetzt wird. Er kann sich selbst kaum noch die Not jener Tage der Verfolgung vorstellen, für die Jakobus und Petrus, Paulus und Apollos so viele Ermahnungen und Ermunterungen übrig haben. Es ist doch natürlich, daß die Welt

uns haßt. Diejenigen, die das nicht ertragen konnten, oder die das Evangelium nach dem Geiste der Zeit modelten und änderten und so dem Antichrist folgten, die sind wohl von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns, sonst würden sie bei uns geblieben sein. Das ist ein hartes Urteil in einer milden Form. Aber ist es darum etwa ungerecht? Sollte nicht auch unsere Zeit ihr Siegel darauf setzen? Hat der, der Christus vor dem Geiste der Zeit so leicht verleugnet, ihn wahrhaftig, d. h. mit dem Herzen erkannt? Wir urteilen nicht und verurteilen noch weniger, aber die Sache ist wohl des ernsten Nachdenkens wert.

Durch die hohe Anschauung, die sich Johannes vom Christsein gebildet hat, erhebt er sich denn auch weit über den gesetzlichen Standpunkt von Autorität und Gebot und ist darin der würdige Fortsetzer der Arbeit des Paulus. Selbst seine eigene apostolische Autorität hört vor dem auf, der in Gemeinschaft mit Christus als Kind Gottes im Lichte wandelt. Ihr wißt die Wahrheit, schreibt er, und wisset, daß keine Lüge aus der Wahrheit kommt. Von Christus, dem Gesalbten Gottes, habt ihr die Salbung, das Chrisma. Das ist die Wahrheit in euch, und ihr bedürft nicht, daß euch jemand lehre. Das Einzige, was dem Christen not ist, das ist die Treue, die fortdauernde Gemeinschaft mit dem Herrn. Und nun, Kindlein, bleibet bei ihm, auf daß, wenn er offenbart wird, wir Freudigkeit haben und nicht zuschanden werden vor ihm in seiner Zukunft.

Diese Zukunft des Herrn — vergebens hat man dies in Abrede zu stellen gesucht — steht auch bei Johannes stets am Ende seiner Hoffnung, wenn sie auch für ihn nicht mehr an den Fall des sichtbaren jüdischen Heiligtums geknüpft ist. Aber auch in dieser Hinsicht ist er ganz über den gesetzlichen Standpunkt erhaben. Es ist für Johannes kein Gericht mehr, sondern eine Erlösung. Hat er doch von diesem Herrn nichts zu fürchten. Ja, er kann sich diese Furcht in einem rechten Christen nicht einmal mehr denken. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. Nicht diese Furcht, sondern die Hoffnung ist für Johannes der Reiz zur Heiligung. Wenn auch noch nicht erschienen, vor unseren Augen offenbar ist, was wir sein werden, wir wissen doch, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist. Das ist des Apostels Hoffnung, und nicht als eine Mahnung, sondern wie etwas, das sich von selbst versteht, fügt er hinzu: Und ein jeglicher, der solche Hoffnung hat zu ihm, der reiniget sich, gleichwie er auch rein ist.

Habt ihr in diese Höhe folgen können, liebe Leser? Eine Höhe, in die sich der Adler des Neuen Testamentes, wie ihn das Altertum nannte, erhebt? Er lebt in der Welt, fühlt sich aber mit all den Kindern des Lichtes, wie Jesus sie nennt, als Fremdling unter den Kindern dieser Welt. Das Leben in ihm ist ein anderes, ein ewiges Leben, in der Gemeinschaft mit Gott und mit denen, die Gott kennen.

Dies Leben wird einst eine sichtbare Erscheinung werden, wie es zurzeit noch, nach Paulus Wort, verborgen ist in Gott! Es liegt nicht in Johannes Art, diese Zukunft in farbenreichen morgenländischen Bildern zu schildern. Das Gemüt beherrscht in ihm die Phantasie, und der tief erfaßte Gedanke die Form. Aus dem heiligen Dunkel einer unsichtbaren Welt fällt ein heller Strahl in seinen Geist: die Hoffnung, den Vater zu sehen, und damit auch in der Herrlichkeit des äußeren Lebens zu werden wie er ist. Man sage nicht, daß diese Aussicht für einen Sterblichen zu kühn ist. Oder erweckte sie nicht schon Jesus mit dem Worte: Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist? Und versichert er nicht: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen? — Und wie wird es dann sein, in der Offenbarung seiner Zukunft?

Maran atha, der Herr kommt! Diese Losung der apostolischen Zeit bewahrt auch Johannes bis ans Ende, wenn auch Nero bereits gefallen, Jerusalem verwüstet, und der Herr noch nicht gekommen ist. Der Herr kommt, und die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, bleibt in Ewigkeit. Wer den Zusammenhang der johanneischen Gedanken verstanden hat, wird auch dieses Wort verstehen. Die Welt, die er sich vorstellt als außer Gott und im Gegensatz zu ihm als das Reich der Finsternis, wird vergehen, wie in der vollkommenen Gottesoffenbarung das Reich des Lichtes kommt; ja, sie vergeht schon von Stunde zu Stunde, weil sie nichts Beständiges in sich hat; die Welt vergeht, aber Gottes Kinder bleiben, oder, wie Jesus es ausdrückt: Die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen. Bis dahin wütet noch der Kampf. Aber die den Vater kennen, haben das Böse bereits überwunden. Denn alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet, der Glaube, daß Jesus der Sohn Gottes ist. Auf Gottes Zeugnis nehmen wir es an, wer aber an den Sohn Gottes glaubt, hat das Zeugnis in sich selbst, denn in ihm hat er das ewige Leben.

Ist es nicht auffallend, daß der Glaube hier bei Johannes so im Hintergrunde steht, während er doch sonst überall im Vordergrunde zu finden ist? Das war auch in seinem Evangelium anders. Denn das schrieb er für alle, damit sie glauben sollten, Jesus sei der Christ, der Sohn Gottes, und in diesem Glauben das ewige Leben haben in seinem Namen. Aber hier, wo er zu Gläubigen spricht wie ein Vater unter seinen Kindern, spricht er von dem Glaubensleben, das in ihm ist, setzt er auch darin den Gedanken des Paulus fort. Hatte dieser gelehrt, daß die Liebe in jener Dreizahl die größte sei, so ist sie für Johannes alles. Sie hat die volle Sicherheit des Glaubens in sich, wenn sie auf frühere Tage zurückschaut, und sie wird zur unerschütterlichen Hoffnung, wenn sie in die Zukunft hinausblickt. Und beides, Glauben und Hoffen, wird nun, wie auch Paulus es nennt, ein Wissen, weil es keines äußeren Zeugnisses mehr bedarf, sondern in der Gemeinschaft mit Vater und Sohn die volle Sicherheit in sich hat. Die Liebe ist also bei Johannes

Leben, ewiges Leben, weil sie das Leben Gottes in dem Gläubigen ist; die Liebe Gottes ist die Gemeinschaft des Lichtes, und das Licht ist Wahrheit und Tugend zugleich. Wer nicht lieb hat, hat Gott nicht gekannt, denn Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm.

Und nun unser Schlußergebnis. Ich habe früher oft und im Anschluß an die Kirchenväter Johannes hoch über alle erheben hören als den, der uns das zu seiner vollen Reife entwickelte Christentum, das geistige und ideale Evangelium hinterlassen hat. Heute wird dasselbe Evangelium, und mitunter sogar von denselben Gelehrten, uns dargestellt als eine gnostische Abweichung von Jesu ursprünglicher Lehre, als eine Wahrheit vielleicht, doch ohne Wirklichkeit, ein theosophisches Gebäude ohne geschichtliche Grundlage. Was mich betrifft, so habe ich nie in den Hymnus der ersteren eingestimmt, aber ebensowenig haben mich die letzteren zu den ihrigen rechnen können. Ich glaube nicht, daß ein johanneisches Christentum das letzte und höchste, aber auch ebensowenig, daß es eine Abweichung vom ursprünglichen Evangelium ist. Es ist kein einziger Gedanke bei Johannes, so wenig wie bei Paulus, der nicht aus Jesus Christus ist, ja, der nicht seinen tiefsten Grund bereits in der Offenbarung Gottes an Israel findet. Allein die Auffassung nach der Art seines tiefen und warmen Gemütslebens ist Johannes eigen. Seine Lehre unterscheidet sich durch die Darstellung großer Gedanken und edler Gefühle, nach denen die Christenheit jedes Zeitalters ihr Leben erneuert, die es erhebt über tote Formen und kalte äußere Pflichten. Mit einem Worte: in Johannes finden wir, was uns bei den übrigen Evangelienpredigern noch fehlte: die edelste und erhabenste Mystik, die alles auflöst und sich ganz verliert in die Liebe Gottes, aber die gerade dadurch nur eine Seite des christlichen Lebens ist und darum leicht einseitig werden kann. Von der unreinen, sinnlichen, eines Johannes ganz und gar unwürdigen Mystik ganz zu geschweigen, hat doch überall, wo die Christen sich abgesondert haben, die johanneische Richtung allzusehr die Oberhand in solchen Kirchlein in der Kirche; und da rufen Jakobus, Paulus, Petrus, ja, Johannes selbst und durch sie Jesus Christus uns wieder in die Welt hinein und zur Praxis des Lebens zurück.

Edler Johannes! Hat man dich so mit Recht den Vater der christlichen Mystik genannt, ach, warum sind deine Kinder so oft abgewichen von der Einfalt und Reinheit, die des Menschen Sohn so an dir liebte! Von deiner heiligen Liebe hat die Welt, die christliche Welt, stets einen warmen Hauch verspürt; aber das göttliche und himmlische Leben der Liebe, die sittliche Wahrheit, die Selbstverleugnung und Aufopferung, die dich der selbstsüchtigen Beschaulichkeit entzog und vor Schwärmerei behütete und durch dich die Welt überwand, mangelt auch uns nur noch allzusehr.

XI

Die apostolischen Väter

Was du von mir gehört hast durch viele Zeugen, das befiehl treuen Menschen, die da tüchtig sind, auch andere zu lehren.
2. Tim. 2, 2.

Wie einen ruhigen Sommerabend sahen wir das fast hundertjährige Leben des letzten Apostels zu Ende gehen. Die Sonne erscheint uns bei ihrem Untergange am größten und sinkt als breite Scheibe in das glühende Abendrot, während der Wind des Tages seinen Atem ehrerbietig anhält, und alles, was lebt, ein unbeschreibliches Wohlbehagen durch die Adern strömen fühlt. Aber der Sturmwind ruht nur für eine kurze Zeit, und das Raubtier regt schon die schwarzen Schwingen oder reckt die scharfen Klauen, um auf Raub auszugehen.

Ihr würdet es dem ruhigen Tone des greisen Vaters der Christenheit, der auf die Welt zurück sieht, wie der gerettete Schiffbrüchige auf die Brandung der See, nicht anhören können, daß schon so viele Stürme über die Kirche dahingebraust sind, und, was noch schlimmer ist, so viele Saaten des Zwiespaltes und der Entartung in ihr üppig aufkeimten. Neros Verfolgung, die wie ein Tiger, der seine Beute mitgeschleppt hat und vom Blut trunken eingeschlummert ist, hat ihr Ende erreicht, aber diese Zeit der äußeren Ruhe war gerade die Blütezeit der Zwietracht. Die großen durch das Evangelium ausgesprochenen religiösen Wahrheiten, und vor allem das ganz einzigartige Bild Christi, das der Welt erschienen war, wurden nicht nur bestritten, sondern auch mißverstanden und bekrittelt. Sie fanden nicht überall den tiefen, sittlichen Grund, in dem die wahre Religion allein gedeihen kann. Bereits die apostolischen Briefe legten dafür Zeugnis ab, wohl geeignet, die zu vernichten, die das Zeitalter der Apostel als das Ideal für alle folgenden, das Paradies der Unschuld der Gemeinde betrachten möchten. Aber damals war es doch noch gerade dieses apostolische Zeugnis, das alles, was mit dem Geiste Christi nicht übereinstimmte, bekämpfte und ausschied. Und haben auch die Apostel nicht jene Glaubensformeln und kirchlichen Satzungen gemacht, die die katholische Kirche ihnen zuschreibt, so haben sie doch ebensowenig jenen Streit untereinander geführt, den die moderne Wissenschaft mit nicht geringerer Phantasie ihnen angedichtet hat. Wir haben dieses apostolische Zeugnis in seiner Verschiedenheit und Einheit kennen gelernt als Strahlen

derselben Sonne der Gerechtigkeit, als Farben desselben Regenbogens. Solange solche Männer an der Spitze der Bewegung stehen, hat es mit der Kirche keine Not. Ja, solange! Aber dann?

Aber dann? Diese Frage beklemmt manchen feurigen Anhänger dieser apostolischen Männer, und sie beklemmt sie selbst oft beim Abnehmen ihrer Kräfte. Darin scheint Jesus keine Vorsorge getroffen zu haben. Es ist, als ob er nur auf ein Geschlecht gerechnet hätte. Das Apostolat stirbt aus und kann einem folgenden Geschlechte nicht übertragen werden. Es sind keine Männer mehr zu finden, die Zeugen der Zeit gewesen sind, in der der Herr Jesus unter den Seinen aus und eingegangen ist von der Taufe des Johannes an (Apostelgesch. 1, 21. 22). Selbst als sie noch vorhanden waren, dachte niemand daran z. B. den Platz des Jakobus durch einen anderen wieder zu besetzen. Die zwölf Boten gehen ihren Weg bis auf den letzten von ihnen. Wenn sie die Enden der Erde erreicht und die Vollendung der Zeit erlebt haben, kommt der Herr. Aber sie erreichen dieses Ziel nicht, und der Herr kommt auch nicht. Was nun? Als Moses sein Ende nahen fühlte, übergab er das durch Fluch und Segen versiegelte Gesetzbuch der Hut des heiligen Levitenstammes und legte es in der Bundeslade nieder; Jesus schien sein Wort dem Atem des Windes anvertraut zu haben.

Auch Johannes stirbt endlich, und was nun? „Die Kirche bewahrt von nun an das Evangelium und wird sein unfehlbarer Ausleger," sagt der Katholik. „Nein," antwortet der Protestant von alter Schlage, „sondern die Bibel, die am Ende der apostolischen Zeit abgeschlossen wurde, und unter die Johannes den Bannfluch schrieb gegen jeden, der zu dem Worte Gottes etwas hinzusetzen oder etwas davon tun werde (Offenb. 22, 18. 19), war von den Gräbern der Apostel an die unfehlbare Richtschnur." Und beider Glaube scheint so leicht einleuchtend zu sein. Allein die unbestechliche Geschichte sagt: Das ist unwahr. Keiner von dem Geschlechte, das auf die Apostel folgte, beruft sich auf eine unfehlbare Kirche, aber auch ebensowenig auf eine völlig abgeschlossene Bibel oder auf ein Neues Testament, wie wir es jetzt besitzen. Erst im vierten Jahrhundert ist die Bibel ihrem ganzen Umfange nach für immer festgestellt worden. Nicht die Schrift war für das zweite und dritte Geschlecht die Grundlage der Kirche, nicht die Schrift, sondern die apostolische Überlieferung.

„Also wieder die Tradition der römischen Kirche, diese geheimnisvolle Sphynx, die seit achtzehn Jahrhunderten Rätsel spricht und auch in unserem Jahrhundert noch nicht ausgeredet hat, die Autorität des Mysteriums, das Orakel des Altertums: das Unbeweisbare, das nichts beweist und doch stärker ist als alle Beweise?" Nur gemach, lieber Leser, die spätere Tradition der römischen Kirche gleicht mehr dem mündlichen Gesetze, das die Rabbinen dem Gesetze des Moses anfügten, als der echt-apostolischen Überlieferung. Denn diese letztere war in nichts anderem unterschieden von der Schrift des Neuen Testamentes, als daß sie mündlich und durch lebendige Zeugen dieselben Wahrheiten

fortpflanzte. Lauschte man nicht mit größerem Interesse dem Berichte einer der wenigen, die noch von der Beresina oder von Waterloo erzählen konnten, als man eine Geschichte von Napoleons Kriegszügen las? Und doch ist der in den Pulverdampf des Schlachtfeldes gehüllte Kämpfer noch nicht einmal der beste Zeuge. Kann man es nicht also sehr gut begreifen, daß noch im zweiten Jahrhundert die ungeschriebene Überlieferung neben und selbst über die geschriebene gestellt wurde, so daß Papias, der älteste Zeuge für die Echtheit und den Ursprung unserer Evangelien, erklärt: „Noch lieber frage ich bei den Alten nach dem, was Petrus oder Andreas gelehrt haben, als daß ich es in den Büchern lese," und daß noch Irenäus und Tertullianus eine Berufung auf die Schrift, ohne die allgemeine und noch lebendige Überlieferung der Kirche den vielfachen Irrlehren des zweiten Jahrhunderts gegenüber für nicht beweiskräftig genug erklärten? Erst als dieser lebendige Strom in hundert Arme geteilt und trübe geworden ist, bewahrt schließlich die Schrift fast allein die reinen Wasser des Lebens.

Und so natürlich dieser Lauf der Dinge war, so entsprach er auch ganz dem Geiste der Apostel selbst. In demselben Maße, wie ihr Gesichtspunkt sich erweiterte und sie erkannten, wie viel sie einem jüngeren Geschlechte überlassen müßten, bauten sie mehr auf diese lebendigen Zeugen ihrer Arbeit, wie sich wiederum die Evangelisten, die Verkünder des Evangeliums, auf ihr Ansehen beriefen. Wir hörten dies bereits von dem Verfasser des Hebräerbriefes; in der Einleitung des Lukasevangeliums steht es noch zu lesen, und selbst Paulus, der ein so großes Gewicht auf seine Berufung und sein Evangelium legte, das er vom Herrn selbst empfangen hatte, erklärt doch, daß er die zwei großen Tatsachen, auf die er sich stützt: Jesu Versöhnungstod und seine Auferstehung, vom Herrn empfangen, also durch Überlieferung von Augenzeugen vernommen und der Gemeinde weiter gegeben habe (1. Kor. 11, 22; 15, 3). So will er nun auch, daß die Gemeinde, seiner eingedenk, die Überlieferung bewahre, oder, wie Judas es ausdrückt, „ob dem Glauben zu kämpfen, der einmal den Heiligen übergeben ist". Und als den großen Heidenapostel im Gefängnis zu Rom der für einen kraftvollen Geist so schmerzliche Gedanke beschleicht, die Waffen gegen das Reich der Finsternis möchten seinen gelähmten Händen entfallen, richtet er hoffnungsvoll seinen Blick auf seinen jungen Freund Timotheus und beschwört ihn, die gesunde Lehre des Evangeliums, das teuer werte Wort der Wahrheit, das er oft und unter vielen Zeugen von ihm vernommen hat, treuen Menschen anzuvertrauen, die geschickt sind, auch andere zu lehren. Es ist, wie man sieht, die Sorge eines sterbenden Vaters, die selbst das vierte Geschlecht noch im Auge behält.

Von dieser geschichtlichen Skizze mußte ich ausgehen, um den eigenartigen Charakter jener edlen Männer zu schildern, die wir Apostolische Väter zu nennen gewohnt sind, das Geschlecht der Kirchenväter, das noch zu den Füßen der Apostel gesessen hat. Die apostolische Überlieferung beherrscht sie noch vollständig, aber sie macht sie auch zu einem festen

Bollwerke gegen den anschwellenden Strom der Irrlehren und zu einem Vereinigungspunkte für die gespaltene und verfolgte Gemeinde. Gerade weil sie das teure Wort so getreulich bewahren, zeichnen sie sich nicht aus durch Originalität, und ebensowenig durch Gelehrsamkeit. Das auf sie folgende Geschlecht wurde ebenso durch eine gelehrte Gegnerschaft wie durch die Künsteleien eines philosophierenden Christentums zu gelehrten Studien genötigt, verlegte sich auch bald auf Schriftgelehrsamkeit und suchte seine christliche Überzeugung wissenschaftlich zu ordnen und zu rechtfertigen. Aber die Apostolischen Väter zehren noch ganz vom apostolischen Evangelium selbst, sie sind vieleher das Echo davon als die Erklärung. Ihr größtes Verdienst um die Kirche war das Zeugnis ihres Lebens, in dem die Wiedergeburt durch Christus und die Überwindung der Welt in ihm zum Ausdrucke kam, und das sie meist mit ihrem Märtyrertode besiegelten; die Hülfe aber, die sie uns bei der Lösung unserer Aufgabe leisten, ist die des Vollmondes, der noch einmal das Licht der Sonne widerstrahlt, nachdem sie selbst schon untergegangen ist.

Da es uns hier nicht darum zu tun ist, für die Autorität der Bücher des Neuen Testamentes und noch viel weniger für ihren göttlichen Ursprung Beweise zu sammeln, beschränken wir uns in dieser Hinsicht auf die Bemerkung, daß der Schluß: die Apostolischen Väter führen diese Bücher nicht an, also kannten sie sie auch noch nicht — fehlgeht. Man könnte daraus höchstens den Satz ableiten: Also gab es noch keine geordnete und allgemein anerkannte Sammlung dieser Schriften, oder sie hatten bei der Gemeinde neben dem lebendigen Worte noch keine unbedingte, göttliche Autorität. Und diese Folgerung ist richtig. Aber auch dann bleibt es bemerkenswert, daß die ganze apostolische Überlieferung, einschließlich Justinus des Märtyrers, der im Jahre 167 starb, nichts anderes und nichts mehr enthält — bis auf sehr geringe Goldkörner, die in dieser Mine noch übriggeblieben sind —, als was in den Büchern des Neuen Testamentes mehr geordnet und vollständig vor uns steht.

Doch hören wir die Apostolischen Väter selbst. Der erste Zeuge, der uns hier begegnet, ist Clemens von Rom. Er wird von den folgenden Kirchenvätern als ein trefflicher Schüler der Apostel, einer der Ältesten oder Bischöfe der römischen Gemeinde sehr gerühmt. Wir haben von ihm einen Brief an die Korinther, worin er ganz in den Fußstapfen von Paulus wandelt. Nachdem das Eintreten und die Autorität der letzteren die blühende aber hadersüchtige Gemeinde zur Ruhe gebracht hatte, erhob nach Paulus Tode die Zwietracht von neuem ihr Haupt. Der Apostelkreis ist ausgestorben oder, wenn Johannes noch lebt, so dringt doch seine schwache Stimme, die noch in der Gemeinde spricht: Kindlein, liebet euch untereinander! nicht von Ephesus nach Korinth hinüber. Nun faßt Clemens die Aufgabe des Paulus von neuem an, und sein Eintreten war von solchem Erfolge gekrönt, daß die Gemeinde in Korinth seinen Brief treu bewahrte, wenn er auch

— schon wegen seines äußeren Umfanges — nicht unter die Bücher aufgenommen wurde, die auch anderwärts in den christlichen Gemeinden vorgelesen wurden.

Wie die Veranlassung zu diesem Briefe Streit und Zwietracht war, so atmet er von Anfang bis zu Ende den Frieden des Glaubens. In diesem Punkte wird Clemens sogar beredt; denn wenn wir die Apostolischen Väter das Echo oder den Abglanz des apostolischen Zeitalters nannten, so geschah es keineswegs in dem Sinne, in dem schreiblustige aber beschränkte fromme Leute später die apostolischen Worte mit allerlei Fabeln vermengten oder durch breite Ausmalungen ihrer Kraft und ihres Geistes beraubten. Nein, diese Väter verhalfen dem Leben zum Ausdruck, das die Apostel in ihre Seelen gepflanzt hatten, sie waren keine Nachbeter oder Nachschreiber ihrer Worte. Man urteile selbst. Dem Hochmute, der Mißgunst und dem Neide, durch die die korinthische Gemeinde zerrissen wurde, stellt Clemens die Ordnung des Weltalls gegenüber und schreibt:

„Die Himmel, von Gott regiert, sind ihm in Frieden untertan. Der Tag und die Nacht wechseln mit einander regelmäßig ab. Die Sonne und der Mond und die Sterne vollenden ihren Lauf ohne die geringste Verwirrung. Die fruchtbare Erde bringt für Menschen und Tiere Nahrung hervor. Die Wogen des Meeres werden von seinem Winke geleitet, und er spricht: Bis hierher und nicht weiter! Lenz und Sommer, Herbst und Winter folgen einander in geregelter Ordnung. Die Winde werden zu bestimmten Zeiten gleichsam an ihre Plätze gestellt, und die Brunnen sind wie die Mutterbrust der Erde, die die Menschheit labt. Ameisen und Bienen leben in Eintracht in ihren Stöcken. Denn der große Werkmeister und Herr des Weltalls hat geboten, daß alles in seiner Ordnung geschehen solle. Er hat alles gut gemacht, uns aber hat er mehr als überflüssig Gutes getan, uns, die wir unsere Zuflucht zu seiner Gnade genommen haben durch unsern Herrn Jesus Christus. Ihm sei alle Ehre und Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Aber noch mehr erinnert uns Clemens an die Apostel, wo er des Christen Berufung im Leiden und Dulden erkennt, hinschauend auf Christus und seine Apostel, wie Petrus als Märtyrer zur Herrlichkeit eingegangen ist, Paulus siebenmal gefangen, gegeißelt, gesteinigt und zuletzt den Märtyrertod gestorben ist. Darum, so ermahnt er die streitenden Korinther, laßt uns eitle und nichtige Bestrebungen aufgeben, um nach der wahren Richtschnur unserer Berufung zu erkennen, was lieblich ist vor Gott. Schauen wir andächtig auf das Blut Christi, das so köstlich ist vor Gott und das, zu unserer Seligkeit vergossen, der ganzen Welt die Gnadengabe der Bekehrung gebracht hat. Erinnern wir uns auch oft Jesu Lehren zur Geduld und Verträglichkeit. — Und dann folgen noch einige Sprüche, vor allem aus der Bergpredigt, die man in der römischen Gemeinde bereits zu hören gewohnt war, die aber Paulus nie so anführt, wie es Clemens hier tut.

Doch ist es wieder ganz im Geiste dieses Apostels, wenn er schreibt: „Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde und ziert den Gerechten mit guten Werken. Laßt uns darum mit aller Kraft nach seinem Willen uns richten, ein treuer Arbeiter kann seinem Herrn ruhig in die Augen sehen. Doch geschieht es nicht durch unsere Weisheit, Gottesfurcht oder guten Werke, daß wir gerechtfertigt sind, sondern durch den Glauben, durch den der allmächtige Gott uns alle von Ewigkeit her gerechtfertigt hat. Ihm allein sei die Ehre! Sollen wir denn nun ablassen von der Liebe und von guten Werken? Im Gegenteil! Beeilen wir uns dazu! Daß nur alle unsere Gedanken durch den Glauben an ihn fest werden! Jesus Christus ist der Weg, Geliebte, auf dem wir unsere Seligkeit finden, unser Heiland, unser Hoherpriester. Durch ihn schauen wir an die Höhe des Himmels, durch ihn sind die Augen unseres Herzens geöffnet, wird unser von Nebeln umhüllter Verstand erleuchtet, er ist uns der Abglanz der Majestät Gottes."

Aber ich wähle nur hier und da ein stark in die Augen fallendes Wort und übergehe darum die wiederholte Ermahnung der Gläubigen zur Eintracht, da sie doch einen Geist empfangen haben und untereinander Glieder sind, und gebe ihm nur noch einmal das Wort, um zu zeigen, wie Clemens die Predigt von der Auferstehung behandelt, ohne die doch Paulus seine Predigt für eitel hielt. Auch für ihn ist der eingebildete Weise, der den Glauben der verfolgten Christen verspottet und preisgibt, ein Unweiser, und er schreibt: „O, du Tor! Vergleiche dich selbst mit einem Baum, z. B. mit einem Weinstocke. Erst fallen die Blätter ab, dann bekommt er Knospen, dann neue Blätter und Blüten, dann grüne Trauben, und endlich siehst du, daß in kurzem die Trauben reif werden. So zeigt uns der Herr fortwährend im Bilde die Auferstehung, von der er unseren Herrn Jesus Christus zum Erstling gemacht hat, indem er ihn von den Toten erweckte. Laßt uns denn darauf achten, wie auch in der Natur sich fortwährend die Auferstehung vollzieht. Die Nacht geht zur Rüste, der Tag steht auf, der Tag geht unter, und die Nacht bricht an. Die Saat ist gesäet, das Korn vergraben, aber durch die Kraft der göttlichen Vorsehung wird es wieder geweckt, und aus einem kleinen Saatkorn entsteht viele Frucht. Sollten wir denn meinen, daß es allzu wunderbar sein würde, wenn der Schöpfer aller Dinge diejenigen auferstehen läßt, die im Vertrauen eines festen Glaubens ihm gedient haben? Kein Auge hat gesehen, kein Ohr hat es vernommen, und es ist in keines Menschen Herz gekommen, was er denen bereitet hat, die ihn erwarten: das Leben in Unsterblichkeit, die Herrlichkeit in Gerechtigkeit, die Wahrheit in Freiheit, den Glauben im Vertrauen, die Mäßigkeit in der Heiligkeit. Nein, wir können alle diese Dinge mit unserem Verstande noch nicht erfassen. Laßt uns nur alle unsere Kräfte anstrengen, um in die Zahl derer zu gehören, die den Herrn erwarten!"

Da ich hier nur eine kurze Übersicht geben kann, so wird es Zeit, unser Augenmerk auf einen andern von den Apostolischen Vätern zu

richten, von dessen Geschichte uns mehr bekannt ist, wenn auch in bezug auf seine Schriften größere Zweifel vorhanden sind.[1])

Sein Name Ignatius ruft uns von Rom und Korinth nach dem Osten, von wo wir zuletzt die Stimme des Petrus gehört haben. Weckte dieser die Christen zu ihrer schönsten Berufung auf: Christus das Kreuz nachzutragen, so erscheint Ignatius, um diese Berufung in der Hauptstadt der Welt zu vollbringen; und seine Reise ist der Triumphzug des Märtyrers, die Überwindung des Überwundenen.

Nach der Verfolgung Neros konnten die Christen eine Zeitlang aufatmen. Diese Verfolgung war auch mehr die Wut eines blutdürstigen Tigers, als Religionshaß oder Verfolgungssucht. Die Christen wurden dabei als die Parias der Gesellschaft zum Spielball für die wilden Leidenschaften von Volk und Kaiser, verbrannt oder zerrissen. Aber viel gefährlicher wurde es dann später, unter der Regierung einiger im übrigen gerechten und edlen Kaiser, als die Verfolgung aus Grundsatz begann, und das Christentum als ein Frevel gegen den Staat zwei Jahrhunderte lang für außerhalb des Gesetzes stehend erklärt wurde. Und diese Kaiser hatten richtig gesehen: entweder mußte Christus fallen, oder das heidnische Rom mit all seiner Herrlichkeit.

Eine kostbare Denkschrift aus jenen Tagen ist der Brief des Plinius, des Statthalters von Pontus und Bithynien, und des Kaisers Trajanus Antwort darauf. Plinius klagt, daß dieser neue Aberglaube in Kleinasien so überhand nehme, daß die Tempel leer ständen, und die Opfertiere nicht mehr verkauft würden. Er hat indessen selbst auf der Folterbank nichts von den geheimen Greueln, die man den Christen zuschrieb, entdecken können. Nur das Morgenlied, das vor Sonnenaufgang Christus als einem Gott zugesungen werde; die Bruderschaft, wodurch man sich eidlich verband, sich der Sünde zu enthalten; und dann die gemeinschaftlichen Mahlzeiten — das war die ganze Missetat, der ganze Irrtum! Anonyme Ankläger hätten ihm Namen genannt; Schuldige, die ihrer Teilnahme überführt worden waren, hätten nun wieder geopfert und dabei Christus verflucht, aber was solle er tun mit den Übrigen? — Die Antwort des Kaisers ist so mild und menschlich, als sie von seinem Standpunkte aus nur sein

---

[1]) Der Triumphzug des Ignatius nach Rom hat die Legende beseelt, um ihn zu verherrlichen; und mancher, der seine Briefe abschrieb, scheint etwas hinzugefügt oder wohl andere Briefe angeschlossen zu haben. So werden von fünfzehn, die seinen Namen tragen, acht ganz allgemein für unecht gehalten; von den sieben anderen besteht eine längere und eine kürzere Ausgabe, und von manchen Gelehrten werden von den sieben kürzeren Briefen nur drei (der an Polykarpus, an die Epheser und Römer) für echt gehalten. Die Frage nach der Echtheit der vier übrigen hängt mit einer anderen zusammen. Ob nämlich Ignatius bereits das Episkopat in seinem vollen Umfange eingesetzt hat. Um sicher zu gehen, habe ich hier wie anderswo nur die allgemein anerkannten Schriften, deren Echtheit fast keinem begründeten Zweifel begegnet, herangezogen.

konnte, aber gerade darum um so gefährlicher. „Man darf nach den Christen nicht suchen und auf anonyme Anklagen nicht achten; wer die Götter anruft, den muß man frei lassen, was er auch früher gewesen sein mag, erst wenn die Verachtung der Staatsreligion offenbar ist und nicht widerrufen wird, wird sie exemplarisch bestraft.“ Hier ist das Christentum von einem der edelsten Kaiser als Majestätsverbrechen erklärt worden, und die Versammlung der Gemeinde auf eine Stufe gestellt mit einer geheimen, dem Staate feindlichen und gefährlichen Genossenschaft.

Indessen geht aus diesem Schreiben hervor, wie die zuerst von Paulus ausgestreute Saat in Kleinasien reiche Frucht getragen hatte, „so daß,“ wie Plinius sagt, „die Ansteckung aus den Städten sich bereits über das ganze platte Land ausgebreitet hat.“ Aber gerade darum hatten schon Jakobus und Petrus den Gläubigen Verfolgung und Leiden vorausgesagt. Nun war nach Jerusalems Fall und dem Tode der Apostel das Auge der Christen des östlichen Kleinasiens und Syriens auf die zweite Muttergemeinde, auf Antiochien, gerichtet. Hier war Ignatius Bischof, auch ein Mann, der noch die Apostel gekannt und bis vor wenigen Jahren mit Polykarpus zu den Füßen des Johannes gesessen hatte. Die ersten Verfolgungen, mit denen Plinius versuchte, die Irrenden durch milde Mittel zur Bekehrung zu bringen, scheinen sich bereits auch auf Syrien ausgedehnt zu haben. Mit tiefer Entrüstung sah Ignatius den Abfall vieler, aber auch hoch erhaben über diesem Abfall die Krone der Märtyrers. Man hat an ihm selbst ein Jagen nach der Märtyrerschaft getadelt, und es ist wahr, daß er darin unter Paulus und Petrus steht, wenn er auch vielleicht in den Augen vieler seiner Zeitgenossen gerade dadurch noch größer wurde. Ein zweiter Tadel, den man gegen ihn erhebt, ist der, daß er in seinem Abschied an die Gemeinden die Autorität der Bischöfe zu stark betont; aber er forderte dann auch von diesen die Aufopferung, zu der er selbst das Vorbild gab.

Seine vom Strahlenkranze der Legende umstrahlte Geschichte kommt darauf hinaus: Um in dem Mittelpunkte, von dem aus sich noch immer das Christentum verbreitete, ein abschreckendes Beispiel zu geben, wurde Ignatius, als das Haupt der Gotteslеugner, gefangen genommen und auf sein mutiges Bekenntnis hin verurteilt, in Rom den wilden Tieren vorgeworfen zu werden. Trug doch die milde Regierung Trajans diesem beliebten Schauspiele des römischen Volkes gar zu wenig Rechnung. Gefesselt und von zehn Soldaten als Wächtern begleitet, tritt Ignatius die Reise an. Dann und wann wird ihm Gelegenheit gegeben, seine Freunde in Kleinasien zu sehen oder an sie zu schreiben. Die ephesinische Gemeinde sendet einen Bischof, um ihn zu begrüßen. Auch an anderen Orten wiederholten sich wie auf der letzten Reise des Paulus Abschiedsszenen. Aber Ignatius bleibt ruhig wie ein Sieger. „Nun, in meinen Ketten,“ so schreibt er, „lerne ich nichts mehr begehren. Ich habe schon angefangen, gegen die wilden Tiere zu kämp-

sen von Syrien bis Rom, über See und über Land, an zehn Leoparden gefesselt, die man durch Wohltaten nur noch wütender macht. Ihr Unrecht bildet mich mehr und mehr zum Jünger des Gekreuzigten, aber nicht dadurch werde ich gerechtfertigt." In seinem Briefe an Polykarpus in Smyrna beschleicht ihn die Ahnung, daß die Flamme der Verfolgung früher oder später auch nach dem westlichen Kleinasien hinüberschlagen werde, und echt apostolisch lautet seine Mahnung: „Wache, mein junger Freund, als ein rechter Streiter Gottes. Der Kampfpreis ist die Unvergänglichkeit, die Unsterblichkeit. Bleibe fest bestehen in der Wahrheit, wie ein Amboß, auf den man schlägt. Es ist eines großen Kämpfers würdig, geschlagen zu werden, um zu siegen. Wir müssen vor allem um Gottes willen alles ertragen, auf daß er selbst uns ertragen möge. Laß deinen Eifer wachsen. Lerne die Zeiten unterscheiden. Siehe auf ihn, der über und außer der Zeit, unsichtbar und ungreifbar ist, und doch für uns sichtbar wurde, der ohne Schmerzen ist, und doch sich für uns dem Leiden unterworfen und alles ertragen hat." Und an die ganze Gemeinde zu Smyrna schreibt er: „Arbeitet, kämpfet, harret aus in Hoffnung, leidet miteinander. Sucht dem wohlgefällig zu sein, der euch unter seine Fahnen aufgenommen hat; von ihm werdet ihr euern Lohn empfangen; daß also nur niemand ins feindliche Lager überlaufe!" Aber der wahre Held ist nicht hart gegen die Schwachen. „Wenn du nur die treuen Schüler liebst," so ruft er dem Bischof der Gemeinde zu, „so bist du noch nicht barmherzig. Ertrage vor allem mit Sanftmut die Schlechtesten der Herde." Und die Verfolgung beantwortet er mit einer Bitte an die Gemeinde: „Betet für die Ungläubigen, denn es ist auch für sie noch Hoffnung auf Reue, daß sie sich zu Gott bekehren. Befleißigt euch, sie durch eure Taten zu belehren. Seid ihrer Frechheit gegenüber sanftmütig und nachsichtig. Vergeltet ihre Verleumdungen mit euren Gebeten, ihre Irrungen mit eurer Treue im Glauben, ihre Härte mit eurer Güte, wetteifert nie mit ihnen im Hasse. Seid durch eure Sanftmut Nachfolger des Herrn, denn wer hat je mehr Unrecht gelitten als er? Wer ist je mehr beraubt und gehöhnt worden als er?"

In dieser Stimmung erhebt sich der Märtyrer zum frohen Jubelton des Glaubens, der dem kühlen Beurteiler einer späteren Zeit als Überspannung erscheint, der aber stets in den Zeiten bitterster Not für Vaterland oder Kirche eine ganz unbegreifliche Kraft entfaltet hat. Durch manchen Helden ist unser Vaterland zum alten Heldenmut entflammt worden, wie sollten wir also einen Ignatius tadeln, der eine viel schönere Fahne gegen die wilden Tiere, auch die in Menschengestalt, emporhob? „In meinem ganzen Herzen," schreibt er, „ist kein einziger Funke mehr, der für etwas Irdisches glüht. Nun ist der Augenblick da, sehnsüchtig auszuschauen nach dem Besitze Gottes, wie der Steuermann nach einem günstigen Wind, und wie der Schiffbrüchige um einen sicheren Hafen fleht. Und wie schön ist es, von der Welt her zu Gott hin unterzugehen, um bei ihm aufzuerstehen! Mein

Geist kniet vor dem Kreuze nieder, das den Ungläubigen ein Ärgernis, aber uns Seligkeit und ewiges Leben ist — vor dem Kreuze und vor Jesus Christus, der die lebendigen Steine erhebt zur Zinne des Gottesbaues." Und als er vernimmt, daß die Christen in Rom noch auf seine Freilassung bedacht sind, schreibt er ihnen: „Ich fürchte von eurer Liebe, daß sie mir Übles antun wird. Nie werde ich eine so gute Gelegenheit wieder haben, in den Besitz Gottes zu kommen. Streichelt lieber diese wilden Tiere, daß sie mein Grab sein mögen und von meinem Körper nichts übrig lassen, wodurch mein letzter Schlaf beschwert werden könnte. Ich werde erst dann ein rechter Jünger sein, wenn die Welt meinen Leib nicht mehr sehen wird." Aber als der wahre Jünger Christi bleibt er auch auf seinem Triumphzuge nach Rom demütig und schreibt: „Es ist jetzt für mich der Augenblick zu zittern, daß der Hochmut mich nicht zu Fall bringe, und daß ich mich nicht von denen verlocken lasse, die mir schmeicheln. Wer mich einen Märtyrer nennt, geißelt mich. Ich habe das Leiden lieb, weiß aber nicht, ob ich seiner wohl würdig bin. Christus ist mir das Brot Gottes und sein Blut der Trank der unvergänglichen Liebe."

Ignatius Wunsch ging in Erfüllung, und er wurde angesichts des jubelnden Heidenvolkes wahrscheinlich im Jahre 106 oder 107 unserer christlichen Zeitrechnung von Löwen und Tigern zerrissen. Die Überlieferung, von der Poesie seiner edlen Selbstaufopferung bezaubert, legt ihm als letzte Worte in den Mund, was er nach Rom geschrieben hatte: „Ich bin Gottes Weizenkorn, die Zähne der wilden Tiere zermahlen mich zu dem reinen Brote meines Gottes."

Sahen wir eines Paulus väterliche Sorge für die Gemeinden und eines Petrus Ruf zu christlichem Heldenmute in Clemens und Ignatius wieder aufleben, so finden wir auch noch lange nach diesen beiden das Bild des Johannes in Polykarpus bewahrt. Einer der jüngsten Schüler des greisen Jüngers, wurde er selbst in seinem hohen Alter der Lehrer des Irenäus, der erst im Jahre 212 gestorben ist. Durch diese drei Greise ist noch das dritte Jahrhundert mit Christus selbst verknüpft, und des Irenäus Zeugnis kann in unserer Zeit nicht oft genug wiederholt und erwogen werden: „Noch sehe ich Polykarpus vor mir und würde den Platz noch zeigen können, wo der Selige sich niedersetzte, um zu lehren. Seinen Gang, sein Gesicht, alle seine Bewegungen, selbst die Kleider an seinem Leibe würde ich noch zeichnen können. Auch könnte ich seine Reden, die er an das Volk hielt, wiedergeben, und was er über seinen vertrauten Umgang mit Johannes sagte, und wie er zu erzählen pflegte, was er von denen wußte, die den Herrn gesehen hatten. Unaufhörlich gedachte er dessen, was sie ihm von seinen Wundern und seiner Lehre mitgeteilt hatten." Und wenn nun Irenäus erklärt, daß dies alles übereinstimmte mit den Schriften, die zu seiner Zeit bereits bei allen Gemeinden in Gebrauch waren, und ebenso mit der allgemein angenommenen Lehre der Kirche, der Überlieferung, — kann man dann vollgültigere Beweise für das

apostolische Evangelium verlangen, wie es in Überlieferung und Schrift zugleich bewahrt ist?

Wir haben von Polykarpus einen Brief an die Gemeinde in Philippi, der uns beweist, daß der Schüler des Johannes auch der des Paulus hätte sein können. „Kaum darf ich es wagen," schreibt er, „euch über die Rechtfertigung zu schreiben. So wenig wie irgend ein anderer würde ich die Weisheit des seligen und herrlichen Paulus wiedergeben können, der euch, als er unter euch verkehrte, die Wahrheit klar und fest gelehrt hat, und als er abwesend war, euch Briefe geschrieben hat, durch die ihr noch jetzt im Glauben erbaut werden könnt." Aber so demütig Polykarpus auch war, er wurde doch in seinem Alter mehr und mehr der bewährte Ratgeber der Gemeinden, der Vater der kleinasiatischen Kirche. Er bewahrte in ihr die Liebe eines Johannes; aber auch in ihm, dem treuen Wächter des apostolischen Zeugnisses, konnte die Liebe nicht anders als exklusiv sein. Die Überlieferung erzählt, wie er in Rom Marcion von sich stieß, und als dieser fragte, ob er ihn denn nicht erkenne, zur Antwort gab: „Ja, ich kenne dich, aber als den Erstgeborenen des Satans." Und sicher ist, daß er in seinem Briefe an die Philipper diesen Namen jedem gibt, „der eigenmächtig die Lehre des Herrn verfälscht und sagt, daß es weder eine Auferstehung noch ein Gericht gäbe." Die Toleranz unserer Zeit möge solche Worte hart finden, aber die alte Kirche, die noch keinen achtzehnhundert Jahre alten Grund besaß und auch noch keine Heilige Schrift zur Richtschnur hatte, mußte wohl mit Nachdruck alle diese philosophischen Träumereien, die ebenso mit ihrem sittlichen Charakter wie mit dem geschichtlichen Ursprung des Christentums in offenem Widerspruch standen, von sich abschütteln. Trennung sowohl von den heidnischen Philosophenschulen wie von der jüdischen Synagoge war eine Lebensfrage für die junge Gemeinde.

Bekannt ist Polykarps Märtyrertod. Er jagt nicht nach dieser Krone, wie Ignatius. Auch Johannes hatte das nicht getan. Er zieht sich sogar beim Nahen der Verfolgung auf Bitten seiner Gemeinde auf das Land zurück, aber auch da, von Haus zu Haus verfolgt, bewirtet er gastfrei seine Verfolger und gibt sich dann freiwillig in ihre Hände. Den römischen Prokonsul selbst rührt der Anblick des Greises, und er bittet ihn, seine grauen Haare zu schonen und nur ein einzigesmal Christus zu fluchen. Doch seine Antwort lautet: „Ich diene ihm nun seit sechsundachtzig Jahren, und nie hat er mir etwas Übles getan. Wie sollte ich denn meinem Könige, der mich erlöst hat, fluchen können?" Diese Antwort ward sein Todesurteil, und der Scheiterhaufen seine Krönung.

Ich habe noch von ein paar Schriften zu reden, die um so merkwürdiger sind, als von ihren Verfassern wenig mehr als die Namen bekannt sind, und die doch lange Zeit hindurch von vielen Gemeinden auf gleiche Stufe mit den geweihten Schriften des Neuen Testamentes oder doch wenigstens ihnen zur Seite gestellt worden sind.

Die erste ist der Brief des Barnabas, nicht des bekannten Reisegenossen des Paulus, sondern eines bekehrten Heiden, der etwa in den letzten Jahren des ersten Jahrhunderts lebte. Er ist ein Mann der alexandrinischen Schule und ruft uns unwillkürlich den Brief an die Hebräer ins Gedächtnis zurück. Aber Barnabas ist kein Apollos. Er übertreibt den sinnbildlichen oder vorbildlichen, typischen Charakter des Alten Testamentes und spricht von Beschneidung, Sabbat und Opfer als an sich selbst nutzlosen, menschlichen Einrichtungen, die nur insofern, als sie auf Christus hinzielen, einigen Wert besäßen. Was seinen christlichen Glauben betrifft, so zeugt auch Barnabas von Christi himmlischer Herrlichkeit und findet auch in seinem Kreuze das ewige Leben, da sein Blut uns Vergebung der Sünden gebracht hat. Aber im übrigen steht er noch mehr auf dem Standpunkt des Jakobus, der das Evangelium als das neue Gesetz, das Gesetz der Freiheit auffaßt. Daher auch seine Geringschätzung des zeremoniellen Teiles des Alten Testamentes, dessen einzig berechtigter Kern für ihn das Sittengesetz war. „Der Weg des Lichtes," so schließt Barnabas seine Betrachtungen, „ist dieser: Wenn jemand die Seligkeit ererben will, dann muß er durch seine Werke darnach streben. So habt denn den lieb, der euch geschaffen hat, verherrlicht ihn, der euch vom Tode gerettet hat. Seid einfältigen Sinnes, aber reich am Geiste. Haßt alle Heuchelei. Überhebt euch selbst nicht, sondern seid demütigen Herzens. Seid nicht ehrsüchtig. Fliehet die Unzucht. Strafet ohne Ansehen der Person, aber mit sanftmütigem und stillem Geiste. Seid versöhnlich gegen eure Brüder und habt den Nächsten mehr lieb als eure eigene Seele. Während die Heiden ihre Kinder töten, so zieht ihr sie auf mit Sorgfalt in der Furcht des Herrn. Begrüßt die Widerwärtigkeiten, die euch begegnen, als Wohltaten. Seid nicht wetterwendisch; seid gehorsam Gott und eurem Meister, oder, wenn andere euch dienen, so herrscht nicht über sie mit Bitterkeit. Seid mitteilsam, wie ihr die himmlischen Dinge mit euern Brüdern gemein habt. Arbeitet mit euern Händen, aber reinigt vor allem eure Seele, so viel an euch ist, und liebt den wie euern Augapfel, der euch das Wort des Herrn verkündigt. Stiftet nicht Zwietracht, sondern Frieden. Schickt euch nicht mit bösem Gewissen zum Gebet an. Das ist der Weg des Heils und des Lichtes."

Was Wunder, wenn man in den christlichen Versammlungen neben den Ermahnungen der Apostel so gern die des Barnabas vorlas? Sie paßten noch mehr als die der vorgenannten großen Männer für alle Orte. Und wenn nach der kräftigen Sprache eines Paulus und Apollos im zweiten Jahrhundert noch etwas von dem Judenchristentum des ersten übrig geblieben war, so hat Barnabas sicher das Seine dazu getan, um die alten Tempelruinen noch weiter abzubrechen und einen neuen Bau darauf zu errichten, wenn auch nicht mit Händen gebaut. Und wünscht man zu wissen, wie dieser neue Tempel gebaut war? Barnabas selbst sagt es uns: „Bevor wir an Gott glaubten, war die Wohnstätte unseres Herzens wie ein Haus von Menschenhänden gebaut, schwach

und jedem Verderben ausgesetzt, denn es war voll von Abgötterei. Aber nun ist dort im Namen des Herrn gebaut, wie es für einen Tempel Gottes sich ziemt. Denn nachdem wir die Vergebung unserer Sünden empfangen und unsere Hoffnung auf Gott gesetzt haben, sind wir wie neugeschaffen. Nun wohnt Gott wahrhaftig in uns. Durch den Glauben, der in uns ist, durch die evangelische Berufung, die uns zuteil geworden ist, durch seine heiligen Gebote und die Kenntnis, die wir von ihm haben, wohnt er selbst in uns, spricht er in uns. Das ist der neue, geistliche Tempel, der für Gott errichtet worden ist."

Von einem merkwürdigen Buche müssen wir noch sprechen, von einem Buche, das seit der Hälfte des zweiten Jahrhunderts in der alten christlichen Kirche fast denselben Platz einnahm, der so lange Zeit in der reformierten Kirche Bunyans „des Christen Pilgerfahrt" eingeräumt wurde. Ebenso wie dieses Buch lehrte es den Weg des Heils in Allegorien, so ausgearbeitet und durchsichtig, daß auch der Ungelehrteste sie fassen konnte. Origines urteilte noch ein Jahrhundert später darüber, daß es ein sehr nützliches Werk sei und wohl von Gott eingegeben zu sein schien. Noch im vierten Jahrhundert zählten einige Gemeinden es unter die geweihten Schriften, und berühmte Kirchenväter bezeichneten es als eine gute Unterweisung besonders für Anfänger. Nach einem Traumgesicht, in dem Christus dem Verfasser in Hirtengestalt erschien, wird das ganze Buch „der Hirt des Hermas" genannt.

Ich kann hier nur weniges daraus anführen. Der Inhalt ist jedoch fast noch mehr prophetisch als evangelisch, und der Prophetismus des Neuen Testamentes fällt diesmal ganz aus dem Rahmen unserer Betrachtung. Wie bei aller Prophetie, so ist auch der Grundton dieses Buches das: Bekehrt euch! und die Losung: Der Herr kommt! Als Probe nur ein Traumgesicht. Eine alte, weißgekleidete Frau erscheint dem Hermas. Sechs Jünglinge begleiten sie. Diese legen den breiten Grund eines Turmes auf dem Wasser, das Sinnbild der reinigenden Taufe. Große, viereckige Steine, die die Apostel und Apostolischen Männer andeuten, bilden die Grundlage. Andere, aus der Tiefe der Erde heraufgeholt, passen sogleich ohne Ritzen und Fugen: es sind die Märtyrer. Wieder andere Steine bauen die Jünglinge darauf auf, aber manche werfen sie auch weg, und diese bleiben entweder in der Nähe liegen, oder sie rollen weiter, suchen vergeblich das Wasser zu erreichen und stürzen schließlich in den feurigen Abgrund. Das ist das Bild der Abgefallenen, die zum Teil noch gerettet werden, zum andern Teile rettungslos verloren gehen. Der Verfasser läßt uns die Bedeutung nicht erraten, sondern fügt selbst eine ausführliche und für viele einfache Leute sicher nötige Erklärung aller Einzelheiten hinzu.

Doch vielleicht werden einige Lehren des guten Hirten bei Hermas dem Geschmack unserer Leser besser entsprechen als seine Bilder. „Sei einfältig und unschuldig wie ein Kind, das die Bosheit noch nicht kennt, die der Menschen Glück verdorben hat. Sprich von niemandem Böses,

noch höre mit Wohlgefallen auf einen anderen, der Böses spricht. Tue wohl auch mit deiner Arbeit und gib jedem Bedürftigen; die Empfänger werden Gott Rechenschaft geben. Entferne allen Zweifel von dir, wenn du betest. Frage nicht, wie Gott einen so großen Sünder erhören kann; aber bekehre dich von ganzem Herzen und du wirst seine grenzenlose Barmherzigkeit kennen lernen. Reinige also dein Herz vom Zweifel und rüste dich mit starkem Glauben. Höre nicht auf, das Gebet deiner Seele zu beten, und wirst du müde und schwankend, so klage dich selbst an und nicht Gott."

Gern würde ich noch ein Kapitel herübernehmen, das man eine Ausführung der johanneischen Ermahnung, die Geister zu prüfen, ob sie aus Gott sind, nennen könnte, aber ich beschränke mich auf einige kleine, schöne Allegorien. „Siehst du diesen Ölbaum und diesen Weinstock?" sprach ein Engel zu mir. „Der Ölbaum ist unfruchtbar, aber wenn der Weinstock an ihm emporgeleitet wird, gibt er Frucht für beide. So ist es auch, wo der Reiche dem Armen wohltut, und dieser für ihn betet." Und wieder zeigte mir der Engel viele entblätterte Bäume, die mir wie tot erschienen, denn sie waren alle einander gleich. Und er sagte zu mir: „Siehst du diese Bäume? Sie sind ein Gleichnis der Menschen in dieser gegenwärtigen Zeit. Gerechte und Ungerechte werden nicht voneinander unterschieden. Für die Gerechten ist diese Zeit der Winter, erst im Lenz der Ewigkeit werden sie blühen, während die Ungerechten dürr und unfruchtbar bleiben." Endlich schließe ich mit dem Sinnspruche einer anderen Allegorie: „Das Himmelreich ist eine Stadt mit einem Tore, niemand wird hineingehen, es sei denn, daß er den Namen des Sohnes Gottes angenommen hat."

Unser Schlußergebnis ist, in kurzen Worten zusammengefaßt, folgendes. Während die sich absondernden Sekten eigene Systeme bildeten, hatten die apostolischen Männer keins. Sie zehrten noch, wie wir gesagt haben, von dem Worte der ersten Zeugen Christi, zwischen denen niemand von ihnen Partei ergriff. Zeigt auch der eine mehr für Johannes, Petrus oder Jakobus Sympathie, der andere für Paulus oder Apollos, so geschieht selbst dies unbewußt. Christus ist ihnen alles. Nicht ängstlich in ein bestimmtes System eingeschnürt, nicht an die Schule dieses oder jenes Apostels gebunden, bauen sie frei auf der breiten Grundlage des Evangeliums: Gottes Gnade und das ewige Leben in Christus. Und darum gerade ist das Christentum ihnen noch keine Wissenschaft wie den Gnostikern, sondern die sittliche Wiedergeburt der Menschheit.

Zum Beweise für die letztere will ich noch eine Schrift anführen, die man nicht zu denen der Apostolischen Väter rechnen kann, weil uns der Verfasser nicht einmal dem Namen nach bekannt ist. Ich meine den Brief an Diognetus, der möglicherweise auch noch in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts an einen angesehenen Heiden geschrieben wurde, „der sich sehr bemühte, die Religion der Christen kennen zu lernen". Dieser Brief ist dadurch ein Zeugnis für die sittliche Über-

legenheit des Evangeliums voll Einfalt und Kraft, Glauben und Leben geworden. Gern möchte ich ihn ganz anführen, muß mich aber auf diese kleine Probe beschränken.

„Du willst unsere Religion kennen lernen? Wohlan denn! reinige Dich selbst von allem Vorurteil der Gewohnheit und werde, als ob Du noch einmal ganz von vorn beginnen müßtest, ein neuer Mensch. Und dann, sieh einmal, wen man Götter nennt, gleich den Steinen, die man betritt, oder dem Metall, das besser zum Hausrat verwendet wird. Wer solche Götter anbetet, wird ihnen gleich. Die Juden beten nun zwar den einigen Gott an, aber sie bringen ihm in Angst und doch hochmütig dar, was er nicht bedarf. Die Christen aber, von anderen Menschen weder durch Heimat noch Sprache, weder durch ihre Abstammung noch Kleidung unterschieden, sind in ihrem Vaterlande Fremdlinge und finden überall in der Fremde ein Vaterland. Sie heiraten auch, aber sie verstoßen ihre Kinder nicht; sie verkehren auf der Erde, aber ihr Wandel ist im Himmel; sie gehorchen und werden gestraft; sie lieben alle und werden von allen verfolgt. Sie sind arm und machen viele reich; sie sind geschmäht und werden verherrlicht; sie werden verleumdet, aber gerechtfertigt, und die sie schalten, segnen sie. Was also die Seele im Körper ist, das sind in der Welt die Christen. Sie sind überall über die Welt hin verbreitet, sie leben in der Welt, und doch sind sie nicht von dieser Welt: unvergänglich, unsterblich und wie die Seele durch Enthaltung und Leiden geläutert. Es ist ja auch keine menschliche Erfindung. Der Unsichtbare selbst sandte die Wahrheit und das Wort, wie ein König seinen Sohn sendet, aber nicht wie ein Gewalthaber, denn die Welt ist Gott fremd. Einst sendet er ihn zum Gericht, wer wird dann bestehen?

Wer von den Menschen wußte, wer Gott sei, ehe er selbst kam? Wir sehen ihn durch den Glauben. Auch in früheren Zeiten dachte er an uns, aber als das Maß unserer Sünden voll war, gab er seinen eigenen Sohn zum Lösegeld. Darum werden, da dies alles aus Gott ist, je mehr man Christen tötet, desto mehr auferstehen. Verlangst Du auch nach diesem Glauben, so wirst Du einen Vater kennen lernen und ihm nachfolgen, während Du den Betrug und Irrtum der Welt verachtest. Du wirst glücklich sein, weil Du liebst, und um des ewigen Lebens willen verachtest Du den Tod."

XII

Der einige Grund

> Einen andern Grund kann niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. Ein jeglicher aber sehe zu, wie er darauf baue.
>
> 1. Kor. 3, 11. 10b.

Wir haben das apostolische Evangelium in seiner freien Entwicklung verfolgt,[1]) bis das dritte Geschlecht darauf die katholische Kirche, d. h. die Autorität der Bischöfe und die scharf begrenzte Kirchenlehre, zu bauen begann, ohne auch nur von ferne zu ahnen, wie später diese Hierarchie den Geist dämpfen und die Freiheit der Gewissen unter dem bleiernen Drucke des Aberglaubens ersticken werde. Aber soviel Großes und Schönes diese neue Epoche der christlichen Kirche auch zeigt, sie fällt diesmal doch außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung. In den Flammen des Scheiterhaufens, auf dem Polykarpus starb, sahen wir das letzte Abendrot des apostolischen Zeitalters.

Und nun im Rückblick von da aus auf die erste Begründung der christlichen Kirche in Europa fällt unser Auge wiederum auf Paulus, den Mann, dessen scharfer Adlerblick ebenso klar in die Zukunft des Neuen Bundes sah, wie der des Jesajas in die Bestimmung des Alten Bundes. Daß Paulus bereits Streit, Parteiungen und Trennung in der Gemeinde aus Erfahrung kennen gelernt hatte, sahen wir schon früher. Worin er die feste und dauernde Einheit der Kirche findet, wollen wir nun sehen. Prüfen wir zu diesem Zwecke jetzt noch einmal seine Briefe an die Korinther.

Sind auch unter ihnen Parteien, die sich nach anderen nennen,

---

[1]) Vielleicht hat sich jemand darüber gewundert, daß ich im Anfang des vorigen Abschnittes Justin den Märtyrer zwar genannt, aber weiterhin nicht mehr von ihm gesprochen habe. Es geschah deshalb, weil er nicht zu den Apostolischen Vätern gehörte, wiewohl er ihr Zeitgenosse ist. Seine christliche Überzeugung ist die Frucht von Untersuchungen, Philosophie und Studien, nicht der Überlieferung und Erziehung. Merkwürdig jedoch ist es, was er mündlich und schriftlich von den Christen gelernt hat. Man würde aus seinen Werken fast ein fünftes Evangelium zusammenstellen können, das die vier früheren bestätigen würde. Ein so gelehrter und weitgereister Mann ist wohl ein befugter Zeuge für das apostolische Evangelium, wie es in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts überall verbreitet war.

die eine Ehre, nämlich die, der Stifter dieser Gemeinde zu sein, kann man ihm doch nicht bestreiten: Und ob ihr gleich zehntausend Zuchtmeister hättet in Christo, so habt ihr doch nicht viele Väter. Aber nicht auf seinen eigenen Namen hat er diese Gemeinde gestiftet. Nicht Paulus ist für euch gekreuzigt, nicht auf Paulus Namen seid ihr getauft. Und kämpfen die Anhänger des Apollos mit seinen Freunden um den Vorrang, so ruft er: Wer ist nun Paulus? Wer ist Apollos? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig geworden. Ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen, aber Gott hat das Gedeihen gegeben. Denn wir sind Gottes Mitarbeiter, ihr seid Gottes Ackerwerk und Gottes Gebäu.

Gottes Gebäu — das bringt Paulus auf ein anderes Bild, wobei ihm vielleicht der prächtige Tempelbau vor Augen steht, oder auch Jesu Wort an Petrus im Sinne liegt: Auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen. An anderer Stelle vergleicht er mit diesem Bilde die Kirche, wie sie von Gott selbst erbaut ist, benutzt dasselbe Wort wie hier: Der feste Grund Gottes steht und ist unbeweglich und läßt uns auf diesem Gebäude Gottes eine doppelte Inschrift lesen: Der Herr kennet die Seinen, und: Es trete ab von Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt. (2. Tim. 2, 19.). Hier schildert er mehr das Werk der Mitarbeiter Gottes, deren erster er selbst in Korinth gewesen ist, als er den Grund zur Gemeinde legte. Ich, nach Gottes Gnade, die mir gegeben ist, habe den Grund gelegt als ein weiser Baumeister; ein anderer bauet darauf. Aber wer fortbaut, tut es auf seine eigene Verantwortung, und keinesfalls kann er etwas anderes tun als fortbauen. Einen anderen Grund für den Bestand und die Blüte, mit einem Worte für das Leben der Gemeinde legen, das kann er niemals. Doch auch auf diesem einigen Grunde ist der Bau sehr verschieden. Paulus stellt einander gegenüber: Gold, Silber, Edelstein und Holz, Heu, Stoppeln. Er wählt diese Gegenüberstellung nicht wegen der größeren oder geringeren Schönheit des Baustoffes, sondern um damit die Dauer oder die Vergänglichkeit anzudeuten. Wenn noch heute in einer morgenländischen Stadt das Feuer Verwüstungen anrichtet, wie wir sie uns kaum vorstellen können, dann gehen die Holzhäuser und Strohhütten, so zierlich bemalt oder beklebt sie auch sein mögen, zu Hunderten in Flammen auf, während da und dort die steinernen Gebäude stehen bleiben, oder edles Metall wohl schmilzt, aber nicht vergeht. Dies Bild steht Paulus vor dem Geiste, wenn er fortfährt: Eines jeglichen Werk wird offenbar werden, der Tag wird's klar machen, denn es wird durchs Feuer offenbar werden. Der Tag ist hier nach feststehender apostolischer Vorstellung die nahe Ankunft Christi, und das Feuer ist das Feuer des Gerichtes. Jesus selbst sprach wiederholt von diesem Feuer, das prüft, verzehrt, aber auch läutert; er brachte es nicht nur mit der Vollendung der Zeit in Verbindung, sondern sagte auch, er sei gekommen, ein Feuer auf Erden anzuzünden und sah es bereits aufflammen, wie auch Petrus vom Glauben der ersten Christen als von dem Golde, das im Feuer bewährt wird, redet.

Und wie wird es an dem Tage, wenn die Flammen durch Holz, Stroh und Stoppeln schlägt, dem Baumeister selbst ergehen? Wird jemandes Werk bleiben, das er darauf gebaut hat, so wird er Lohn empfangen. Wird aber jemandes Werk verbrennen, so wird er des Schaden leiden; er selbst aber wird gerettet werden, so doch, als durchs Feuer. Hier erkennen wir wieder das edle Herz des Apostels, der, in seinem Gefängnis zur Tatenlosigkeit verdammt, noch von seinen Gegnern bezeugte: Etliche zwar predigen Christum auch um Neides und Haders willen, denn sie meinen, sie wollen eine Trübsal zuwenden meinen Banden, aber ich freue mich doch darin, daß nur Christus verkündigt wird. Selbst die, die in Korinth während seiner Abwesenheit sein Werk lästern und verderben, verdammt Paulus nicht. Sind sie auch seine persönlichen Gegner, so predigen sie doch Christus auf ihre Weise. Ist ihre Arbeit dem Stroh und den Stoppeln gleich, leichter Brandstoff für das feurige Gottesgericht, dann wird ihnen wohl Arbeit und Lohn vergehen, sie selbst aber werden noch wie der Mann, der atemlos und versengt dem Brande entflieht, durch Christus gerettet. So antwortet Paulus auf die bösartigen Verleumdungen seiner Gegner mit dem Wunsche ihrer Errettung!

Bei dem für mich zur Lebensaufgabe gewordenen Streben, echte Freiheit mit festem Glauben zu vereinigen, ruhte mein Blick aufs neue mit Wohlgefallen auf dieser apostolischen Bildersprache. Als vor geraumer Zeit der Kampf mit Rom allzuheftig entbrannt war, suchte ich damit, soweit es angängig war, Ruhe und Frieden zu stiften, und als Endziel dieses Kampfes eine evangelisch-katholische Kirche in Aussicht zu stellen. Und nun, da im Busen der protestantischen Kirche selbst ein Kampf auf Leben und Tod entbrannt ist, komme ich noch einmal mit diesem Worte der Festigkeit und des Friedens zu allen, die, mögen sie auch vielleicht in ihrer Überzeugung mit mir nicht übereinstimmen, doch wenigstens noch meine Stimme zu hören geneigt sind.

Der Grund Christus — dieses eigenartige Kennzeichen des Gottesgebäudes, das die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, fällt uns noch mehr in die Augen, wenn wir die jüdische Religion mit unserer vergleichen. Ihr Grund ist das Gesetz, und niemand kann einen anderen Grund legen als den, der ein für allemal von Moses im Namen Jehovas gelegt wurde. Das Gesetz hat Israel zu dem gemacht, was es ist. Es umfaßt das ganze bürgerliche und religiöse Leben. Und so eisenfest sind seine Formen, daß wir noch nach dreitausend Jahren in dem Juden von heute den Israeliten der Wüste wiedererkennen können. Mag er selbst auch in der tiefsten Unkenntnis seiner eigenen Geschichte und Heiligen Schrift leben, ein Sklave sein der Überlieferungen und Fabeln, oder mag auch der Gebildetere viel Christliches in seine Lebensanschauung aufnehmen, sowohl ein Kind seiner Zeit als seines Volkes sein, er bleibt doch immer Jude und ist aus allen Völkern der Erde heraus zu erkennen. Aber gelänge es auch einst den modernen Juden, wie es bei uns bereits von ihnen versucht worden ist, die Formen des

Gesetzes zu zerbrechen und den Sabbat auf unsern Sonntag zu verlegen, so wäre Israel kein Israel mehr, und im dritten und vierten Geschlechte würde jede Spur seiner Herkunft und seiner Religion ausgelöscht werden.

Anders verhält sich's mit dem Christentum. Als die Apostel die Kirche gründeten, zogen sie nicht mit einem Gesetzbuche unter dem Arme aus, setzten keine mit Gewalt bekleidete Obrigkeit an die Spitze der Gemeinden, grenzten keine festen Glaubensartikel ab und stifteten noch weniger eine philosophische Schule. „Ein Gott, ein Seligmacher", das war ihre Predigt, und auf die angstvolle Frage des Sünders lautete stets ihre Antwort: Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du selig werden; wie auch Paulus, der von dem philosophischen Athen nach Korinth gekommen war, sich vorgenommen hatte, unter ihnen nichts zu wissen als Jesum Christum, den Gekreuzigten.

Diese Predigt von Jesus als dem Christus, dem Gesalbten Gottes, und von Gottes Offenbarung in ihm, die Gnade, die den Sünder durch das Kreuz rettet, und das in Jesu Auferstehung sichtbare ewige Leben ließ den verschiedenen Auffassungen und Anschauungen einen weiten Spielraum und eine große Bewegungsfreiheit. Wo die Geister sich frei bewegen und entwickeln, wo man den Charakter und die Nationalität des einzelnen ungestört läßt, wird die Einheit nie zur Einförmigkeit, so wenig das im Leben der Natur geschieht. Diese Einheit lag in Christus selbst. Deutlich genug steht sein Bild als das des Menschensohnes, der zugleich hoch über allen Gottes Sohn war, im apostolischen Evangelium gezeichnet. Laut genug spricht er Worte der Versöhnung und des Friedens, der Wahrheit und Liebe zu einer verlorenen Welt. Sein freiwilliger Opfertod am Kreuze, als ein Sühnopfer für die Sünde, ist eine Tatsache; seine Auferstehung ist es nicht minder, seine Zukunft wird es einst sein. Nun kann man eine Person verschieden beurteilen, eine Tatsache so oder anders erklären, aber man muß beide entweder annehmen oder verwerfen. So war es mit Christus, seinem Kreuz und seiner Auferstehung. Bei denen, die ihn annahmen und sich durch diesen Glauben geheiligt und selig fühlten, war der erste und einzige Grund gelegt. Mochte nun jeder sehen, wie er weiter darauf fortbaute, wie er die Gemeinde erbaute — wie wir sagen würden — aber ein anderes Fundament legen, das konnte niemand.

Wir sind der Arbeit dieser Bauleute bis reichlich hundert Jahre nach Christus nachgegangen und haben ebenso die Verschiedenheit, wie die Übereinstimmung bemerkt. Sie wägen ihre Worte nicht ängstlich und messen sie nicht mit dem Maße der Rechtgläubigkeit. Sie erkennen keine Oberbotmäßigkeit über den Geist an, der durch Christus frei gemacht worden ist. Jeder entwickelt auf seine Weise sein christliches Prinzip, bald einmal gegenüber dem Sauerteige jüdischer Beschränktheit, bald wieder gegenüber der Philosophie der Heidenwelt; hier in der Hitze der Heimsuchung, dort im Kampfe gegen die Sünde. Aber bei allen bleibt selbst da, wo sie in ihrem Eifer einseitig werden, das

Evangelium unberührt, die apostolische Überlieferung über Christus heilig. Das ist die erste Blüte der Gemeinde gewesen. Ohne Kirchenregierung, ohne Glaubensformeln, ohne Gesetz, ohne feste Schule oder Staatsgewalt hat sie die Welt überwunden unter dem Banner: Friede durch das Blut des Kreuzes.

Doch gab es etwas, das die Kirche, trotz der großen Freiheit des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, nicht in sich aufnehmen konnte, das sie ausscheiden und ausstoßen mußte, wollte sie die Kirche Christi bleiben. Das war jede Richtung, die inmitten der Bekenner Jesu einen andern Grund legen wollte. Denn ebenso wie die jüdischen Geisterbeschwörer, die der Dämonen Herr zu werden suchten durch „den Namen Jesu, den Paulus predigt", suchten auch jüdische Eiferer und heidnische Phantasten sich einzudrängen auf das von den Aposteln in Angriff genommene und bearbeitete Arbeitsfeld. Sie versetzten die Gläubigen in Angst durch die Schrecken des Gesetzes oder kamen zu ihnen mit den Paradiesäpfeln einer höheren Weisheit. Ist es da ein Wunder, wenn die Apostel diese Eindringlinge in so kräftigem Tone abwehren? Laßt sie anderswo versuchen, was sie vermögen; in der Gemeinde kann niemand einen andern Grund legen, als den, der gelegt ist: Jesus Christus. Wo sein Geist in der Gemeinde lebte, war es nicht nötig, solche Irrlehrer förmlich in den Bann zu tun, geschweige sie zu strafen. Sie traten von selbst beschämt in den Hintergrund. Auf diesem Grunde konnten sie nicht bauen.

Bekannt ist Usas trauriges Los, der die Bundeslade des Herrn halten wollte, weil er befürchtete, sie möchte vom Wagen fallen, und der ein Opfer seines unbedachten Eifers wurde (2. Sam. 6, 3—7). Die auf die Apostolischen Väter folgenden Geschlechter sind uns ein trauriges Bild eines ähnlichen Übereifers. Schon Clemens und Ignatius hatten die haderfüchtigen und unruhigen Griechen durch die Autorität ihrer Bischöfe im Zaume zu halten gesucht, und deren Ansehen stieg immer höher, als der Bewahrer der apostolischen Überlieferung und Führer der Gemeinde, die im Namen des obersten Leiters auftraten. Solange die Verfolgung sie wie ein Feuer auf die Probe stellte, war diese gefährliche Macht wenigstens würdigen Händen anvertraut. Aber später? Nein, wir wollen es nicht weiter aufschlagen, das Sündenregister der römisch-katholischen Kirche. Es ist bekannt genug. Lieber werfen wir eine andere Frage auf. Hat diese Kirche im Glauben an ihre eigene Unfehlbarkeit und bei ihrer unbeschränkten Macht über die Gewissen nun ein anderes Fundament gelegt, als es von Paulus auch in Rom gelegt worden war? Ich habe das oft behaupten hören, aber ich werde dem stets widersprechen, auch wenn dieser oder jener Eiferer meint, ich stände damit nicht auf der Höhe. Christus ist noch immer der Heiland, den auch Rom den Völkern verkündigt. Sonst wäre die römische Kirche unrettbar verloren, aber sie ist nur verschlechtert, verdorben und krank. Wie die Rabbinen von dem gutgemeinten Grundsatze ausgegangen sind: Es muß ein Zaun rings ums Gesetz sein, so hat auch der römische

Katholizismus Wall und Mauer um den einigen Grund gezogen und nicht nur mit Stroh und Stoppeln, sondern auch mit scharfen Dornen darauf gebaut. Als die Flamme der Reformation durch sie hin schlug, hat man mit Mühe und Not noch einen Teil davon erhalten. In unserer Zeit schwält wieder das Feuer des Gerichts; wann wird es in heller Flamme auflodern?

Die Reformation hat wenigstens den einigen Grund wieder freigelegt und sichtbar gemacht, und sie hat mit allem Eifer darauf gebaut. Nur darin hat sie gefehlt, daß sie einem anderen nicht die Freiheit ließ, auf seine Weise darauf zu bauen. Luther und Zwingli denken verschieden über das Abendmahl. Was schadet es? Feiert es doch jeder von ihnen zu Jesu Gedächtnis und erkennt keinen andern Namen unter dem Himmel an, in dem der Sünder selig wird. Aber so dachte man damals nicht. Die Sache mußte ausgetragen werden. Und da man die überkommene Autorität der Kirche beseitigt hatte, sollte die Heilige Schrift in einer gelehrten Disputation es ausweisen. Als ob jemals auf diesem Wege der Friede gefunden worden wäre! Hätte man's einfach der Zeit überlassen, der Tag, der mit Feuer prüft, würde es offenbart haben.

Es herrscht unter den Protestanten bis auf unsere Tage eine gewisse Leidenschaft, die Wahrheit in Form einer festen Kirchenlehre für alle und für immer festzulegen. Allein das ist eine Uniform für den persönlichen Christenglauben, die am Ende niemandem paßt. Glaube mir, lieber Leser, in den Tagen, als man die engen Grenzen der kirchlichen Glaubenslehre nicht überschreiten durfte, dachten auch nicht alle dasselbe. Viele verschwiegen, was sie dachten, oder sie dachten überhaupt nicht.

Worin bestand die alte reformierte Kirchenlehre? Ich habe alle Achtung vor ihr, und ich habe bis heute vorzügliche, fromme Kalvinisten kennen gelernt, aber unbegrenzte Sympathie kann ich für ein System nicht empfinden, das überall neben Gold, Silber, Marmor und Quadern auch mit Stroh und Stoppeln gebaut hat. Denn Härte und geistlicher Hochmut, Schwärmerei und phantastische Mystik ist der unzertrennliche Schatten der kalvinistischen Orthodoxie. Recht betrachtet ist die Lehre der reformierten Kirche durch ihren natürlichen Gegensatz zu Roms Werkheiligkeit nichts anderes als ein einseitiger Paulinismus, in den die übrige Heilige Schrift hier und da, wo es paßte, eingefügt worden ist, wo es aber nicht paßte, ignoriert wurde. So kommt es, daß sie, obschon auf die Bibel gegründet, doch aus der Bibel so leicht zu bekämpfen war. Das wäre nicht möglich, wenn die ganze Bibel pauliniſtisch oder auch alt-reformiert wäre. Kann sich jemand auf die Schrift berufen, da hat er auf dieser biblischen Grundlage auch sein Daseinsrecht. Nur einen andern Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist. Seine eigene Schriftstelle mag jeder haben, die er am liebsten in den Vordergrund stellt und behandelt, sein eigenes Evangelium oder einen andern Christus hat er nicht.

Mich dünkt, ich sähe diesen und jenen, in dessen Augen meine Ausführungen höchstens darum noch Gnade finden, weil sie antimodern sind, hier die Stirn falten und diese Blätter mißvergnügt aus der Hand legen. „Nein, das ist eine Karikatur, kein getreues Bild der orthodoxen Richtung! Wir gestehen gerne zu, daß der Ausdruck des Glaubens der reformatorischen Väter einer Verbesserung fähig ist, aber wir stehen doch auf dem Boden der Reformatoren!" Gut, liebe Leser, ich sage auch nichts gegen eure Richtung. Ich sage nur, daß der Lutheraner, der nicht an die leibliche Gegenwart Christi in den Elementen des Abendmahls glaubt, und der Reformierte, der etwas anderes als die menschliche Ohnmacht und die göttliche Prädestination zum Grunde seiner Seligkeit macht, nicht orthodox ist, selbst wenn er mit der alten Orthodoxie die Lebenskraft gemein hat. Gold und Silber und köstliche Steine nahm er wohl herüber, aber Stroh und Stoppeln nicht.

So besteht nun in der Freiheit, mit der uns Christus befreit hat und laßt euch nicht wieder ein anderes Joch der Knechtschaft auflegen! Noch immer träumen manche von neuen Formeln und Glaubensbekenntnissen, die für eine folgende Zeit der Ausdruck der reinen, christlichen Wahrheit, das Band der Einheit des Glaubens sein könnten. Aber was will man dann noch? Den Glauben der jetzt lebenden Gemeinde unter eine Formel bringen und sagen: Wer das nicht annimmt, ist kein Christ? Aber ebenso leicht würde man einen Musterstamm mitten in ein Gehölz setzen können und sagen: Was von diesem Muster abweicht, ist kein Baum. Oder will man aus der Bibel, oder genauer, aus den Büchern des Neuen Testamentes, eine Regel jener streng biblischen Orthodoxie aufstellen? Aber jeder, der auch nur die vorliegenden Ausführungen über das Neue Testament mit einiger Aufmerksamkeit und Zustimmung gelesen hat, wird die Unmöglichkeit davon einsehen. Eine Mosaik von Bibelstellen ist noch kein biblisches System, so wenig wie ein Blumenstrauß ein lebender Strauch ist. Einen Johannes berauben wir seiner Tiefe und Kraft, wenn wir seine Worte in Paulus Briefe einfügen, und wir verderben Jakobus in Grund und Boden, wenn wir ihn mit Apollos in einem Atem sprechen lassen. Deshalb, weil jeder Ton an sich voll und schön ist, bilden sie zusammen noch keinen Akkord.

Aber noch mehr. Eine lange Erfahrung hat mich belehrt, daß dasselbe Christentum unmöglich für alle Menschen passen kann. Wohl derselbe Christus: er ist für alle das Brot des Lebens und der Quell des Heils. Wohl dasselbe Evangelium: denn es klopft an das Gewissen aller Menschen und stellt die gelöste Gemeinschaft mit Gott wieder her. Glaube, Liebe und Hoffnung durch Christus, das ist das unveränderliche Bedürfnis der Menschheit, das unveräußerliche Erbe der Christenheit. Aber darum paßt wieder dieselbe kirchliche Form, die eigene Auffassung und Lehrmethode, die gleiche Anschauung der göttlichen Wahrheiten und menschlichen Pflichten nicht für einen jeden. Hier begegne ich jemandem mit schlichtem, praktischem Sinne, der ebensowenig Anlage

als Zeit zu tiefsinnigem Nachdenken hat, der keinen schweren, inneren Gemütskampf kennt, aber ein offenes Auge für die sittliche Heiligkeit Jesu und ein offenes Ohr für seine Lehren hat. Ich gebe ihm Jakobus zum Führer und weiß, daß er in guten Händen ist. Da ist ein Gemüt, von Leiden geprüft und geläutert, nicht imstande, die Religion in abstrakter Form aufzufassen als etwas, das noch bewiesen und begründet werden muß, aber voll Bedürfnis nach dem: Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Was sollten wir ihn noch mehr plagen durch Gesetze und Systeme? Senden wir ihm Petrus zum Tröster. Er wird ihm willkommen sein. Aber dort wieder wird uns ein Blick vergönnt in ein tief getroffenes Herz. Durch Sündenschuld ist es beschwert, durch Zweifel ist es zerrissen. Oder der Kampf der Welt wird dort gekämpft, die dunklen Wege der Vorsehung oder die Tiefen seines Wortes werden vergeblich zu ergründen gesucht. Sprich da nicht: Sei nur still, mein Freund! Tue deine Pflicht, trage deinen Schmerz und glaube! Nein, der Kampf muß durchgekämpft werden bis aufs Blut: Paulus und Apollos werden dabei willkommene Freunde sein. Und wieder ein andermal begegne ich nicht nur unter Frauen, sondern noch öfter und ausgeprägter unter Jünglingen tief empfindenden, sinnigen Naturen, die für logische Beweisführung kein Organ besitzen, und doch an einfacher Pflichtbetrachtung nicht genug haben; die das Bedürfnis einer mehr unmittelbaren Anschauung des Ewigen und Vollkommenen, einer Gemeinschaft mit Gott empfinden, das die Welt Schwärmerei, und die Wissenschaft Mystik nennt. Für sie würde das Evangelium ohne Johannes nicht vollständig sein.

Laßt jeden auf seine Weise und nach der Wahl seines Herzens aus der Fülle der Gnade und Wahrheit schöpfen, und laßt uns nur die mit Entrüstung abweisen, die Christus zu einem Diener der Unrechtigkeit machen. Alle gekünstelte Einheit der Glaubensüberzeugung ist an sich selbst tot und macht das Christentum zu einem kalten Formalismus. „Aber so läßt man auch dem Irrtum freies Spiel, so weist niemand mehr Stroh und Stoppeln ab, ja, man verhindert es nicht einmal, daß in der Gemeinde ein anderer Grund gelegt, und ein fremder Bau aufgeführt wird.“ Richtig, lieber Leser. Wer die Freiheit haben will, muß auch ihre Ausschreitungen ertragen können. Der Zuchtmeister ist nötig für Unmündige; erwachsene Söhne bedürfen seiner nicht mehr. Ich will nicht bestreiten, daß früher jene feste Lehrbestimmung und strenge Kirchenzucht ihren Nutzen gehabt hat, aber für unsere Zeit verlange ich nur Freiheit und Öffentlichkeit. Auf den Ruf: Hinaus aus der Kirche! hat ein geistreicher Dichter geantwortet: Macht ihr lieber eure Kirche etwas weiter! Daß eine Gemeinde das Recht hat, anders zu handeln, möchte ich nicht bestreiten; der Liberalismus wird zur Tyrannei, wenn man ihn jedem andern aufdrängen will. Aber daß es in unserer Zeit im Interesse der Kirche selbst liegt, jeder Richtung ihre Entwicklung frei zu stellen, haben die letzten Jahre

überzeugend bewiesen. Wenn die eine Richtung die andere in die Acht erklärt und ihre Koryphäen verfolgt hat, so hat die Märtyrerkrone das Gefühl des Unrechtes geweckt und dem Mut und Eifer neuen Reiz verliehen. Bei genügender Freiheit hat eine Sonderbewegung oftmals ihre Rolle bald ausgespielt.

Der Leser verstehe mich recht. Es ist nicht die Frage, ob wir eine moderne Richtung in unserer Kirche verlangen. Als ich vor Jahren gegen die Verfolgung der Reformer alles tat, was ich in meinem kleinen Kreise tun konnte, wünschte ich wahrlich keine Zunahme der von ihnen hervorgerufenen Wirren, und die Orthodoxie hat mir auch wenig Dank dafür gewußt. Nein, aber die Frage ist, da jetzt einmal der Sinn für etwas Neues unserer Zeit in Mark und Bein liegt, alle Studien und die ganze Literatur davon durchdrungen ist, und das sogar mit dem sozialen und politischen Zustand der Welt aufs engste zusammenhängt, ob wir jetzt noch an einer gekünstelten Einheit festhalten, unsere Kirche fest abschließen und alles Neue daraus verbannen können. Vielleicht könnte man die Prediger dazu zwingen, nicht öffentlich davon zu reden, man könnte sogar die klügsten und ehrlichsten unter ihnen entfernen, aber die Gemeinde zu hindern, ebenso zu denken wie jene, das ist unmöglich.

Noch eins. Sowohl die moderne, wie die orthodoxe Richtung unserer Zeit ist im Grunde eine ernste, ehrliche, moralische. Es ist nicht die Heuchelei der gottlosen Päpste am Ausgang des Mittelalters, die die Religion schändlich mißbrauchten, wie einst Kaiphas. Es ist andrerseits ebensowenig der Leichtsinn eines Voltaire, der mit Pilatus spottend fragt: Was ist Wahrheit? Nein, sondern es ist das Heimweh der Menschheit nach der vollen Offenbarung der Wahrheit, der Notschrei der Christenheit nach Frieden für ihre Seele. Personen beurteile ich hier nicht. In der Hitze des Streites wird manches Wort gesprochen, über das man später Reue empfindet. Und noch weniger maße ich mir darüber ein Urteil an, welche Christen noch diesen Namen verdienen, welcher Prediger seinem einst gegebenen Gelöbnis treu geblieben ist. Inwiefern auch in unseren Tagen eine andere Zeit andere kirchliche Gesetze und Formen erheischt, und der Freiheit der Prediger gegenüber auch das Recht der Gemeinden zur Anerkennung gelangen muß, lasse ich hier unerörtert. Aber was ich nicht verschweigen will, ist das, daß die letzten Jahre wieder einen vollgültigen Beweis für Paulus Wort geliefert haben: Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, Jesus Christus.

Frei und öffentlich hat man in diesen Jahren dem widersprochen, was der christlichen Kirche seit achtzehn Jahrhunderten heilig und teuer war. Die Gemeinde ist zum Teil in diese Zeitbewegung mit hineingerissen worden, aber zum großen Teil hat sie geschwiegen in der Hoffnung, daß es nicht zu weit gehen werde, oder sie hat sich wieder dem Palladium der alten Kirche, der festen Kirchenlehre zugewendet. Die Bewegung schritt inzwischen mit einer vielerorts ungewohnten

Schnelligkeit weiter. Aber siehe, sobald man das Gebäude seiner philosophischen Religion immer weiter ausdehnte und endlich über den äußersten Rand des einigen Grundes hinausgebaut hatte, kam es ganz von selbst ins Wanken. Vorher wie nachher sind gerade die Führer, gewandte und gelehrte, oder doch starke Geister, mit dem Brecheisen in der Hand, an ihrem eignen guten Rechte irre geworden. Niemand hat sie verbannt, aber sie haben sich selbst abgewendet. Sie hatten versucht, einen andern Grund zu legen, ein Christentum ohne Christus zu predigen, aber sie sind ehrlich genug gewesen, selbst mit großen persönlichen Opfern die Hand zurückzuziehen und zu bekennen: In die Kirche gehört unsere Arbeit nicht hinein. So wird vorher wie nachher der, der noch zweifelnd am Grenzpfahl des Christentums steht, entweder zurücktreten oder noch einen Schritt weiter tun. Und wer einmal außerhalb des gelegten Grundes steht, arbeitet und baut, mit dem nehmen wir gern den uns angebotenen Wettstreit gegen die Wissenschaft der Ungläubigen auf, wie es Paulus tat, als er schrieb: Wo sind die Klugen? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht? Denn dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch törichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben. (1. Kor. 1, 20. 21.)

Aber wenn so, von selbst oder von ihrem Gewissen dazu gedrängt, fortwährend von uns ausgehen, die nicht von uns sind, sollten wir dann die richten und verurteilen, die doch noch zu Christus gehören und auf seinem Evangelium weiter bauen wollen? Sollte das im Sinne und Geiste dessen sein, der das zerstoßne Rohr nicht zerbrach und den glimmenden Docht nicht auslöschte? dessen, der sprach: Wer nicht wider uns ist, ist mit uns? Laßt sie nur unbehelligt. Niemand wird ein Zeichen tun in meinem Namen und bald darauf wieder Übles von mir reden. — Und möge ihr Christentum als Unglaube erscheinen, weil es in unseren Augen des ersten Merkmals des Glaubens entbehrt, aber der Herr ist es, der richtet. Wir möchten wohl wünschen, wenigstens einige Kennzeichen und Grenzen aufzustellen, außer deren Bereiche man sich nicht Christ nennen und das Evangelium der Gemeinde nicht predigen dürfte, aber die Erfahrung hat bewiesen, daß dies ohne kirchliche Allgewalt und begrenzte Glaubenslehre nicht möglich ist. Laßt sie, das Unkraut und den Weizen, zusammen aufwachsen bis zum Tage der Ernte! Am allerwenigsten hat jemals der weltliche Arm, den gar manche in ihrem Eifer anrufen möchten, der christlichen Kirche etwas genützt, denn sie soll und darf nie ein Reich von dieser Welt sein.

Und sollte es auch alles Stroh und Stoppeln sein, das manche, einer andern Richtung Angehörige, auf dem einigen Grunde bauen? Heute so wenig als sonst. Jede Denkweise, die in den Bedürfnissen der Zeit und des Menschenherzens wurzelt, jede christliche Partei, die das Heil der Menschheit bezweckt, hat ihre Berechtigung, wenn es auch nicht das Recht auf Alleinherrschaft ist, die sie sich etwa anmaßen möchte. Ich wünschte, daß man einander mehr gute Absichten zutraute

und wirkliche Verdienste zu würdigen verstände. Das kann sehr gut mit einer festen eigenen Überzeugung gepaart sein. Mich hat es wenigstens noch nie gereut, von der Gegenpartei zu gut gedacht zu haben. — Alles ist euer, schreibt Paulus, d. h. es gehört euch, es kommt den wahren Gläubigen zu, weil ihr Christi seid, und Christus Gottes ist. Der Irrtum hat seine Zeit, aber was wahr und gut und göttlich ist, hat die Anwartschaft auf die Ewigkeit. Stroh und Stoppeln verbrennt das Feuer des Gerichtes, und schon die Weltgeschichte selbst ist das Weltgericht, aber der Baumeister, der es gut meinte, wird gerettet wie durchs Feuer; und wenn er auch nur einen einzigen köstlichen Stein in seinem Bau angebracht hat, so wird dieser bleiben. Die von Reformern ausgehenden Wirren haben doch das Gute, daß wir den Spuren der Väter der Reformation genauer nachgehen, die man früher noch allzuoft verkannte. Die Anmaßung der modernen Wissenschaft hat uns schon die Bibel in ihrem menschlichen Ursprunge, aber auch die Offenbarung als Gottes Wort und Christus als den großen Menschensohn viel besser kennen gelehrt. Und die große Erschütterung, die jede Umwälzung begleitet, hat dabei wohl manch einen umgeworfen und versinken lassen, hat aber auch Schlafende aufgeweckt und uns den Grund, auf dem wir stehen, schärfer untersuchen lassen.

Sollte unverträglicher, falscher Eifer so gut wie das Sichabschließen und Ausschließen nicht im Grunde doch Unglaube sein? Wenn für einen Augenblick der Wind für das Schiffchen der Kirche ungünstig ist, wenn der Sturm tobt, die Wellen brausen, und ihr wie auf hohen Wogen bebt und ruft: Herr, hilf uns, wir verderben! hört ihr dann nicht in bebendem Herzen die Stimme des Herrn, der euch bei der Hand nimmt und fragt: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? Sollte die Kirche Christi fallen, das apostolische Evangelium verloren gehen? Aber wer kann dann einen andern Grund legen, als den, der durch die Apostel gelegt ist: Jesus Christus, der Gekreuzigte?

Im Zeitalter der Apostel und Apostolischen Väter drohten die gnostischen Sekten die Kirche zu überfluten; sie erst hätten die wahre Weisheit gefunden, die Tatsachen des Christentums mit einer höheren Weltanschauung in Übereinstimmung gebracht. Sie verehrten sogar die Schlange des Paradieses mit ihrem verführenden: Ihr werdet sein wie Gott! Wer kennt heute noch die düsteren Systeme, ja, wer kennt auch nur die Namen aller dieser gnostischen Sekten noch?

Als im fünfzehnten Jahrhundert die Christenheit aus dem Schlafe des Mittelalters erwachte und sich überall nach Rettung umsah, entstand in Italien, und zwar in Florenz, eine Partei christlicher Platoniſten, die das Bild des großen griechischen Philosophen, mit einer brennenden Lampe davor, neben das des Erlösers stellten, und auch aus seinen Schriften die Texte für ihre humanistischen Predigten wählten. Das war, wie man heute sagen würde: „Der Gottesdienst des Genies", — und was ist daraus geworden?

Das Zeitalter der Reformation, das das religiöse Gefühl bis zur

Schwärmerei erhitzte, erneute die alten Irrtümer der Chiliasten, die auf das tausendjährige Reich hofften; stellte das innere Licht und eine neue Prophetie über die Bibel, das Reich der Wiedertäufer über das Reich Christi oder an seine Stelle. Was ist von dem allen übrig geblieben?

Wieder später, als die Protestanten zur Besinnung gekommen waren, und kühles Denken den warmen Eifer ersetzte, meinte man, das Mysterium des Christentums am besten ganz entbehren zu können, wenn man nur seine Moral übrig behielte. Aber die Deisten in England, die Gott nur aus der Natur und aus ihrem eignen Herzen erkennen zu können glaubten, und die Theophilanthropen, die „Freunde Gottes und der Menschen" in Frankreich, die noch bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts bestanden — wo sind sie heute geblieben?

Der Kampf geht vorüber; das Feuer verzehrt die leichten Baustoffe, der Gewinn wird der Sache und Kirche des Herrn zugute kommen, deren Losung bleibt: Immanuel: in Christus ist Gott mit uns. Herrlicher Gottesbau, wann wirst du vollendet sein? Wie manchmal wird noch die Flamme durch die allzuleichte Arbeit lodern? Wir wissen es nicht. Aber gewiß, während der eine seinen Namen auf eine Lehmwand schreibt, und der andere mit nicht geringem Geräusch nichts anderes tut als abbrechen, fahren dort in der Stille Gottes Mitarbeiter fort, Gold und Silber, Marmor und Quadersteine herbeizutragen, und der große Bau breitet seine Flügel weiter aus, und höher empor steigt die Zinne auf dem festen Fundamente Gottes.

Aber was daneben aufgebaut wird, so kunstvoll und zierlich es auch sein mag, es versinkt im Flugsande, auf dem es vergebens seine Stütze suchte. Wenn dann auch unser Geschlecht vorüber gegangen ist, und eine kommende Zeit mit hochherzigem Mitleid auf die Torheiten und Streitigkeiten, die Beschränktheit und Unkenntnis unserer Zeit niederschaut, dann wird auch das Herz des Sünders noch das Zeugnis ablegen: Es gibt auch in dieser hocherleuchteten Zeit nichts Besseres als Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen; und die Greise dieser künftigen Tage werden sagen: Das war es, was uns unsere Väter überliefert haben, und einst unsere Kinder noch schauen werden. Komm, Herr Jesu, ja komm bald! Amen.

Abschied

Vielleicht überrascht dieser Schluß noch manchen von meinen Lesern. Wenigstens ist mir von mehr als einer Seite gesagt worden, daß man ihn noch nicht erwartete oder wünschte. Dieses dauernde Interesse zeigt, daß man wohl auch einmal eine andere Stimme hören möchte, als die gewöhnliche Tagesstimme. Dadurch ermutigt, bekam ich selbst Lust zur Fortsetzung; aber wie mich vorher das Gewissen gegen Willen und Dank zu sprechen drang, erlegte es mir nun Schweigen auf. Ich habe meine Aufgabe, so gut ich konnte, erledigt. Würde ich fortfahren, so würde etwas anderes daraus.

Und was würde es dann sein? Ein eigenes System, wenn man's so nennen will. Ein Versuch, von dem von mir gewählten Standpunkte aus dem Worte Gottes nachzugehen in der Verheißung, der Gesetzgebung und der Prophetie der alten Zeit und der durch Israels religiöse Philosophie und gottgeweihte Poesie gegebenen Antwort — weiterhin ein Versuch, in den geweihten Urkunden, in der Geschichte und in des Menschen Herz das Wesen und das Recht der Messiaserwartung kennen zu lernen, und nach dem Evangelium das Bild Christi zu zeichnen, der sie erfüllte — ein Versuch endlich, die sittliche Kraft der großen Wahrheiten, die die christliche Kirche zu allen Zeiten festgehalten hat, nachzuweisen, als da sind: Heiligkeit und Sünde, Gericht und Versöhnung, Auferstehung und ewiges Leben, endlich Gnade und Wiedergeburt mit ihren drei Töchtern: Glauben, Hoffnung und Liebe. — Ich nenne dies alles, was meinem Geiste als schönes Ganze vorschwebt, damit vielleicht ein jüngerer Geistesverwandter, mit größerer Glaubenskraft und Gelehrsamkeit ausgerüstet, meine Arbeit aufnehme und fortsetze. Denn es ist meine innige Überzeugung, daß die christliche Theologie wieder von neuem und mit junger Lebenskraft in Angriff genommen und durchgearbeitet werden muß, auch von einem gläubigen und zugleich freien Standpunkte aus, wie ich ihn so gut wie möglich gezeigt habe, und daß es nicht genug ist, ja, der guten Sache mehr Schaden als Nutzen bringt, wenn man das Alte etwas modernisiert und von der Kirchenlehre die scharfen Ecken abschleift. Aber ich glaube in dieser Beziehung schon genug in dem Vorstehenden gesagt zu haben, und muß es nun andern zu reiflicher Erwägung anheimstellen. Mich ruft in der nächsten Zeit andere Arbeit, wenn sie auch ganz dasselbe Ziel im Auge hat.

Indessen, wenn ich auf den Augenblick zurückschaue, als ich mit

fast bebender Hand die Feder ergriff, wie hat sich in dieser Zeit der Kampf entwickelt, und sind aus den Staubwolken des Schlachtfeldes bereits bestimmte Trupps zum Vorschein gekommen und haben ihre Fahnen deutlicher entfaltet! Wohl gehen wir mit Volldampf voraus. Aber die Fahrt mit Dampf erschreckt die, die noch nicht daran gewöhnt sind. Sie mag gefährlich scheinen, und es für manche auch sein, aber sie führt doch schneller zum Ziele. Wer dies Ziel zu erkennen sucht und die Bewegung überschauen will, der beschränke sich vor allem nicht auf seinen kleinen Kreis oder auf das, was in der Nähe eines einzigen Streiters geschieht. Das war wohl manchmal der Fehler meiner Gemeinde, und ich weiß, daß es manchen nicht gefiel, daß ich den Gegnern nicht schärfer auf den Leib rückte. Aber ist denn unser Ort und unser Vaterland die Welt?

Überschauen wir die ganze protestantische Christenheit, und insbesondere die unseres Landes, dann bemerken wir, wie sich die orthodoxe, die moderne und die evangelische Richtung ihrer Prinzipien immer klarer bewußt werden, und die der Gegenpartei immer besser erkennen. Vor einem halben Jahrhundert war die orthodoxe allgemein als muckerisch gebrandmarkt, heute hat die Nemesis die gemäßigte liberale ereilt und sie als kraftlos, veraltet und nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehend, verschrien. Diese Schreie gehen vorüber, und das Recht einer jeden moralischen, christlichen Denkungsart tritt ans Licht. Werfen wir nur einander nicht allgemein die Sünden des Lagertrosses vor, der sich an jede Kriegsmacht anschließt. Der wahrhaft Rechtgläubige sieht in der unsittlichen und häßlichen Mystik, der Moderne in der Spottsucht und Gottesleugnung, der evangelische Christ in der Lauheit und Prinzipienlosigkeit nur die Karikatur seiner eigenen Denkweise und weist sie mit Entrüstung von sich zurück. Ja, es ist nicht auffallend, wenn er sich mehr zur Gegenpartei hingezogen fühlt, als zu dem Feigling oder Verräter, der seine Fahne mißbraucht. Außerdem gibt es in jeder Richtung viele Nüancen, mögen sich auch die Prinzipien scharf voneinander unterscheiden.

Abgesehen von der heutzutage bestimmter ausgesprochenen Meinung der Kämpfenden, sind wir auch in einer andern Hinsicht weiter gekommen. Viel allgemeiner ist heute die Erkenntnis der großen Wahrheit: Kein Christentum ohne Christus, keine Religion ohne Wahrheit — und somit auch ohne Dogma. Wenn ich Namen nennen wollte, würde ich gerade aus letzter Zeit merkwürdige Zeugnisse dazu anführen können. Die alte Johannesfrage: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten? ist in unserer Zeit wieder mit treffendem Nachdruck beantwortet worden. So viel wir auch für Christus streiten, wir tun es doch mit dem Frieden Gottes im Herzen, oder sonst tun wir es nicht. Des Menschen Zorn tut nicht, was vor Gott recht ist, sagt Jakobus, das gilt für Mann und Frau. Gottes Wort hat diesen Zorn nicht nötig, und es wird ihm mit unserer Leidenschaft am allerwenigsten gedient. Die Welt kann dies Wort nicht entbehren

und zehrt nicht lange an den Steinen, die man ihr an Stelle des Brotes reicht.

Auch das ist ein Gewinn aus dem Streite unserer Tage: Der sittliche Wert des Evangeliums ist dadurch klarer ans Licht getreten. Ebenso wie in alter Zeit unter Israel das Gesetz, so klopft es an das Gewissen der Menschheit. Erst wenn die Welt kein Gewissen mehr haben würde, wäre seine Kraft erschöpft; aber dann wäre auch die Menschheit, oder vielmehr die überbildete Welt, reif zum Untergang. Das wolle Gott verhüten! Der Unglaube selbst lebt nur noch durch einen Rest des Glaubenslebens, wie der hohle Baum noch grünt und blüht durch seinen Bast. In sich selbst hat er nur die Kraft zur Auflösung und Vernichtung. So kommt es, daß aller Unglaube durch eine natürliche Rückwirkung, eine Reaktion, zum Überglauben oder Aberglauben zurückführt. Das Pendel geht links und das Pendel geht rechts, bis der Zeiger auf der Mitternachtsstunde der Weltgeschichte stehen wird, die zugleich die erste Sekunde ist für die Morgenstunde der Ewigkeit und des vollendeten Gottesreiches.

Ich bin zu Ende. Möge auch von dem, was von mir aufgebaut wurde, das Stroh und die Stoppeln ruhig in Flammen aufgehen.

Unsere Erkenntnis und unsere Weissagung ist Stückwerk. Fern sei von mir die Meinung, den Stein der Weisen gefunden, oder den Streit unserer Zeit entschieden zu haben. Ich bin zufrieden, daß man mich ruhig aussprechen ließ. Ich hatte das nicht erwartet, und habe darum einige stichelnde Worte kaum gehört. Ich werde daher auch nicht darauf antworten. Gegen Hunde zu kläffen ist ein törichtes und unfruchtbares Werk. Ernste Einwände hoffe ich immer ertragen zu können, und von eines anderen Glauben und Wissen zu lernen; aber das hoffe und wünsche ich auch und bitte meinen Gott und Erlöser darum, daß, wenn mein kurzer, irdischer Arbeitstag vorüber ist, und die Nacht kommt, in der niemand mehr wirken kann, ich dann von diesem Kampfplatze scheiden möge, noch in der Hand die Fahne des apostolischen Evangeliums, und mit dem Glauben im Herzen.

Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit.

Haag. **C. E. van Koetsveld**

Und
Stroh und
jemandes
empfangen.
Schaden le
Feuer. Hi
in seinem
Gegnern b
und Hader
meinen Ba
kündigt wi
sein Werk
auch seine
Weise. Is
Brandstoff
und Lohn
atemlos un
So antwor
mit dem A

Bei de
Freiheit m
neue mit B
geraumer
ich damit,
als Endziel
sicht zu stell
ein Kampf
mit diesem
sie auch vie
doch wenigs

Der Gr
gebäudes, d
uns noch me
vergleichen.
Grund lege
Jehovas gel
es ist. Es
eisenfest sin
in dem Jude
Mag er selb
und Heiliger
Fabeln, oder
anschauung
sein, er blei
heraus zu er
wie es bei u

dem Tage, wenn die Flammen durch Holz,
lägt, dem Baumeister selbst ergehen? Wird
das er darauf gebaut hat, so wird er Lohn
jemandes Werk verbrennen, so wird er des
aber wird gerettet werden, so doch, als durchs
ir wieder das edle Herz des Apostels, der,
Tatenlosigkeit verdammt, noch von seinen
e zwar predigen Christum auch um Neides
sie meinen, sie wollen eine Trübsal zuwenden
freue mich doch darin, daß nur Christus ver-
die in Korinth während seiner Abwesenheit
rderben, verdammt Paulus nicht. Sind sie
gner, so predigen sie doch Christus auf ihre
em Stroh und den Stoppeln gleich, leichter
Gottesgericht, dann wird ihnen wohl Arbeit
elbst aber werden noch wie der Mann, der
n Brande entflieht, durch Christus gerettet.
die bösartigen Verleumdungen seiner Gegner
rrettung!

r Lebensaufgabe gewordenen Streben, echte
ben zu vereinigen, ruhte mein Blick aufs
dieser apostolischen Bildersprache. Als vor
mit Rom allzuheftig entbrannt war, suchte
igig war, Ruhe und Frieden zu stiften, und
ß eine evangelisch-katholische Kirche in Aus-
da im Busen der protestantischen Kirche selbst
Tod entbrannt ist, komme ich noch einmal
igkeit und des Friedens zu allen, die, mögen
Überzeugung mit mir nicht übereinstimmen,
Stimme zu hören geneigt sind.

– dieses eigenartige Kennzeichen des Gottes-
der Hölle nicht überwältigen sollen, fällt
n, wenn wir die jüdische Religion mit unserer
das Gesetz, und niemand kann einen anderen
r ein für allemal von Moses im Namen
as Gesetz hat Israel zu dem gemacht, was
nze bürgerliche und religiöse Leben. Und so
n, daß wir noch nach dreitausend Jahren
Israeliten der Wüste wiedererkennen können.
tiefsten Unkenntnis seiner eigenen Geschichte
ein Sklave sein der Überlieferungen und
Gebildetere viel Christliches in seine Lebens-
ohl ein Kind seiner Zeit als seines Volkes
Jude und ist aus allen Völkern der Erde
gelänge es auch einst den modernen Juden,
ihnen versucht worden ist, die Formen des

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 306
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
05 16000
UB Rostock
the scale towards docum